AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.

C.1

Grote'sche Sammlung von Werken
zeitgenössischer Schriftsteller / Band 183

*

Hans H. Hinzelmann

Der Freund und die Frau des Kriegsblinden Hinkeldey

*

Hans H. Hinzelmann

Der Freund und die Frau des Kriegsblinden Hinkeldey

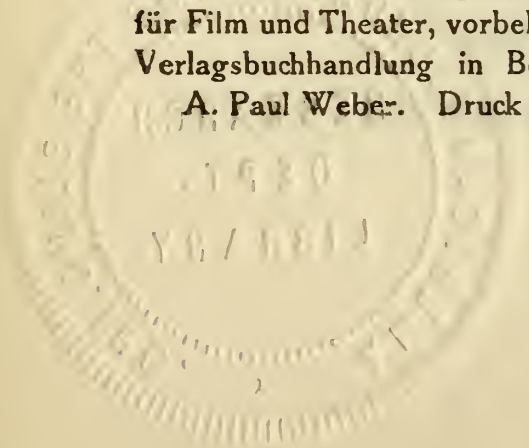
Roman

Berlin 1930
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung

LIBRARY

HV2345
H
cop. 1

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in andere Sprachen, der Übertragung im Rundfunk und der Bearbeitung für Film und Theater, vorbehalten. Copyright by G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin 1930. Einbandentwurf von A. Paul Weber. Druck von Fischer & Wittig, Leipzig.



I

Als im Sommer 1914 der Unteroffizier der Reserve Hinkeldey ins Feld mußte, war er keiner von den Jüngsten mehr. Während der ersten Jahre hatte er Glück, immer mit nur leichteren Verwundungen aus dem Schlamassel der Westfront in die Lazarette der Etappe zu kommen. Erholungsdusel, wie man damals sagte. Doch nur zweimal gelang es ihm, längeren Urlaub in die Heimat zu erhalten. Zuletzt der Genesenenurlaub über Weihnachten 1916. Nach dieser Zeit blieb er wie von Pech verfolgt. Selbst als ihm im Herbst 1917 bei der Offensive in den Argonnen ein Granatsplitter die Schulter fast bis zur Lunge aufriß, deren Ausheilung im Winter keine leichte Sache war, mußte Hinkeldey, kaum richtig ausgeflickt, sozusagen noch bettwarm aus dem Lazarett im oberbayrischen Höhenluftkurort gleich wieder direkt an die Front.

Hier im Westen bereiteten sich zum Frühsommer 1918 ganz große Dinge vor. Wir wußten zwar, daß unsere Gegner drüben genau so vom Defaitismus angefressen waren, wie auch uns mächtig flau geworden war. Aber uns blieb gar nichts anderes übrig, als noch rasch zu siegen, ehe das gegen uns in den Krieg eingetretene Amerika seine Menschenreserven drüben einzusetzen begann. Weswegen die Deutsche Oberste Heeresleitung eine neue Offensive vorbereitet hatte, die alle bisherigen Ausmaße an Menscheneinsatz wie Materialverbrauch

übertraf. Das sollte diesmal den endlichen Sieg erzwingen so sicher wie das Amen in der Kirche. Hierzu brauchte man jeden der friedensgedienten alten Leute. Das aus der Heimat nachrückende Ersatzgemüse war unverwendbar wie Unkraut. Jeder in der Technik des Grabenkrieges erfahrene alte Frontsoldat bedeutete in dem unsicher gewordenen Mannschaftsgemengsel einen Festungssturm. Erst die blutige Routine dieser alten Führer, ihre Fronterfahrung im Stellungskampfe war es überhaupt, wodurch Kompagnien und Batterien bis zuletzt wie eine Mauer hielten und immer wieder gegen den übermächtigen Feind stehen blieben.

Allerdings war auch Hinkeldey, ebenso wie sie alle, schon angefressen von der Zermürbung, immer aus einer Bredullje in die nächste vorgeworfen zu werden. Seine Nerven drohten zu zerreißen, ewig eine lebende Null mit Erkennungsmarke um den Hals und Heldenanwartschaft für den Leichnam zu sein. Nach vier Jahren solchen Räuberlebens, erst in Flandern, dann an der Aisne, jetzt im Lehm beim Chemin des Dames, machte man sich seine eigenen Gedanken über Kriegsziel, Sieg, Frieden. Ja, es würgte auch in Hinkeldey der Ekel gegen Mord, Blut, Gehorsam, es rumorte rebellische Wut des Verstandes gegen den Irrsinn Krieg und Sieg.

Unsere mächtige Sommeroffensive verpuffte wie ein gottverfluchtes Riesenfeuerwerk. Ehe man sich versah, mußte man, statt vorwärts, langsam rückwärts gehen, und so zum Ausgang des Sommers 1918 waren wir überraschend in eine gänzlich veränderte Kampftechnik hin-

eingezwungen worden. Die Massenmordmaschine der amerikanischen Fronteinsätze schickte ihre mechanischen Stahlfänge vor. Unabreißend brach eine Gegenoffensive über uns herein, als wenn alle Gefechtshandlungen, Großkampfaktionen, Massenmetzeleien der verflossenen Kriegsjahre nur ein Vorspiel zur Grausamkeit des Kriegstheaters gewesen seien. Kotzdonner, wer damals den amerikanischen Gentelmännern visavis lag, der merkte bald, nun ging es nicht mehr zehn gegen eins, Cornedbeef gegen Kohldampf, nicht nur ausgemergeltes, ausgesogenes, zerschundenes deutsches Heldentum gegen nervenfrischen Menschenersatz. Ach was, jetzt ging es überhaupt nicht mehr Menschen gegen Menschen; hier begann eine ganz neue Macht, nämlich die des Goldes der Wallstreetbankiers, sämtliche Erfahrungen von in vier Kriegsjahren gesammelten Mordtechniken rationalisiert auszunutzen, um nach Standardsystem U. S. A. das alte Europa von „the Kaiser" zu erlösen. Der Messias waren die neuesten Festungstanks, die zu ganzen Panzergeschwadern heranschwärmten. Flammenwerfer waren die Engel mit den feurigen Schwertern, die über den Erdboden hinspritzten und jeden lebendigen Atem auskehrten. Dahinter schoben sich fahrende Panzergewölbe mit schweren Schnellfeuerbestückungen, darinnen mit allen technischen wie chemischen Hilfsmitteln geschützte, satte, junge Menschen, wie auf Sport trainierte Bedienungsmannschaften steckten. Dagegen standen wir mit unseren armseligen Kuckuckseiern von Handgranaten, mit ausgeleierten Geschützrohren, ausgemergelten Soldaten-

leibern. Von den Fünftonnertanks, die Stahlwolken gleich heranschoben, wurden unsere granatensicheren Betonstellungen eingedrückt wie kleine Maulwurfshaufen. Die Kameraden, die bis zuletzt in ihren Bunkerlöchern aushielten, oder die nicht mehr zurückwußten oder fanden, alles was in unseren Gräben stak, wurde von den ungeheuerlichen Totengräbern sanft und harmlos zugeschüttet, so in den Erdboden hineingewalzt, wie Larvengeschmeiß zerstampft, vernichtet wird.

Die amerikanische Technik siegte mit Hurra für Wallstreet. Nach heroischem Schlußkampf auf einem von Menschheitsteufeleien zertrümmerten Lavafelde waren unsere sogenannten Fronten zerknickt, zerschachtelt, es existierte keinerlei gefechtsmäßige deutsche Einheit mehr. Deutsche Verzweiflungskämpfe der vordersten Rückzugsformationen glichen zersplitterten Inseln, Regimenterteile, Kompagniefetzen, Korporalschaften, einzelne fremde Männerken, durcheinander gegen Amerikaner, Inder, Engländer, Tunesen, Belgier, Siamesen, Franzosen. Siegermassen mordeten verzweifelte Menschenbüschel. Es war ein systemloses Raubtiervernichten. Gastanks räucherten, Feuerspeier spritzten, Torpedogranaten pflügten, Minen rissen wunde Erdkruste zu meterklaffenden Kratertrichtern. Unsere armen Hasen konnten schon gar nicht anders mehr, als nur noch in ihre mangelhaften Gasmasken hineinzuschluchzen, hineingedrückt in einer Erdnarbe zu liegen, bis sie tot waren, oder lebendig blieben. Das war alles kotzgleichgültig geworden! Unsere Feldartillerie, keinen Deut besser

dran, oft keine zwanzig Schritt hinter dieser zerfetzten Infanterie, pfefferte Granaten irgendwo hinein, biß sich ohne jede Gefechtsleitung irgendwie durch Menschenleiber und Erde. Sündflut tobte. Mensch tötete Bruder Mensch. Potenzierte Massenwirkungen rasten über uns als Triumph der hochentwickelten Kultur, der Technik, der Wissenschaften. Das Grauen des Krieges hatte sich bei Kriegsausgang an Grausamkeit und Grausigkeit selber übertroffen. Zur Zeit dieser letzten offensiven Kampfhandlungen wurden in die Lazarette unserer westlichen Gegner deutsche Verwundete haufenweise eingeliefert, die so furchtbar verstümmelte Lebensreste von Menschenkörpern waren, daß niemals festgestellt werden konnte, zu welchem Truppenteil oder Frontabschnitt oder in welche Heimat das armselig nackte Stück Menschenunglück gehörte.

Als Johannes Hinkeldey wieder zu sich kam, lag er in einem Lazarett bei Lüttich.

Der Schwerverwundete hatte, wie so viele dieser Halbtoten, wochenlang in Agonie hingedämmert. Als erster der wieder funktionierenden Sinne stellte sich plötzlich die Gehörfähigkeit wieder ein. Pflegerinnen sahen, wie der Bandagierte bemüht war, sich nach dem Schall gesprochener Worte zu drehen. Aber es dauerte danach noch sehr lange, ehe ihm die Gegenwart begreiflich gemacht werden konnte. Man erzählte ihm zunächst, daß er als Schwerverwundeter im ehemals besetzt gewesenen Feindeslande lag, das aber vom einstigen Gegner längst wieder in Besitz genommen war. Obwohl

er von deutschem Pflegepersonal betreut wurde, gingen Begriffe wie Kriegsende, Frieden, Besiegte, die von deutschen Lippen längst schon gewohnheitsmäßig flossen, einfach noch nicht in das Hirn des Zerschossenen hinein. Immer wieder erzählten ihm leise die frommen katholischen Lazarettschwestern, geduldig immer wieder, bis das arme Hirn den Zusammenhang zu erfassen begann. Also schon Monate waren hingegangen ohne Krieg, ohne Schützengräben, ohne Schießen, ohne Gasmasken, ohne Angst, ohne Verwundete, ohne Tote. Auch ohne ein deutsches Heer. Da versagte erst einmal wieder die Fassungsfähigkeit des Verwundeten. Es gab kein deutsches Heer mehr, keine deutschen Soldaten mehr? Danach lernte er aus deutschem Munde in deutschen Worten begreifen von der Revolution über Deutschland, dem Chaos in der Heimat, vom Hunger der Frauen und Kinder, von Friedensverhandlungen, Parteizerrissenheit, vom Frieden, Neugeburt, Erneuerung in einer deutschen Republik.

Dazwischen fragte man immer wieder, wer er denn sei? Wie er heiße? Immer drängender kam zu ihm die leise Frage: „Wer sind Sie?“ Oder: „Kamerad, Ihren Namen, wie heißen Sie?“

Aber soviel man sich den Verwundeten auch bemühen sah, er bekam seine Gehirnfunktion noch nicht so in die Gewalt, um eine Antwort auf diese Frage zustande zu bringen. Es rubrizierten damals Tausende deutsche Schwerverwundete unter der Liste Namenlos. Sie waren ohne Erkennungsmarken, oft ohne Kleidung, als nichts

denn ein Stück deutscher Mensch aus Blut und Schmerzen von den vordringenden fliegenden Lazaretten nach Frankreich oder Belgien in die großen Standquartiere überwiesen worden. Viele von ihnen waren durch die Art ihrer Verwundung geisteskrank, so daß sie in die Irrenhäuser kamen. Bei Johannes Hinkeldey verhütete nur die Engelsgeduld der frommen Ordensschwestern das gleiche Schicksal. Sie beobachteten, wie dieser arme Mensch rang, um sein Leben und Bewußtsein wieder in die Gewalt zu bekommen. Tag und Nacht wurde er gepflegt und bewacht, und endlich schien er das unheimliche, undurchdringliche, unüberwindbare Dunkel vor seinen Augen zu begreifen.

In diesem Augenblick setzte des verwundeten Mannes Verstand mit den ersten folgerichtigen Funktionen wieder ein, im Moment, als er urplötzlich erfaßte, er war erblindet.

In der Entsetzlichkeit dieses seelischen Erschreckens, durcheinandergerüttelt, hinuntergeworfen in Grübeln, heraufgerissen zur Verzweiflung, in diesem Schrecken fand der Mensch seinen Namen wieder. Alle Verwundeten im Saale hörten ihn aufgepeitschte Gespräche ausrufen. Sofort legte man ihn fest: „Wie heißt du, Kamerad, was sagst du eben?“

„Stellt euch doch nur vor, einen blinden Hinkeldey!“ Und immer wieder wimmerte er mit Schaum vor dem Munde: „Einen blinden Johannes Hinkeldey . . .“

„Hinkeldey? Johannes Hinkeldey? Wo stammst du her, Hinkeldey?“

„Und ich soll nie wieder unsre Felder sehen? Das schöne, alte Haus, ach! Und die Pferde ..."

„Wo stammst du her, Hinkeldey?"

Als ob dieses Drängen den Erinnerungsstreifen im Verstande des Blinden wieder abreißen ließ, versagte ihm wieder jede Antwort. Man begann, durch Gespräche über ländliche Dinge seine geistigen Verdrängungen aufzulockern. Es zeigte sich, daß der Verwundete mit Interesse das zurückkehrende Leben aufgriff, für welches ein guter Fonds Bildung und Wissen in ihm lagerte, doch blieb ihm jede Erinnerung verschüttet. Er wußte nicht, bei welchem Regiment er gedient, entsann sich keines Truppenteils, keiner Namen, Zahlen. Erfahrungsgemäß sind bei geistigen Komplexverdrängungen Namen und Zahlen am allerschwersten für die zerrüttete Psyche wiederzufinden. Spricht man doch schon im friedlichen Alltagsleben von einem schlechten Gedächtnis, wenn man gerade Namen und Zahlen nicht in der Erinnerung festhalten kann. So geschickt die belgischen Ärzte, so geduldig die frommen Pflegeschwestern die Gespräche mit ihm zu leiten versuchten, es war über seine Vergangenheit einfach nichts aus ihm herauszuholen. Nicht einmal die Waffengattung wußte er, bei welcher er im Felde gestanden. Man ließ ihn mit Kameraden von der Infanterie plaudern; sie zogen aus ihm so viele Kenntnisse ihrer Waffe heraus, daß sie auf seine Zugehörigkeit schwuren. Doch bei Gesprächen über andere Waffen wußte er auch da mit seinem aufgerüttelten Verstand ebensogut zu folgen.

Wenn man damals seine Personalien gehabt hätte, würde man seine verschüttete Erinnerung sicher sofort aus dem Abgrund seiner armen Seele gezogen haben. Aber es fehlten jegliche Anhaltspunkte über ihn. Der blinde Schwerverwundete war ohne Erkennungsmarke und auch ohne Militärkleidung aus irgendeinem amerikanischen Frontlazarett in die klinische Behandlung nach Lüttich überwiesen worden. Mit noch anderen, ach so unendlich vielen, grausam Ganzverstümmelten verblieb er danach, gemäß den Waffenstillstandsbedingungen, bis zu seiner eventuellen Transportfähigkeit im ehemals okkupiert gewesenen Belgien. Nun waren Verwundete ohne Erkennungsmarke durchaus nichts Seltenes mehr in der Grauenfülle des mörderischen Würfelspieles gewesen. Die leibhaftige Hölle scherte sich verflucht wenig um die Genfer Vereinbarungen über eine humane Kriegführung. Berstende Granaten, Minen, sonstiger Explosionsdruck rissen manchem Glücklichen die Sachen vom Leibe, daß der Kerl hosenlos wie Adam geradewegs in feindliche Gräben hineinpurzelte, froh kichernd, weil er an Stelle des Kopfes nur den Verstand verloren. Die gräßlichsten Zufälle namentlich zu Kriegsende steigerten die Vorkommnisse zu aber Hundert Dutzenden, wo aufgelesenen Verwundeten die Erkennungsmarken fehlten. Dazwischen lagen die Leichenteile so schaurig durcheinander, daß Tausende gefundene Erkennungsmarken einfach als von Gefallenen gemeldet wurden. Sie galten dann als christlich in einem Massengrab beigesetzt. Auch kann man nicht nur dem Bürokratismus der

Militärbehörden die Schuld zuschieben, wenn jahrelang in den Heilanstalten wie vom Leben losgeschleuderte Seelen unbekannt umherirrten, oder wenn daraus, daß sie als Tote gemeldet worden waren, fratzenhaft groteske Verwechslungen folgten. Beispielsweise waren die amerikanischen Tommies in ihrer rührenden Freude über den raschen Sieg und die baldige Heimkehr wie verseucht von einer Sammlerwut nach Siegestrophäen. Sie nahmen den german Verwundeten nicht nur die Muskotenmützen und Achselstücke fort, nein, ein hochbegehrtes Sammlerobjekt waren gerade die am Halse hängenden Erkennungsmarken. Verschiedene amerikanische Korpsbefehle mußten dagegen einschreiten, ungezählte Joe Pinkertons lieferten danach aus Furcht vor drakonischen Disziplinstrafen ihren Sergeanten die gemausten Erkennungsmarken wieder ab, selbstverständlich allemal mit dem heiligen Schwur, der bestohlene Verwundete sei ein garantiert gefallener Toter gewesen. Sehr oft also lebten sie trotzdem.

Demnach hatte der arme Johannes Hinkeldey noch vielfaches Glück gehabt! Zunächst wurde er nun endlich von den deutschen Demobilmachungsbehörden als der Vizefeldwebel Hinkeldey eruiert, der im Zivilleben Besitzer eines kleinen Bauernhofes droben im äußersten Nordwestholstein war. Bisher stand der Vizefeldwebel Hinkeldey auf der Vermißtenliste. Er galt als mitsamt seiner ganzen Korporalschaft durch eine Flattermine so zu Brei gen Himmel gerührt, daß nicht einmal mehr Erkennungsmarken von ihnen übrig geblieben waren. Außer-

dem durfte der blinde Glücksvogel es dem Bemühen der belgischen Ärzte und der aufopfernden Pflege der katholischen Schwestern danken, daß er tatsächlich wieder soweit zu einem lebendigen Menschen zusammengeflickt worden, um nach Deutschland abtransportiert werden zu können. Im Herbst 1919 wurde er über Aachen in die Kriegslazarette in Bonn eingeliefert.

Hier standen nun für solche unglücklichen Opfer die bedeutendsten Fachkliniker der Universität mitsamt den neuesten Techniken der Spezialbehandlung, nebst deren vierjähriger Kriegserfahrung zur Verfügung. Man hat viel zu wenig erfahren, welche Wunder der Heilung die Kunst der Ärzte an so manchem schwer zerschossenen Kriegskrüppel vollbracht hatte. Da wurde durch das hohe Können der Professoren an so manchem elend zerfetzt gewesenen Soldaten wenigstens ein kleiner Teil der Dankesschuld des Vaterlandes abgegolten. Und auch in der Wiederherstellung des Hinkeldey zeigte sich von Woche zu Woche eine immer günstiger zur Heilung ansteigende Kurve.

Nachdem bei dem blinden Hinkeldey erst einmal gewisse letzte Rückfälle und Hemmungszustände in der körperlichen Rekonvaleszenz überwunden wurden, half die kernige Natur des bäuerlichen Mannes, der als gesunder Mensch von hünenhaftem Körperbau gewesen sein mußte, selber die Schlacken des Siechtums auszuscheiden. Zuletzt war es geradezu der Stolz der klinischen Abteilung, welche Fortschritte seine Rekonvaleszenz machte. Es konnte mit einem rein körperlichen Ge-

sunden des Zerschossenen durchaus in absehbarer Zeit gerechnet werden.

Nur die Diagnose des berühmten Augenklinikers, der den Hinkeldey persönlich behandelte, blieb unbefriedigend. Mit der Verbrennung der rechtsseitigen Gesichtshälfte war das rechte Auge ganz zerstört. Hier blieb nichts zu retten. Es konnte nur noch ein kunstvolles Glasauge eingelassen werden, wie eine Kulisse des Seelenausdrucks. Natürlich hatte der feindliche Flammenwerfer auch das übrige Gesicht, die ganze Fläche zwischen Stirn und Mund, entsetzlich verstümmelt. In Belgien war an ihm eine teilweise Hauttransplantation vorgenommen worden, die gut vernarbte. Aber sollte sein furchtbarer Anblick nicht die Menschen von ihm abstoßen, durfte er die schwarze Binde, die quer über das Gesicht lag, niemals ablegen. Die Ärzte wie die Pflegerinnen, die ihm solche Verhaltungsmaßregeln als Selbstschutz beibrachten, waren immer seltsam ergriffen, weil der Mann in einer erhabenen Vernunft über die Gesichtsbinde zu lächeln schien, um in schmerzvollem Suchen sich irgendwo hinter der Leere seiner Erinnerungen festzugrübeln: „Ach, die Binde ist nicht schlimm, — aber wenn ich nur einmal sehen könnte, ein einziges Mal sehen . . .“

Das war sein zweites Wort wie aus Furcht vor dem neuen Leben draußen. In diese Lebensfurcht schien er sich aus einer kranken Seelennot festzubohren. Deswegen wurde der Blinde auch auf psychiatrischem Gebiet behandelt. Denn wenn man auch infolge seines gar nicht

alltäglichen Wissens und einer beachtbaren Summe entwickelter Kenntnisse nicht gut von wirklicher Geisteskrankheit bei ihm reden konnte, dieser restlose Verlust seines Erinnerungsvermögens schien doch wohl eine Störung seiner normalen Geistestätigkeit nach sich zu ziehen. Die Heilkraft der Hypnose versagte bei dem Kranken vollständig. Natürlich hatte die Lazarettleitung während der langen Krankenbehandlung die vorgeschriebene Verbindung mit der Heimat des Hinkeldey aufgenommen. Dadurch waren den Ärzten für die psychiatrische Behandlung die notwendigen Aufklärungen über das frühere Privatleben auf dem kleinen Bauernhofe droben in Holstein ziemlich lückenlos bekannt geworden. Doch, wie gesagt, selbst bei hypnotischen Versuchen, durch diese Kenntnisse dem Hinkeldey die Erinnerung wieder beizubringen, blieb der Mann vor seiner eigenen Vergangenheit wie vor einem dunklen Nichts stehen. Statt dessen bohrte er selber weiter mit seinem angstvollen Suchen in seinem erinnerungsleeren Ich herum, die fixe Idee wurde zu einem Köder, den er in das abgründige Loch seiner Seele hinunterwarf: „Wenn ich nur einmal sehen könnte, ein einziges Mal nur sehen . . .“

Das war der Grund, weswegen die Ärzte seine Entlassung immer wieder hinauszögerten. Hinkeldey blieb in Beobachtung. Da sagte der Blinde eines Tages zu dem Assistenzarzt seiner Abteilung, er habe bei der Artillerie gestanden. Mehr wußte er wieder nicht. Der Arzt konnte mit noch so klugem Einfühlen nichts weiter aus dem kranken Manne herausholen. Doch wollte der

Psychiater nicht locker lassen, er lag stundenlang in den nächsten Tagen in Gesprächen mit Hinkeldey auf der Lauer. Und als schnelle jener mit der Angel seiner bohrenden Verzweiflung irgendein Etwas aus der Leere seiner wunden Seele, sagt der Blinde plötzlich im Gespräch, er habe als Offizier im Felde gedient. Aber irgendwelche Erklärungen darüber konnten aus dem dunklen Nichts des Mannes wieder nicht gewonnen werden. Deswegen bestand der Assistenzarzt bei der Lazarettleitung darauf, daß ein Bericht an die Zentraldemobilmachungsbehörde in Berlin abgehe, mit dem Ersuchen, nochmals in nähere Prüfung der Personalangelegenheiten des Blinden einzutreten. Es kam eine bis in die Einzelheiten bürokratisch genaue Antwort. Nur wenige Kriegsteilnehmer des Namens Hinkeldey hatten im Felde gestanden. Natürlich auch einige aktive und inaktive Offiziere, auch mehrere Feldartilleristen, darunter jedoch nur ein einziger Offizier. Dieser nun, zufällig auch ein Holsteiner, war aber als Batterieführer gefallen, nachweislich durch die Erkennungsmarke identifiziert, zweifelsfrei in einem namhaft angegebenen Massengrab in Nordfrankreich beigesetzt. Aber auch der Vizefeldwebel Hinkeldey hatte als Offizierstellvertreter fast ein Jahr lang ausschließlich Offiziersdienste geleistet, zuletzt sogar aushilfsweise die Kompagnie geführt. Um aber jede Möglichkeit eines Irrtums in der Eruierung auszuschließen, waren durch Vermittelung der nordschleswigschen Heimatsbehörden mehrere Photographien beschafft worden, die man der Lazarettleitung übersandte.

Soweit wie man aus diesen Photographien trotz des zerschossenen Angesichts feststellende Vergleiche machen konnte, wurde es nun zur Gewißheit, daß der Kranke nur fixen Ideen nachjagte. Alle Einzelheiten stimmten zwischen diesem blinden Hinkeldey und dem inmitten seiner Kameraden oder auf Einzelbildern Porträtierten überein. Jeder Zweifel war nunmehr ausgeschlossen. Immer war der auf den Photographien abgebildete Hinkeldey einen rechten Kopf größer als die Kameraden, genau wie der riesengroße Blinde. Auf den Einzelporträts stellte man übereinstimmend das flachsblonde Haar fest, die gleiche Bauernstirn, den gleichen länglichen Schädel der nordischen Rasse. Und dazu den gleichen typischen Haarschopf des friesischen Bauern im Nackenansatz. Es gab nicht zweimal dieselben Menschen.

Von diesen Nachforschungen wußte der Blinde natürlich nichts. Ebensowenig wie man seiner Blindheit die Photos zeigen konnte, durfte man seine verwirrte Seele durch Erzählungen darüber aufschrecken. Der kranke Verstand mußte nur richtig gelenkt werden. Da behauptete der Blinde plötzlich, er sei verheiratet.

„Verheiratet? Mit wem? Wie ist denn der Name Ihrer Frau? Seit wann sind Sie denn verheiratet?“

Vor solchen Fragen des Assistenzarztes zog der Blinde den Kopf zurück, als sei er wieder gegen eine Mauer gestoßen. Danach verkroch er sich immer mit dem gleichen bohrenden Grübeln in sein Nichts zurück: „Wenn ich nur einmal sehen könnte, ein einziges Mal nur sehen . . .“

Diesmal ließ aber der junge Psychiater nicht locker. Er wollte seine Aufgabe erfüllen, dem Invaliden aus dem verwirrten Geisteskomplex herauszuhelfen, damit der Genesende in die Heimat entlassen werden konnte. Aus dem Studium der brieflichen Lazarettverbindung mit der Heimat des Kranken wußte er genau, daß allerdings in den nun fast sechs Jahren seit Kriegsausbruch und Wundenbehandlung des Hinkeldey der Bauernhof droben von einer Frauensperson bewirtschaftet worden war. Sie hatte das Anwesen stramm und tapfer zusammengehalten, nach den Angaben wohl hauptsächlich, weil sie irgendein Heiratsversprechen von dem Besitzer haben mochte.

„Ich will es Ihnen sagen, die Frau heißt Katrin . . ."

„Wie heißt sie?"

„Jawohl, Katrin. Sie war nicht Ihre Frau, aber Ihre Geliebte. Also nun machen wir uns nichts vor, Hinkeldey, Katrin war schon Ihre Geliebte, ehe Sie ins Feld gingen!"

„Sie heißt Katrin — — —?"

Der Blinde blieb vor dem gähnenden Loch seiner Seele, als stiere er dem Vakuum der Unfaßlichkeit ins Gesicht. Doch der junge Assistenzarzt war jetzt entschlossen, seinen Kranken mittelst schärfster Radikalkur aus der unheilvollen Psychose herauszureißen. Es war den verschiedenen Darlegungen aus dem nordschleswigschen Heimatsorte des Hinkeldey zu entnehmen gewesen, daß die Frauensperson tatsächlich mit dem unverehelicht gewesenen Hofbesitzer im wilden Verhältnis

gelebt, sehr zum Bedauern des Pastors aus dem Dorfe, der auch diese Lazarettkorrespondenz führte. Um so aufrichtiger teilte der geistliche Herr mit, daß gerade infolge dieser Illegitimität die recht baldige Heimkehr des Hinkeldey notwendig würde. Die Notwendigkeit der Heimkehr selbst eines erblindeten Bauern ergab sich zwingend aus der sich rapid verändernden Struktur der Nachkriegszeit. Mochte jene Magd auch bis heute den Hof regiert und zusammengehalten haben, die Aufbauarbeit dieses Friedens erforderte eine völlig neu eingestellte Ökonomie, deren Anforderungen schon manchen schwachen Hof zerschlagen hatten. Diese Verantwortlichkeit aber durfte man einer immerhin fremden Frauensperson nicht länger aufladen, zumindest mußte das im Interesse des blinden Bauern sehr bedenklich erscheinen. Dies brachte in behutsamen Darlegungen der Arzt dem Patienten bei.

„Sie heißt nicht Katrin . . .“ wischte der Blinde drüber hin, mit einer Beharrlichkeit in der Stimme, als wenn ihn das übrige der Darlegungen gar nichts anginge. Sogar der geduldige junge Arzt wurde zornig: „Dann sagen Sie bitte, wie sie sonst heißt!“

Doch der Hinkeldey schwieg, in sein bohrendes Grübeln verkrochen.

Daß der Blinde mit allen diesen Störungen seines Seelenlebens nur Trugbildern nachjagte, bewies den Psychiatern ein weiterer, ein erschütternder Vorgang. Es wurden den Lazarettinsassen recht oft hochstehende Kunstgenüsse verschafft, nicht nur zur Ablenkung und

Unterhaltung, sondern als Antrieb zu neuem Lebensaufschwung. Nach dem Vortrag eines sehr guten Kammerquartetts verlangte der Kriegsblinde Hinkeldey plötzlich nach einem Cello. Da er bisher nie auf Musik reagiert hatte, mutmaßten die Ärzte wieder eine aus seinem krankhaften Geiste heraufgestiegene Wunschbildung. Um so mehr der Bauer droben auf seiner Klitsche wohl kaum das zartbeseelte Cello musizieren gelernt haben mochte. Aber immerhin war ja nichts unmöglich. Auch war nichts leichter, als dem Blinden ein Instrument in die Hände zu geben. Man konnte nie wissen, wozu es gut sein würde.

Zuerst saß Hinkeldey mitsamt dem Instrumente reglos da. Stumm und unbewegt, das Instrument an seinem Knie, voll verhaltener Erregung, als faßte er die Freude nicht. Endlich begann er, an den Saiten herumzutasten. Zunächst schienen seine Hände wirklich ein Wiedersehen zu feiern. Es war, als wenn der Mann mit zitternden Fingern einen wiedergefundenen Freund streichelte. Danach ein Zögern inmitten dieses Liebkosens, als wollte der Freund nicht das gleiche Empfinden zurückgeben. Doch jetzt legten sich die Hände zurecht, die Finger machten einige automatische Griffe. Jetzt strich der Cellobogen. Er kratzte erbarmungswürdig sinnlos über die Saiten. Der Blinde saß bei jedem Strich, als lauschte er einem Wohlklang, inbrünstiger Erwartung voll. Etwa als müßte ihm jetzt irgendwelche selige Befreiung werden.

Die beobachtenden Ärzte erkannten genau, der blinde

Mensch hatte nicht die geringste Ahnung, um Musik zu erzeugen. Seine Griffe waren kindische Manipulationen. Und zu diesem katzenjämmerlichen Gekratze lauschte das mit schwarzer Binde verhüllte Männerangesicht, lauschte und wartete einer seligen Erlösung.

Plötzlich versagen die Finger. Der Mann bricht ab. Er versinkt in sein Grübeln, starrt bohrend in irgendein dunkeles Nichts hinein. Dabei entgleitet ihm das Instrument. Dumpf aufschlagend fällt der Kasten zu Boden. Dem vibrierenden Timbre der verhallenden Saiten stiert das verhüllte Antlitz nach, bis die Tonwelle ganz, gänzlich aus der Luft geschwunden ist. Als habe ihn irgendeine Erkenntnis wie körperlicher Schmerz überfallen, preßt der blinde Riese das Gesicht auf den Arm. Auf einmal schreit er vor sich hin: „Wenn ich doch nur einmal sehen könnte, nur ein einziges Mal sehen ..."

Die Ärzte aber meinten, das Experiment sei gut angebracht gewesen. Denn von nun an hatte der Blinde erfaßt, daß ihm nichts als leidvolle Enttäuschung aus der Verfolgung seiner Trugbilder erwuchs. So hatte man den Kranken dort, wo seine aufgeschreckte Psyche begriff, daß ihm nur die Beschäftigung mit den tatsächlichen Lebensforderungen das materiell fühlbare Dasein zurückbringen konnte. Den Gegenwartsforderungen sich hingeben war zwar noch keine Heilung, aber das beste Mittel, um die gespenstische Geistesverwirrung loszuwerden, wonach alle anderen Lösungen sich von selber ergeben würden. Von nun an schien Hinkeldey nach dieser Erkenntnis zu handeln. Oder auch, weil der junge

Assistenzarzt, der seit jenem Vorfall mit dem Cello in einer seltsam zurückhaltenden Scheu nie wieder versuchte, auf Hinkeldey als auf einen Kranken einzuwirken, ihm statt dessen plötzlich geraten, immer nur hübsch den Mund über seine eigenen Gedanken zu halten. Sonst drohte für ihn nie der Tag zu kommen, an dem er in die Heimat entlassen werde. Seitdem hörte niemand mehr auf der psychiatrischen Station den krankhaften Schmerzensausruf: „Wenn ich doch nur einmal sehen könnte . . .“

Bei den letzten optischen Prüfungen hatte sich endgültig ergeben, daß auch das linke Auge des Hinkeldey, obwohl vom Flammenwerfer nur wenig mitgenommen, nur ganz geringfügig auf Lichteindrücke reagierte. Die linke Augenlinse des Blinden konnte in ultraviolett abgestimmten Lichtgarben gerade noch bemerken, wenn der große, schwarze Schattenkegel huschend das Licht auslöschte, wonach es wieder flammte, verlöschte, flammte, verlöschte. Dieses Ergebnis, auf einer Entfernung von 100 bis 120 Zentimetern festgestellt, ließ keine noch so kümmerliche Hoffnung mehr, daß der Sehnerv des linken Auges sich noch weiter kräftigen würde. Der Mann war und blieb fast ganz erblindet. Und trotzdem, welches jammervolle Glück, das die Gesichtsnarbe des Hinkeldey zu einem fratzenhaften Lächeln verzerrte, als er die Schattenbewegungen erkennen konnte. Das erschütterte selbst die an hohe Potenzen Menschenelends und Leids gewohnten Professoren. Diesmal schrieben sie den Blinden auf die Entlassungsliste.

In den noch folgenden letzten Tagen bemühte sich besonders der junge Arzt der psychiatrischen Station immer wieder, Hinkeldey zur Klugheit zu ermahnen. Er sorgte dafür, daß außer einer genügenden Anzahl schwarzer Seidenbinden, die nach Gesichtsmaß mit Gummirand sich orthopädisch genau an die Flächenwölbungen legten, ihm auch eine Stirnbein und Augenhöhlen fest abschließende grüne Brille geliefert wurde. So war ein Tag zur Mitte des Novembers 1920 gekommen, an dem Johannes Hinkeldey mit einer Gruppe ehemals Schwerkriegsverletzter aus dem Lazarett entlassen wurde.

Ein Sanitätsfeldwebel mit mehreren Gehilfen hatte diese traurige Soldatenabteilung in ihre Heimatsbezirke zu leiten und aufzulösen. Das war eine seltsame Reise feldgrauer oder zivil gekleideter Menschen mitten hinein ins brausende Friedensleben. Es war ein gespensterhafter Hohn, wie alle diese lebensfroh aufgeregten Krüppel bereit schienen, das verlorene Dasein zurückzuholen und seine Genüsse doppelt nachzukosten. An Prothesen hinkend, etliche auch in Stahl geschiente Körperteile schleppend, alle übrigen aber sehend, gebärdeten sie sich gegenüber dem hochgewachsenen Blinden allesamt wie Athleten. Bemutternd, begönnernd, bemitleidend, fühlten sie sich alle besonders glücklich davongekommen. Sie konnten ja das herrliche Leben wiedersehen, mit eigenen Augen umfangen!

In den Waggons war ein nicht endendes Erzählen, Prahlen und Geschwatze über heimatliche Besonder-

heiten. Jeder schwelgte in schönen Erinnerungen und renommistischen Hoffnungen. Nur der Blinde saß zwischen den Krüppeln wie zusammengesunken, gebeugt unter Seelennot, hin und her geschüttelt wie von einer zitternden Furcht. Man stieß ihn an: „Mensch, freust dich gar nicht, Hinkeldey? Erzähl' mal aus deinem Zuhause!"

Da gab der Blinde einen schweren Seufzer frei, stieß aus gequälter Brust den Angstruf von sich: „Wenn ich doch nur einmal sehen könnte, heute nur einmal sehen . . ."

Ja, das war Angst und fassungsloses Grauen vor dem erinnerungsleeren Kommenden. Aber der Schrei war verhallt, längst übertönt von der Kraftausgießung dieser Heldenruinen. Dazu spielte eine Wimmerkiste, die Männer grölten:

In der Heimat, in der Heimat,
Wie wird das Leben schön,
In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn . . .

Die zur Entlassung kommenden Invaliden stammten alle aus Norddeutschland. Bis nach Mecklenburg, Pommern und wohl noch weiter hinauf mußten sie gebracht werden. Einzelne waren aber auch schon auf Stationen im Hannoverschen ausgesondert worden. Sanglos, ohne Abschied. Nach einer ermüdenden Fahrt von nahezu zwölf Stunden war man endlich in Hamburg. Der Abend war längst niedergegangen. Diesige, feuchte

Dunkelheit der Wasserkante ließ die Leute frösteln. Auf dem Bahnsteig wurde Hinkeldey von einem neuen Reisebegleiter beim Arm genommen. Irgendwer schob ihm eine Erfrischung in die Hände, warmen Kaffee, Kuchen, einige Zigarren. Ohne Abschied von seinen Kameraden wurde er auf irgendeinen anderen Bahnsteig hinübergeführt. Hier hielt der Zug zur Abfahrt ins holsteinische Land hinauf. Weiter ging das Räderrollen in die Nacht hinein. Itzehoe, Heide, Husum. Wieder mußte in eine Nebenlinie umgestiegen werden.

Endlich, es war wohl längst tiefste Nacht, der Kriegsblinde mußte vor Übermüdung eingeschlafen sein, weckte ihn der Sanitäter.

Jäh erschrocken wachte Johannes Hinkeldey auf. In ihm pochte eine körperlich wehe Angst. Er war im Heimatsorte angelangt.

II

Rieselnder Nachtregen fiel. Hinkeldey stand auf dem Bahnsteig, Lärm um ihn, Geräusche im Rücken, der Zug kreischte, fuhr weiter in die Nacht hinein.

Unter den Stiefeln fühlte man aufgeweichte Erde. Landboden fett und schwer.

Der Sanitäter an Johannes' Seite rief den Namen einmal laut durch die Nacht: „Hinkeldey!"

„Hier! Hier!" antworteten Stimmen. Gleich darauf hörte man das Näherkommen vieler Schritte, viele Schritte, bedachtsam, fest und schwer. Menschen schienen einen Kreis um den Ankömmling zu bilden. Menschen umdrängten ihn, die ihn alle erwartet haben mußten. Wer nur waren diese Menschen? Schwielige Handflächen fühlte er zur Begrüßung fest in seinen Händen. Stimmen sprachen dazu, schwer und auch erregt von dem seltsamen Wiedersehen. Wem gehörten wohl nur diese Stimmen? Alle sprachen freundlich und gut auf ihn ein, natürlich alle noch zögernd annähernd. Er aber mußte staunend sein Ohr an den fremden Klang gewöhnen. Endlich verstand er sie. Richtig, die Leute sprachen ja plattdeutsch mit ihm, das liebe Platt. Seit mehr als sechs Jahren hatte er das Ohr von der Heimatsprache der einfachen Holsteiner entwöhnt. Dennoch blieb in ihm nicht nur die unruhvolle Angst, sondern sie schlug ihm immer heftiger bis in die Halsadern. Er wartete und wartete dabei

auf noch etwas und wußte doch selber nicht, worauf er wohl warten mochte. Warum nur konnte er nicht sehen, nur ein Mal jetzt sehen?

Eine der Männerstimmen sagte wie zur Erlösung bäuerlich laut und gut: „Na Hinkeldä, dor büst ja man wedder. Dann is ja man allent gaud so. Din blonnen Hoor hest ok wedder mitbröcht. Dat is ja man noch allent gaud afgahn mit di. West, Hannes, an din blonnen Hoor erkenn ik dir sogor in Duster!"

Erlöst lachten viele Menschen rundum. Nun hatte eine zweite Stimme Einklang: „Mit sin blonnen Hoor brünkt he ja sin Kopp ok wedder mit to Hus, denn is ja man allent noch gaud! De Kopp is ja woll de Hauptsach. Un wat dat Öwrig anlangt, west, Hannes, orrentlich bred in Schollern büst worren, Minschkinning, en richtig stämmigen Kirl häben se ut di makt. Kriech un Lazaretters ham di also gant gaud gedahn!"

Lachen vieler Menschenstimmen, erlöst und aus Bedachtsamkeit und Güte. Doch dem Hinkeldey ist das alles fremd und fern, wie aus einer Welt, in die er sich nicht hinüberwagt. Während ihm die unheimliche Furcht in der Kehle würgt, daß er kein Wort hervorzubringen vermag, lauscht er in seiner Not immer hinüber nach dem Lazarettgehilfen. Den hörte er schon seit den ersten Minuten der Ankunft mit einer Frau sprechen. Der blinde Mensch lauert auf den Klang der Frauenstimme, die jugendlich hell ist, aber kurz und mit herrischem Tonfall. Die Verwunderung über die schroffe Art ihrer Stimme reißt als neuer

Schmerz an seiner seelischen Wundheit. Wer ist diese Frau?

Jetzt führt ihn eine linde Hand vom Bahnsteig herunter. Etliche hundert Schritte sind es nur, geht es über feuchten, schweren Landweg. Diese gleiche Behutsamkeit lenkt ihm die Hände, man hilft ihm auf den Kutschersitz eines leicht schaukelnden Wagens. Gehorsam folgt er der Hand. Fremd, mutterlos, wie aus sich selbst herausgeschleudert, sitzt er dort droben. Rieselnder Regen feuchtet durch die Herbstnacht. Ein unschöner, lauer Wind läßt nasse Blätter von den Bäumen dem Blinden ins Gesicht fallen. Übermüdung, seelische Überspannung, das wehe Fürchten vor den gespenstischen Dingen um ihn überfallen ihn mit unheimlichem Frösteln. Am liebsten würde er fortlaufen, aufschreien, vielleicht daß er dann einmal nur sehen könnte, nur ein einziges Mal noch sehen!

Vom Tritt der anderen Seite war jetzt irgendein Mensch auf den schaukelnden Wagen gestiegen, setzt sich neben Johannes auf dem Kutschersitz zurecht. Er riecht es, er spürt es in jedem Nerv, da ist sie wieder, die Frau, das ist Katrin. Sie aber nimmt mit fester Art jede einzelne seiner beiden Hände, legt sie ihm zurecht, daß er Halt fassen kann. Danach richtet sie die ersten Worte an ihn, die ersten ihm bewußt werdenden Worte. Und da muß er von neuem erschrecken, denn in ihrer Stimme ist jetzt nichts mehr von der Herrischkeit, wie sie fast scheu sagte: „Holl di gaud fest, Hannes, ik fohr nu los. Dat is unsen ollschen Stadtkalesch. Weißt

woll noch, mit de wi de Melk immer inne Meierei fohrn. Holl di gaud fest."

Gleichsam als zerreiße man von drunten mutwillig diese scheue Annäherung, fliegt unter Scherzworten ein Zuruf herauf, darinnen aber auch ein ganz frecher Spott verkrochen war: „Katrin!" rief diese Stimme laut: „Von nu an gevt dat awer för di ken Zügel mehr tau hollen! Hannes! Nu is de Katrin sülben wedder dran, de gelenkt werren möt, damit se ok wedder kuschen lernt unner en Mann! Ja, Katrin, nu büst nich mehr Herr von Hinkeldähof, sonnern de Hannes is dat!"

Viele Menschen lachen. Andre Stimmen rufen aber grob: „Hol din Schandmul, Kruse! Holl dinen damischen Snidermul!"

Aber die Frau droben machte einen Ruck, hatte wieder ihren kurzen, herrischen Ton, als sie zurückschlug: „Ärgern tust di nur, weil all din affigen Schöndaun umsonst wesen is! Ik verlach di ja nur, du Snider Meckmeckmeck!"

Ein neuer Ruck von der Frau, straff hatte sie in die Zügel gegriffen. Sofort zogen die Pferde an. Forsch ging der Wagen durch den Regen hin. Dem Blinden fieberten die Nerven von dem Erleben dieser fremd gewordenen Art, von der die Frau neben ihm war. Das war also Katrin. Warum nur hatte er Furcht vor ihr, vor der Heimat, den Menschen und Dingen? Und wie ekelhaft sich die hämischen Spottworte in sein Hirn geprägt hatten!

Da sagt die Frau, als wüßte sie, was er gerade zu klären sucht:

„Dat was de Kruse. Entsinnst di noch, de lange Snider Kruse, de mit enen schiechen Scholler un Hinkepot.“ Sie lachte leise dazu. Wie es Johannes schien, lachte sie unschön: „De Kruse was tauletzt de einzigen von ölleren Männern, de nich in Kriech hät rutmöt. Daför is he unner allen Wifsröcken gangen. So enen is de nämlich. Nu is he nadörlich füntsch, dat ik ehm häv affallen laten, un nu will he sik mit solch Drecksnack wichtigdaun, weil du jetzt wedder dor büst, Hannes.“

Das letzte sagte sie wieder leise, scheu, alles Herrische und Unschöne restlos verloren. Hinkeldey grübelte befremdet darüber nach, wozu sie ihm dies alles sage? Weil er schwieg, blieb es während der weiteren kurzen Fahrt vollkommen still zwischen ihnen. Dabei belauerte er weiter die Frau. Wie straff sie die Zügel hielt. Mit jedem Ruck beherrschte sie die schweren Pferde. Warum hatte sie die geduckte Scheu, wenn sie zu ihm sprach? Warum erfüllte ihn pochende Furcht? Warum fühlte er, daß eine grobe oder herrische Art in dieser Frau ihn in seiner Blindheit ihr ausliefern würde? Die Erregung jagte den Wunsch durch seine Nerven, jetzt noch herunterzuspringen, fortzurennen, wild aufzuschreien, oder tot zu sein. Herr Gott ja, er hatte Furcht vor der Wehrlosigkeit seiner Blindheit gegen andere Menschen!

Der Wagen bog. Die Pferde lagen in der Schleife, trabten, setzten Schritt. Es war zu fühlen, sie gingen

durch eine Einfahrt, schaukelten in einen Hof. Die Gäule standen. Ein Hund jaulte wütend auf, riß und zerrte wild an seiner Kette. Dieses ihn fremd ankläffende Hundegeheul vergaß Johannes Hinkeldey nie wieder.

„Hannes. Up dinen Hof," sagte leise die Frau.

Sie stieg schon vom Wagen. Gleich hörte er sie wegen des Abschirrens zu Leuten reden. Sie stellte ihnen Fragen, traf sonstige Anordnungen. Der Hund bellte in giftiger Wut. Die Frau nahm den Blinden schon bei den Händen. Und war nun die Behutsamkeit selber, mit der sie ihm vom Wagen herunterhalf. Wie eine Kluft zu ihrem Wesen stand diese Frauensorgsamkeit zu ihm; welcher Gegensatz zu ihrer Art und zum Gesinde, das nicht einmal ein Wort der Begrüßung für ihn hatte. Der Hund beruhigte sich noch immer nicht. Katrin führte den Blinden sofort weiter. Hinkeldey ging mit ihrer Hilfe wirklich so sehend, als habe die Frau nie anderes in ihrem Leben getan, als einem blinden Menschen die Wegsicherheit beizubringen.

„Sieh dich für, Hannes, nu kömmen de twe Stufen. Wie jeihn hinnen von Hof int Hus, nadörlich doch . . ."

In überwacher Überspannung merkte er sich fast gewaltsam jeden getanenen Schritt, jede Bewegung, jegliche Lage. In dieser Not der Fremdheit spürte er aber, Katrin führte ihn so ein, ja, genau so, wie man einem heimkehrenden Menschen mit beiden Händen sein bewahrtes Eigentum zurückreicht. Als er über kalte Steinfliesen unter den Sohlen sich orientierend umhertastet, sagte sie: „Up den Flur, Hannes." Und leitet ihn: „Hier steiht

noch ümmer de ollen Truhe von din Fomülie, ümmer noch un allent am sülben Fleck." Sie lenkt seine Schritte wieder zurück, legt ihm die Hand auf den metallenen Türdrücker, damit er selber öffne: „Dor büst wedder in din Wohnstuv, Hannes."

Ihm zittern die Füße. Sie leitet ihn zu einem Sessel. Er läßt sich erschöpft hineinsinken. Er fühlt den tiefen, bequemen Lehnstuhl, tastet in blinder Empfindsamkeit sofort nach der Kaltluft, merkt rechter Hand neben dem Sessel das Fenster. Draußen vom Hofe jault der Hund immer wieder einmal auf, wie aus halbem Schlaf sich des Eindringlings erinnernd. Als müßte sie die unheimliche Schweigsamkeit dieser Sekunden durchstoßen, sagt Katrin: „För di heb ik de Slapkammer taurekt makt, wor du fröher slapen hest."

Er ist wieder hochgeschreckt wie vor neuem, bedrohlichen Unbekannten. Sie spricht schon weiter, mit noch mehr geduckter Scheu, doch weil es gesagt sein muß: „In din Kammer slapst erst allein, nich wohr, Hannes? För dat erste is dat better so, vonwegen ik doch minen Dag sehr fröh anfangen möt, vonwegen minen vielen Arbed — nich wohr, slapst allein —"

Er schweigt und ist doch auf erschreckter Lauer. Hier ging es um fremde Tagwerkdinge und um wildfremde Nächte. Herrgott, wie war er wehrlos, weil er nicht einen Blick des Erkennens für die Heimat hatte. Da sagt die Frau wie in zitternder Angst wegen seines Schweigens: „Hannes, dat jeiht vorerst nich anners, ik slap dröwen in de Stuv von din Ellern, in Alkoven von

din Modder. Wi weiten ja nich, as wie wir jetzt tausammen stahn! Wi kenn uns ja kaum noch! Dat jeiht nu schon int söbente Johr, Hannes, bald in dat söbente Johr, dat wi utnanner sünd . . ."

Er hatte das Gefühl, er würde gerüttelt und geschüttelt, damit er aufwache, aber er vermochte nicht über seine Wehrlosigkeit hinauszukommen. Er würgte nur: „Ja, ja, ja, Katrin —"

Da atmet sie erleichtert auf und sagt freundlicher, nun müsse er endlich schlafen gehen. Er sehe vor Übermüdung so zerfallen, so verändert aus, sie müsse sich direkt Mühe geben, ihn von früher wiederzuerkennen. Er stöhnt nur auf. Am liebsten hätte er den Verzweiflungsschrei hinausgebrüllt, nur einmal jetzt sehen zu können, nur einmal wieder sehen. Denn Blindheit machte einem den treuesten Menschen wildfremd, jeder Schritt auf dieser Heimaterde schien ihm vergrößerte Einsamkeit ins Blut zu gießen. Katrin aber hatte ihn schon bei der Hand genommen, ihn weitergeführt: „Wirst di ja woll in dinen ollschen Slapkammer noch taurechtfinnen, wat?" Dabei lachte sie sogar ganz leise, lenkte ihn hinüber: „Dat is din Bett. Immer noch dat breiden Grotvadderbett ut Magoni, wor du as Kinning drin slapen häst." So leitet sie ihn wie in Vertrautheit zu allen Teilen der Schlafkammer, hat ein leises Frauenlachen aus weißem Kehlbogen, als sie zum Scherz sagt: „Na, Hannes, heb ik nich allent hollen, as wenn du grad nur mal inne Stadt fohrn wärst?"

Jetzt hätte er wohl endlich etwas Gutes sagen müssen.

Aber wie soll er in solchem Moment zu einem Menschen scherzen, den er aus Furcht belauert? Er würgt nur wieder: „Ja, ja, Katrin —“

Er fühlt sich zum Umsinken zerrissen. Da er beim Bett steht, setzt er sich auf den Rand. Sie ist mit ihren Händen fürsorglich bei ihm, öffnet ihm die Joppe am Halse, will ihm wohl beim Entkleiden helfen. Da packt ihn das Entsetzen vor dem fremden Menschen, er ist aufgesprungen, stößt die Frau von sich.

Im sekundenlangen Stillestehen unterm Druck dumpfer Befangenheit ahnt Katrin wohl zum erstenmal, was hier vor sich geht, oder was in dem Manne ringt. Allerdings findet sie in der Einfachheit ihrer Natur aus dem instinktiven Ahnen keinerlei feste Begriffe. Nur ist sie aus der Scheu, die sie vor dem einstigen Geliebten hat, in das gleiche zögernde Belauern gedrängt worden wie er. So sagt sie: „Wi möten uns woll erst wedder gewöhnen, nich wohr? Söben Johr sünd en langen Tid . . .“ Und auf einmal schreit sie ihm wie eine Erkenntnis zu: „Wat awer, wenn wi uns nich wedder tausammen gewöhnen, wat dann, wat dann?“

Keiner der beiden Menschen findet das Wort zueinander. Da wendet sie sich langsam um, geht die zwei Schritt zur Kammertür, wendet sich wieder zurück, bleibt stehen. Eine atemlose, tote Kluft liegt zwischen zwei Menschen. Dahinüber spricht die Frau: „Wie büst nur anners worren, Hannes, gant anners . . . Gant anners as fröher . . .“

Er steht reglos, wie ein stummer Schrei des Protestes

gegen die völlige Wehrlosigkeit seiner Blindheit. Vielleicht ist sie davon so ergriffen? Sie wischt mit der Hand durch die Luft, als schiebe sie damit das auf sie eindringende, unklare Ahnen zwischen ihnen weit von sich: „Dat werd noch allent gaud werren, Hannes, mötst di erst mal in din eigen Hus wedder richdig utslapen. Morren is dat schon gant anners. Un wenn du wat brukst, mötst immer denken, ik bün ja för di dor. Also wennst wat brukst —“

Damit ging sie aus der Kammer.

Zuerst riß ihn der Schlaf in ohnmachtstiefes Versinken hinunter. Um ihn in ein halbwaches Fieber wieder hinaufzuspülen. In diesem halbwachen Grübeln erwürgte ihn fast die Angst, daß er nun fremdem Willen, fremdem Wollen, fremdem Handeln, fremdem Zwang wehrlos ausgeliefert sein würde. War es Traum, war es wache Erkenntnis, daß er den Entschluß faßte, niemals diesem herrisch fremden Weibe sein Leben auszuliefern? Nein, seinen Willen zur Heimat, sein Sehnen nach Verwurzelung im Leben, was er fühlte, wonach er verlangte, nichts wollte er diesem fremden Frauenwillen unterordnen!

Als Johannes Hinkeldey aus diesem Schlaf zum ersten Bewußtsein in der Heimat erwachte, war in ihm eine neue Empfindung auferstanden, ein sechster Sinn. Was zu jedem Blinden, jedem Tauben, zu jedem hilflosen Kranken kommt, was früher oder später jeden Menschen einmal anfrißt wie der kommende Tod: das Mißtrauen.

Bei seinem vollen Erwachen am ersten Morgen in der

Heimat war zugleich in Johannes Hinkeldey ein Entschluß geboren. Seit diesem Morgen hatte er um seine Seele die neuen Waffen und Mittel der Abwehr gestellt, und so begann er hart und entschlossen, vielleicht sogar eigensinnig, das Alltagsleben um sich her nur nach seinem Willen einzurichten.

Kein Mensch ahnte, mit welcher systematischen, alles belauernden Willensstärke der stille, blinde Mann zu Werke ging, um das Leben an sich zu reißen. Daß der blinde Bauer ungeheuer rasch lernte, im eigenen Hause wieder Bescheid zu wissen, war vielleicht ganz natürlich. Aber schon ging er auch hier und dort auf dem Hofe herum, als sehe er mit seinen kaum vorfühlenden Fingern genau so gut, wie andere Menschen. Der Katrin aber wurde der stille Blinde beinahe unheimlich. Warum umhüllte er sich gerade gegen sie mit ablehnender Schweigsamkeit? Sah er denn nicht, daß Katrin bemüht war, ihm alles Gute anzutun, um den Zwiespalt der ersten Nacht zwischen ihnen wieder zu beseitigen? Sie war es, die Wagen, Gerätschaften, sogar die Abfallhaufen auf dem Hofe in so berechneter Anordnung zusammenräumen ließ, daß der blinde Heimkehrer seine erlernten Richtungen gefahrlos innehalten konnte. Sie war es doch, die ihn unauffällig lenkte, zu den Ställen, zu den Scheunen. Nur Johannes wußte das. Er mußte ihre Absicht zur Gemeinsamkeit, damit alles wurde wie früher, kennen. Warum ließ er sie mehr und mehr links liegen, warum ging er wie in stiller Feindschaft seinen Lebensweg ohne sie, warum nur?

Weil der stille Hinkeldey wirklich mehr sah, als sie ihm zeigte. Ein Blinder fühlt empfindsam fein. Denn auf der anderen Seite ihres Wesens blieb Katrin voll männlich zupackender Herrischkeit mitten in der Wirtschaft stehen, als sei in den Angelegenheiten des Hofes durch eines blinden Hinkeldey Heimkehr nichts geändert worden. Kein freiwilliges Wort sprach sie zu ihm über den Arbeitsgang. Nie stellte sie eine Frage nach seinen Ansichten oder gar Wünschen. Sie hielt ihn von wirklicher Besitznahme ausgeschaltet, gerade weil durch ihre treffliche Anordnung jedes Arbeitsding glatt weiterlief. Warum hielt sie ihn von seinem Eigen fern? Warum weihte sie ihn nicht einmal in den Stand seiner wirtschaftlichen Lage ein? Wie war der letzte Ernteausfall? Wie die Viehzahl? Wie die Mengen des Winterfutters? Er wußte nichts, sie sprach darüber kein Wort zu ihm, wich seinen Fragen aus; er konnte nichts sehen, er war wehrlos und blind. Was beabsichtigte sie also? Warum auf der einen Seite ihr scheues Frauenmitleid, wenn auf der anderen Seite ein entschlossenes Ausnutzen seiner Blindheit die Frau verleitete, ihn als Entmündigten beiseite zu schieben?

Zuerst waren Tage hingegangen, an denen sich Johannes Hinkeldey abwartend in die leise Ruhe des Blindseins einhüllte, damit sie käme ihn in die Pflichten und wirtschaftlichen Dinge einzuweihen. Vielleicht würde er sie dann nicht nur als treue Kameradin, sondern sehr rasch als noch mehr angesehen haben. War es doch für ihn in seiner invaliden Abhängigkeit egoistischer Selbst-

zweck, durch die Treue eines anderen Menschen wieder Wurzel ins Leben zu schlagen. Aber ihre weibliche Sorge und Annäherung waren Mittel für ihre eigenen Absichten. Die Klugheit zwang den Heimgekehrten, ohne äußerlich aus der leisen Ruhe des Blinden herauszutreten, Katrin lahmzulegen, ihre Herrschaft durch sein unmerkliches Eingreifen ihr zu entwinden.

Gemach begann Hinkeldey, auch mit anderen Menschen Fühlung zu nehmen. Das fiel ihm gar nicht schwer. Die Nachbarn drängten sich neugierig um ihn. Jeder im Dorf, der ihn früher gekannt, kam ihn besuchen, wollte den Mann mit der schwarzen Binde sehen und sprechen. Daß Johannes sich auf nicht eine der tausend Erinnerungen besinnen konnte, welche die Besucher vor ihm auspackten, verschwieg er wohlweislich. Der Ratschlag des jungen Assistenzarztes in Bonn saß in ihm fest, seine innersten Gedanken für sich zu behalten. So sagte er zu allem Geschwätz nur sein Ja oder sein Nein, ganz wie es die Leute hören wollten, und so wurde er jedermanns Freund. Ja, ja, als seine Freunde gebärdeten sich immer mehr Menschen aus dem Dorf und redeten und redeten voll Wichtigkeit und mit Überlegenheit, denn sie waren ja die Gesunden, und er der arme Blinde. Hinkeldey verstand wundervoll das Zuhören, darum wurden sie voll lauterstem Wohlwollen für ihn, mußten dies durch Ratschläge beweisen. So sind die Menschen, den Schweiger überfallen sie mit Besserwissen, Klügersein, kommen mit Ermahnungen, vertraulichen Vorschlägen, Geheimnissen, mit klugen Plänen, oder

gerissenem Andersmachen, auch mit gewissenlosen Zuträgereien.

Hinkeldey fand was er suchte. Er erhielt Kenntnis von allen Dingen und Zuständen seines Besitzes, von allen Ereignissen während der sieben lange Jahre seiner Abwesenheit. Er erfuhr so detaillierte Einzelheiten über fast jede Krume seines Anwesens, selbst bei bestem Willen würde ihn Katrin niemals so genau haben unterrichten können.

Johannes merkte gleichzeitig, wie wenig ehrliche Freunde die Katrin im Dorfe besaß. Über sie sprach jedermann zu ihm etwa wie mit Augenzwinkern, daß er ja selber über ihre Art genau Bescheid wissen müßte. Die Summe ihrer aufopfernden Arbeitsleistung in all den vergangenen schweren Jahren, das wurde als Selbstverständlichkeit quittiert. So hatten auf dem Lande alle Frauen das Kriegsleben anpacken müssen, die einen mit mehr, die anderen mit weniger Erfolg. Auch daß Katrin gleich unendlich vielen Frauen auf dem Lande und in den Städten bei diesem Männerschaffen ein derb entschlossenes Wesen wie ein halber Mann angenommen hatte, die gleiche Verwandlung des ganzen weiblichen Geschlechts als Kriegsfolge verlachte man als Unechtes, das sich unterm Männerwillen wieder geben werde. Aber jede ihrer Regungen als Weib, jede einzelne ihrer Liebschaften in den verflossenen Jahren schien man vermerkt zu haben, um sie ihm nun mit Wollust anzuschwärzen. Johannes durchschaute wohl, man rächte sich für ihre schroffe Art, oder weil man selber nicht bei ihr, dem Weibe, angekommen war.

Keiner der Allzuvielen merkte, wie hinter seiner leisen Ruhe der Blinde sie allesamt immer wieder nur dahin lenkte, ihm Auskunft über seinen Hof und Besitz, über Acker, Vieh, Wiesen, Wirtschaft und deren Aussichten zu geben. Aus den vielfältigen Ansichten oder dem übereinstimmend Dargelegten bekam er ein so genaues Bild, daß er mit seinem klugen Verstand und seinen landwirtschaftlichen Kenntnissen sich alle augenblicklichen Notwendigkeiten selber weiterentwickeln konnte. Und als nach einiger Zeit Leute aus dem Dorfe oder von weiter her auf den Hinkeldeyhof kamen, um geschäftliche Dinge zu besprechen, erledigte dies plötzlich der blinde Bauer mit ihnen. Ohne Bedenken fand dies jedermann in der natürlichen Ordnung. Außerdem war Hinkeldey zu allen Menschen geduldig, in seinen Besprechungen aufrichtig, bei geschäftlichen Abmachungen ehrlich und zuverlässig, wie man es sonst nicht immer unter Bauern gewöhnt ist. Besonders aber war er ganz das Gegenteil zur pfiffigen, bäuerlich listigen, alleweil mit schnippischer Barschheit die Nachbarn verärgernden Katrin.

So liefen allmählich die Fäden seines Betriebes ganz von selbst durch seine Hände, die Anordnungen für sein Anwesen entsprangen seinen Gedanken und Berechnungen. Daß hinter der freundlichen Ruhe des Blinden aber ein ganz anderer Mensch lauerte, als sie allesamt vermeinten, das merkte niemand im Dorf, und sollte ja auch keiner merken. Nur der Schneider Kruse bekam ganz plötzlich den wirklichen Johannes Hinkeldey zu spüren, daß er seitdem nicht wieder mit Zuträgereien auf den

Hof kam, und des blinden Bauern einziger Gegner im Dorfe wurde.

Der Kruse war ein noch vor dem Kriege zugezogener armer Handwerker. Er stammte aus der Gegend um Tondern. Wenn sich solch Schneider seine paar Tüften selber bestellt, sein Schwein den Winter über fett macht, kann er in einem der großen Marschdörfer an der Nordsee immer mit seinem guten Auskommen rechnen. Der Kruse hatte es sogar in den Notjahren des Krieges durch den Männermangel zu einigen Schweinen mehr als sonst gebracht. Und nun kam er auf den Hinkeldeyhof, weil er einige Sack Roggen kaufen wollte, vielleicht aber auch, um sich an den Johannes heranzumachen. Vor dem Kriege hatte er sicher einige Male im Wirtshaus zu den Kumpanen des Hinkeldey gezählt, denn wen hatte wohl der tolle Hannes, wie er früher geheißen, nicht bei Bier und Köm freigehalten!

Als der Blinde die etwas fistelnde Stimme hörte, die der Schneider gerne mit lautem Lärm ins Männliche hinaufkrakeelte, tat dem Johannes sofort die Schläfe weh. Und der Schneider fragte den Blinden gleich unverhüllt, als nehme er sich solche Vertraulichkeit von früher her in Anspruch: „Nu vertell mal, Hinkeldä, hävst allent wedder in Schuß? Wie is dir dat nun mit de Katrin ergangen?“

Johannes stand wie vor einer Mauer, zog den Kopf zurück: „Verstehe nicht . . .“

Kruse schepperte ein vertrauliches Schmutzlachen: „Minschkinning, dau nich so damlig, wie ist dat nun des

Nachts twischen euch? De Zügel in Hof hävst dem störrischen Ding ja wedder afnommen, dat weit ik. Awer hävst dat wille Wiefstück ok nachts im Bett wedder orrentlich in Gang ritten?"

Wie in Verzweiflung zog der Blinde die Schultern hoch. Langsam sagte er: „Diese Dinge gehen keinen Menschen etwas an! Frag' so was nicht wieder!"

„Scherz kannst nich mehr verdrägen, hä?" Der Schneider starrte die schwarze Binde im Gesicht des Blinden verwirrt an. Weil das nun aber mal seine Art war, schepperte er wieder sein Lachen: „Fröher hävst unner uns Mannlüt anners öwer dat Wifsbild snackt. Fröher war Katrin ok för di nichts as en blanken Wif in din Bett, Minschkinning, dau doch nich wie solch Rührmichnichan!"

„Früher ... Früher ..." Der Blinde rang gequält mit einem Unfaßbaren, stieß plötzlich dem anderen die Worte zu: „Das ist nicht wahr! Solche dreckigen Scherze habe ich nie gemacht, nie, auch früher nicht! Jetzt kein Wort weiter davon!"

„Na west, dat is ja lachhaft, wenn du wat afstreiten wißt, fröher warst aber gant anners, gant anners warst fröher!"

Der Blinde schien in verzweifelter Wehrlosigkeit nach diesem Früher greifen zu wollen, wehrte sich entsetzt:

„Das ist nicht wahr, was du sagst, was du von meinem Früher sagst, das ist nicht wahr!"

Der Schneider schrie wütend zurück: „Katrin war immer dinen Hur, dat kannst nich aflögen! Brukst dich

öwerhaupt gar nich so gehaben, as wennst en finen Herr worrn büst! Mit mi un unsereins kannst allmal noch Platt snacken, verstehst! Fröher hest ok geredt, as wie din Snabel wassen is!"

In diesem Augenblick stand Katrin plötzlich mitten in dem Zimmer. Ihre rücksichtslosen Worte schlug sie dem Kruse gleich rechts und links um die Ohren: „Fröher warst du en ollen geilen Hund un dat büst bis up dissen Dach bliewen! Du büst nich taufreden, dat ik di häv affallen laten, nu kömmst noch hier up unsen Hof, mit din Drecksnabel nah mi tau hacken, Zank un Streit un Unfreden twischen Mann un Fru tau bringen! Dorför büst bekannt un wirst ewig schiefmäuliger Neidhammel bliewen!"

Kruse wollte sich schier winden vor Lachen: „Seid ji beden denn schon Mann un Fru? Is denn de Katrin schon Bäurin up den Hinkeldähof? Dat wär man bös för di, Katrin, denn hättst ken Utwahl mehr in dinen Bett —"

Dieses Geschrei brach jäh ab. Der Blinde stand dicht vor dem lauten Menschen: „Die Katrin hat in den Jahren hindurch mehr geleistet, als alle bösen Mäuler ihr abschwatzen können, das merke dir, Kruse. Und du wärst der letzte, der sie in meiner Achtung zurücksetzte! Nun scher' dich hinaus! Dein Korn hole dir woanders! Das Korn auf meinem Hof hat die Arbeit der Katrin eingebracht, das solltest du wohl wissen. Dies Korn ist also zu schade für dich. Scher' dich fort!"

Der Blinde ließ erkennen, er wußte genau, wo seine

Faust hinschlagen werde, wenn nur noch ein Wort der Entgegnung fallen sollte. Gegen diesen aufgerichteten Riesen mit dem unheimlich schwarzen Maskengesicht wagte selbst der Kruse keinen Mucks mehr. Mit verlegenem, stoßweisen Lachen durch die Nase drückte er sich durch die Stubentür. Von draußen hörte man ihn mit schepperndem Lachen zurückrufen: „Wat is dat för en komischen anneren Hinkeldähannes worren!"

Zwischen dem Hinkeldey und der Katrin wurde über diese Sache kein Wort weiter gewechselt. Er aber spürte nur seitdem noch deutlicher, er wurde Herr auf seinem Hof. Und auch über die Katrin. Jeder heimliche Widerstand von ihr war abgebrochen. Ihm schien sogar ihrer Stimme Klang seitdem weicher geworden. Aber wenn er mit ihr sprach, was meistens nur geschah, um über Anordnungen im Haus und Hof zu reden, dann merkte er in ihrem Wesen eine noch größere Scheu vor ihm. Und gerade dies bedrückte ihn, ließ sein Mißtrauen nicht einschlafen.

Was aber der Schneider Kruse seitdem im Dorfe herumbrabbelte, mit dem ihm eigenen Getu und Geheimnis, das erfuhr natürlich Johannes niemals. Auch nicht, daß dieser Kruse es trotz seiner blamabelen Abfuhren aufs neue wagte, sich an Katrin mit eben diesem geheimnisvollen Getu heranzuschwätzen. Denn Katrin sprach über ihre eigenen Dinge am allerwenigsten mit Johannes. Wenn sie vor dem Gesinde vom Felde kam, denn sie hatte im Hause zu tun und zu kochen, wartete der Kruse immer öfter auf ihrem Weg. Dann fing er mit harmlosem

Gesicht ein Gerede an, welches weiß Gott in ihr haften blieb, weil irgend etwas Ähnliches davon in ihrem Innersten angerührt wurde. Also sagte der Schneider so obenhin: „Findst denn nich ok, Katrin, de Hinkeldähannes häd sik verflixt verännert, seit den Johrn druten in Feld —?"

Sie sah ihm ins Gesicht, er lachte frech und verlegen. Denn er wußte eigentlich selbst nicht, wieso er zu dieser Auffassung kam. Er wollte ja eigentlich nur um Katrin sein und sie gleichzeitig ärgern, denn solch still gewordener Blinder war nun wirklich kein Liebhaber, wie ihn die Katrin früher an dem tollen Hannes besessen.

Katrin aber sah vor sich hin, während sie zurückgab: sieben Jahre Krieg und Wunden, und was der Hannes durch das Blindwerden sonst noch durchgemacht habe, das verändere eben einen Mann mehr, als in solchen daheimgebliebenen Schneiderverstand hineingehe.

Mag sein, nickte Kruse, bedächtigtuerisch vor verhaltener Wut. Um dann hartnäckig fortzubohren: so riesenbreit in den Schultern sei doch der Hannes früher nicht gewesen. Katrin gerade müßte doch ihren Liebsten besser kennen.

Da bekam er die Antwort wie einen Hieb über das Maul: wenn Kruse wie Hannes in Krieg und Wunden gelegen hätte, anstatt im Dorf den Weibern unter die Röcke zu schießen, dann wäre er auch nicht mehr solch dürrer, krummer Hampelmann.

Kruse biß sich auf die Lippen, er hatte einen roten

Kopf gekriegt. Doch wiegte er nur so den Hals: „Kann sin, kann allent sin ...“ Tippte danach aber mit dem Zeigefinger nach Katrin, als wolle er einen Trumpf festspießen: „Der Hannes fröher häd mit ons plattdütsch snackt, wie ehm in Kinnertiden dat Mul wassen is. Nu will he up ens nix as Hochdütsch reden? Wat en finen Hochdütsch, dunnerlütgen, as wie de finen Herrschaften up de adlig Gäuter snacken. Wat schall dat, Katrin, hä?“

An seinem eingekniffenen Auge sah sie das Feixen, wie er sich freute, sie beunruhigt zu haben. Was er da redete, waren die gleichen instinktiv von ihr bemerkten Dinge, die so fremd zwischen dem Hinkeldey und ihr lagen. Aber von dem Kruse wußte sie auch, daß der wenig an seine eigene Quasselei glaubte, viel mehr seine vagen Geheimnisse nur benutzte, um sie in die Finger zu bekommen. Schon schnitt sie auch mit gelangweilter Miene jede weitere Unterhaltung kurzerhand ab: „Müh di nich af, Stank twischen Hannes un mi tau bringen, müh di nich af. Wenn man wie Hinkeldey Johre weggewesen, ännert man sich halt noch viel mehr, als en zänkigen Snieder anjeiht!“

Damit war sie schnellen Schrittes nach der anderen Seite gegangen. So unvermutet, daß er verdutzt mitten auf der Dorfstraße stand. Wütend rief er hinterdrein: „Aha, denn häd he sik also ok als Levster stark verännert, dat häst du nu woll ok endlich merkt! Is he öwerhaupt din Levster wedder? Wann büst Bäuerin up den Hof?“

War es diesmal wieder umsonst gewesen, das nächste Mal bohrte er sich doch aufs neue heran. Denn im Gesicht der Katrin lag ein früher nie an ihr bemerktes Sinnieren eingezeichnet. Der Kruse kombinierte, da mußte zwischen Hinkeldey und der Katrin tatsächlich etwas nicht stimmen. Darum wurde er noch hartnäckiger. Denn wenn es ihm gelingen sollte, die Katrin mit dem Hinkeldey wirklich auseinanderzureden, er wußte genau, auf welches Ende er mit seiner Nachstellerei hinauswollte. Er war ja einfach wild nach diesem starken Weibstück, er war wie versessen nach ihr, sinnestoll, geil wie ein läufiger Hund. Dieses Verlangen in ihm tobte mit um so heftigerem Quälen, als er wußte, sie hatte sich in den vergangenen Jahren wahllos mit jedem Mann und jedem Knecht im Dorfe eingelassen, nur ihn, gerade ihn aber schien sie zu verachten. Zwar war sie seit der Heimkehr dieses blinden Mannes ganz und gar verwandelt; vielleicht liebte sie den Hinkeldeyhannes wirklich, vielleicht auch hatte sie nur Angst. Aber das reizte ihn alles erst recht zur wüsten Wut, sie zu besitzen, reizte ihn wie die Erfüllung einer Rache an ihr.

Inzwischen hatte sich der blinde Bauer fest und sicher in sein Besitztum hineingestellt. Mit dem ausgehenden Winter lagen alle Fäden des Betriebes auf seinem Hofe so in seinen Händen geordnet, daß er auf Beginn der Frühjahrsbestellung wartete, wie jeder Landmann zur Zeit der letzten Schneeschmelze. Die stille Ruhe um den Blinden begann sich auch wirklich über sein Gemüt zu legen. Am meisten zufrieden war er darüber, daß

sich die Katrin völlig in den neuen Gang der Dinge hineingefunden hatte. Wenn er sie jetzt nach seinen Anordnungen auf dem Hofe schalten hörte, konnte er sogar mit schönen Gedanken dem weichen Alt ihrer Stimme lauschen. Vor diesen Gedanken zog er sich aber immer wieder ablehnend zurück, weil ihre seltsame Scheu ihm mißfiel. Ja, es war diese angstvolle Unterordnung, diese schweigsame Pflichttreue, die jede Annäherung zwischen ihnen von der Seite des Johannes unmöglich machte. Eine Mahnung, eine Warnung, ein fremdes Unbekanntes hinderte ihn, hielt ihn zurück. Dabei fühlte sich der Blinde immer noch wie ausgestoßen aus seinem eigenen Leben, und gar zu gern würde er Hand in Hand mit Katrin beim Fenster in seinem Lehnstuhl gesessen haben, damit sie ihm von seinem Früher erzählte, damit endlich die aus seinem Hirne wie herausgeschnittene Erinnerungsleere in ihm zu neuem Leben geweckt wurde.

Nein, nein, die stille Ruhe war keineswegs in der Seele des Blinden, er verzehrte sich in wilder Sehnsucht nach einem Menschen. Nach einer Menschenseele, die ihn erlöste aus der Qual des Blindseins. Er fühlte sich nach wie vor wehrlos bei jedem Schritt, den er allein tat. Er litt mehr, als ein Mitmensch ahnte, weil ihn der Hofhund nach wie vor anbellte, als sei dieser ihm feind wie einem hereinschleichenden Fremden. Er konnte das Tier nicht an sich gewöhnen, oder an seine Blindheit. Aber genau so, ja ganz genau so konnte er sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß Katrin früher seine Ge-

liebte gewesen war. Wie nur sollte er ihr dafür entgelten, daß sie ihm ihre besten Jahre voll schwerer Arbeit beschert hatte? Aber es stand soviel unüberwindliche Fremdheit zwischen ihnen, er vermochte es einfach nicht, ihr von Liebe zu reden, oder gar mit ihr wie mit einer Geliebten zu leben. Sie zu heiraten wäre ja wohl das Nächstliegende gewesen, um aus Dankesverpflichtung und Einsamkeit herauszukommen. Er aber fürchtete sich vor Katrins Eigenheiten, er fühlte das Weib wie dunkele Wallungen, die über ihn hinwegbrausen würden, um zu herrschen. In seiner Blindheit sehnte er sich nach Licht und Vertrauen, ihm mußte ein Weib sein wie heller, reiner Sommermorgen.

So stieß der Blinde in Wirklichkeit das Weib nur immer wieder von sich. Daher ihre geduckte Scheu. Wie schwer er sie traf, ahnte er leider nicht. Wie sehr er sie vor ihren eigenen Begriffen erniedrigte, die doch in den Augen aller Menschen im Dorf als seine Geliebte galt, konnte er ja nicht wissen, er kannte ja nicht einen ihrer Gedanken. Ja, so fremd waren sich diese beiden nächsten Menschen! Katrin fragte sich verbittert immer wieder, weswegen sie nun eigentlich schwere Jahre hindurch für diesen Mann geschuftet? Sie wußte, daß er einst aus dem Felde dem Pastor mitgeteilt, er würde sie testamentarisch zu seinem Erben einsetzen, wenn er im Felde fallen sollte. Und nun dieses Wiedersehen, dieser Undank, dieser ihr mit den Jahren so völlig entfremdete blinde Mensch! Und sogar als Geliebte verschmähte er sie! Bald würde jeder Mensch im Dorf wissen,

daß sie nun doch nicht die Frau des Hinkeldeyhannes wurde. Der Hohn, der Hohn! Denn sie hatte es nie in ihrem ganzen Betragen verhehlt, Bäuerin hatte sie auf dem Hofe werden wollen, Bäuerin. Und jener Brief des Hannes aus dem Felde an den Pastor hatte sie schon jahrelang als künftige Bäuerin gelten lassen. Das ganze Dorf würde ihr bald die höhnische Schadenfreude bezeigen, wie der geile Schneider Kruse!

Nun war es Frühling im Land.

Auf dem Hinkeldeyhof trug diesmal der blinde Bauer selber die volle Verantwortung für alle Arbeiten auf Acker, Feldern, Wiesen, Hof und Wirtschaft. Es war wie ein Wunder! Des Mannes Hirn schien wie eine Geländekarte zu sein, davon der Blinde nur die landwirtschaftlichen Notwendigkeiten abzulesen brauchte. Seine Anordnungen waren nicht nur zutreffend genau, nein, mit seinen einzelnen Anleitungen ließ er weit ökonomischer arbeiten, als es bisher üblich gewesen. Er kannte jede Krume Marsch oder Geestboden; hier ließ er diesmal Gerste aussäen, dort Roggen. Er hatte auch die Wiesen scharf eingeteilt, denn Weidemangel hatte dem Hinkeldeyhofe schon immer eine böse Fessel angelegt, weswegen jetzt das Vieh vom ersten Antrieb bis zum kommenden Herbst nach genauem Plan weiden sollte. Jeder verfilzte Knick war ihm bekannt, da mußte den Sommer über das Unterholz aus den Gräben gerodet werden. Den hier oben in den Kriegsjahren auf Zwangsmaßnahme der Regierung eingeführten Getreidebau ließ er sofort wieder fallen, damit der Boden für die seit Ur-

väterzeiten traditionelle Viehzucht ausgenutzt wurde. Klee und Raps ließ er als Winterfutter darauf säen. Wenn dies auch alles bei der Kleinheit des Hofes geringfügige Änderungen in der Wirtschaftsführung bedeuteten, im Dorfe sprach man doch darüber. Je weiter dann der Sommer in Sprießen und Blühen aufging, mit um so größerem Respekt blickte jeder vernünftige Bauer im Dorfe auf den Blinden. Potzelement, das war ein musterhaftes Beispiel, diese mit Sachkenntnis durchgeführten Neuerungen des Hinkeldeyhannes! Wahrhaftig, da hatte dieser blinde Mensch in den verfluchten Kriegsjahren draußen zwischen Tod und schweren Wunden noch hinzugelernt, was einem hier im Frieden in der Wirtschaft von Nutzen sein konnte. Alle Achtung! Und nun ging mancher Bauer zu dem blinden Nachbarn, um mit dem mal über die Gründe seiner eigenen Wirtschaftsnöte zu reden. Der Hinkeldey war stets mit stiller Bedachtsamkeit dabei, seine offene Meinung zu sagen, es kam keiner aus dem Bauernhause, ohne daß er mit dem Blinden dort am Fenster seiner Wohnstube einen sachgemäßen Rat gefunden hätte.

Nur der Kruse suchte sogar aus dieser Achtung, die Hinkeldey bei allen verständigen Leuten im Dorfe gewonnen, seinen eigenen heimlichen Vorteil herauszuschinden. Manchen Mittag lag er draußen in der prallen Sonne beim ersten Grabenknick hinter dem Dorfe, wo Katrin vorüberkommen mußte, wenn sie wieder zum Heuen zu den Leuten hinausging. Als er sie endlich abgefangen, sagte er nach einigem Gerede frech heraus:

„Seg mal, Katrin, för wen rackerst di eigentlich immer so af?“

Ohne ihm eine Antwort zu geben, ging Katrin vorüber. Er immer hinter ihrem Rock her. Beim Gerstenschlag wollte sie abbiegen, weil sie so schneller nach den Wiesen kommen konnte, wohl auch, um seinem langweiligen Gerede zu entgehen. Da höhnte er sie offen: „Doran glöwst doch sülben nich, dat solchen Kirl, wie der Saufut Hinkeldey wesen is, in söben Johrn plötzlich taum gelehrten Landwirt wannelt is, hä!“

„Gott sei Dank!“ sie dreht sich zornrot um: „Daran glöw ik! En orrentlichen Bur kann allentmal noch wat Rechtes ut sich maken, nur solchen krummen Kirl von schiechen Snieder as du, de bliwt ewig en niedrigen Lögenmul!“

Mit erhobenem Kopf ging sie auf schmalem Pfad durch das wogende Korn. In der prallen Sonne sieht man nur noch ihr blendendweißes Kopftuch über den Ähren. Da brüllt ihr auf einmal der Kruse nach, keifend, beide Hände zum Schallwerfer an den Mund gewölbt: „Bei dem richdigen Hinkeldey hättst awer längst in sin Bett gelegen! Dem fürnehmen Hannes büst nich gaud genug, nich gaud genug! Lang wirst bei dem warten können, dat du Bäuerin wirst!“

Sein schepperndes Lachen lag noch lange in der vibrierend heißen Sonnenluft. Die Leute vom Hinkeldeyhof, die im duftenden ersten Heuschnitt arbeiteten, wunderten sich wieder einmal, mit welcher Mürrischkeit die Katrin vor sich hinschuftete, fast als sei sie zum dop-

pelten Schaffen verpflichtet. Oder zum Wiedergutmachen an dem blinden Bauern, wie man untereinander grinsend meinte.

Johannes Hinkeldey in seiner entwurzelten Einsamkeit wurde sich mit jedem Tage klarer darüber, eine arbeitsamere, eine willigere Frau konnte eigentlich kein Bauer für Haus und Hof haben, als er in Katrin. Geschweige denn, es könnte für ihn in seiner blinden Hilflosigkeit eine bessere Frau gefunden werden, eine die mehr für ihn tat! Sie drückte die Scholle, die Erde, die ganze Heimat mit jedem Tage von neuem an ihr Herz. Für wen? Doch nur für ihn! Sie nährte den Acker, das Vieh, seinen ganzen Besitz mit ihrer fleißigen Menschenkraft, sie nährte also auch ihn! War es da nicht seine Pflicht, den ihn drückenden Dank an der einstigen Geliebten zu entgelten?

Er leugnete es auch nicht vor sich selber, in dem gesundeten Körper war in der qualvollen Leere der Einsamkeit immer mehr das Verlangen mächtig geworden, ein Weib zu umfangen. Ja doch, nicht nur in Schönheit zu ruhen, zu genießen, auch endlich, endlich Wurzel zu schlagen in diesem Leben! Aus der erinnerungsleeren Dunkelheit seines Hirnes stand dabei immer wieder die Verlockung vor ihm, daß diese Frau doch schon seine Geliebte gewesen. Mußte er nicht gerade bei ihr die Erlösung aus der versunkenen Vergangenheit finden? Wenn ihn als Antwort auf solche Grübeleien immer wieder eine intuitive Verstandeswarnung schreckte, daß er sich damit ihr ganz auslieferte, sprachen

die Sinne und die Erwartung auf Erlösung in ihm: komm, Geliebte, komm!

Der blinde Bauer vollbrachte in der Sehnsucht nach Erlösung und der Lebensverwurzelung ein Wunder. Zum Hochsommer, als die Abende still und warm und so unendlich leise waren, wie der Gleichklang zur Ruhe, die er so heiß ersehnte, da war es, daß er die vor Scheu und Bangen, vor Glück oder auch Entsetzen zitternde Katrin dicht neben seiner Seite auf der Bank fühlen durfte. Es dauerte noch manchen dunkelen Abend, wenn sich kein Lufthauch bewegte, die Nacht wie durchsichtige Träume zum dunkelblauen Sternenzelt schwang, bis seine Hände ihr Zittern überwanden. Langsam ergaben ihm seine streichelnden Finger in seiner Blindheit ihr Bild. Eines Nachts dann, eine unter drückender Hitze mit Wetterleuchten und fernem Donner erschauernde Nacht war es, da kamen von drüben leichte Schritte nackter Sohlen geschlichen. In Johannes' Schlafkammer kamen die leisen, nackten Sohlen hereingeschlichen. Und dann war sie unter seine leichte Decke geschlüpft.

Wie war sie im Blute glühend. Wie blühte dieser Frauenleib. Wie war sie in Jugend doch schon voll drängender, praller Reife. Wie die Gewitternacht draußen, so war dieser Frauenleib durchströmt von hitzigsten Ekstasen. Des Weibes Glut ließ auch des Mannes versunken gewesene Sinne hochtreiben. Die Geliebte hüllte ihn in Lebensströme, den geschlagenen Verwundeten erfüllten Kräfte, tierische Unbändigkeiten, brandende

Begierden. Es peitschte ihn des Weibes Brunst bis zum tollsten, bis zum letzten Ergeben und Erschöpfen.

O selige Reihe dieser Sommernächte!

Des Tages über, wenn der blinde Johannes Hinkeldey im Hause, im Hofe herumtastete, oder ihn die innere Unrast wieder zum Fenster in der Wohnstube trieb, wollte ihm die Gegenwart noch unwirklicher erscheinen, als sie je zuvor gewesen. Johannes war, wie alle Blinden, ein Zweifeler. Liebte ihn die Frau? Liebte er sie? Wieso war ihm noch immer kein Bild aus seiner Erinnerung von ihr gekommen? Wie nur sah sie aus? Was war es, das sie jede neue Nacht zu ihm führte, daß sie ihn einnahm bis zum tollsten Begehren? Liebte ihn die Frau wirklich? Wann endlich würde ihm von ihr die Erlösung aus der versunkenen Vergangenheit kommen? Heute nacht? Würde endlich die Frau reden, damit er aus ihren Worten die Geliebte wiedererkannte? Wann würden von der Liebe magischer Kraft die Schleier über ihm reißen? Jeden Tag erwartete er zitternd die Nacht, daß aus dem glutstrahlenden Leibe der Frau die Schlacken um ihn schmelzen würden, sein Lebensbewußtsein wieder zum greifbaren Bestand seiner Seele emporgehoben wurde.

Die hitzigen Sommernächte reihten sich. Aber sie veränderten nichts, sie blieben, was sie am ersten Tage gewesen, ein wildes, in tierischster Unbändigkeit wüstes Dahintoben zweier fremder Körper. Er erkannte nur, das Weib schwang über ihn eine Peitsche der unersättlichsten Brunst. Sie beherrschte ihn und seine Sinne, sie

besiegte ihn in jeder Nacht aufs neue, bis er gefällt und schwach und ihr verfallen war. Was wurde daraus? Erlösung? Nein! Keine Erlösung folgte. Nicht einmal die noch so geringste Andeutung zur Möglichkeit einer seelischen Gemeinschaft. Je klarer er diese für ihn entsetzliche Enttäuschung erkannte, um so schmerzhafter sein Verlangen, aus der toten Vergangenheit zur Klarheit ihres und seines Lebens emporgehoben zu werden, so daß er mehrmals in den letzten Nächten inmitten brünstigem Toben herausschrie: „Wenn ich doch nur einmal sehen könnte, jetzt nur einmal sehen . . .“

Sie lachte leise, verwirrend, wurde wie in gleicher Angst nur noch wilder, erfand noch wüstere Hingaben, besiegte ihn immer aufs neue.

In den nächsten Tagen, wenn der blinde Johannes Hinkeldey allein im Hause umherstrich, kam wieder das Entsetzen über ihn, die Furcht vor der Wehrlosigkeit seiner Blindheit, überkam ihn das grübelnde Bohren vor dem Nichts. Wenn er doch jetzt nur einmal sehen könnte! Was hatte er eigentlich erwartet? Ja, was nur?

Plötzlich zerschlug diese enttäuschte Hoffnungslosigkeit dem Blinden das Glück seines nächtlichen Sommerrausches. Die Lebensfurcht stand aufs neue vor ihm. Wer hatte Schuld? Kam dieses erschreckende Ausgestoßensein aus dem Wesen der Frau? Auf jeden Fall vermochte Johannes auch diese Erkenntnis nicht mehr aus sich zu bannen, daß Katrin niemals diejenige Frau sei, die er liebte, die er lieben konnte. Und wenn auch keine Schleier vor seiner kranken Erinnerung rissen, so sträubte

sich sein Empfinden gegen seine eigene Vergangenheit, diese Frau früher so geliebt zu haben, daß sie im Glauben an diese Liebe an ihn gebunden sein sollte als Boden seiner Lebenswurzeln! Je mehr sie sein Blut vergiftete, mit lauernder Scheu sein heimliches Sträuben in jeder neuen Nacht wieder überwand, besiegte, daß er sich seiner Vergangenheit wie dieser Gegenwart vor sich selbst schämte bis in seine keuschcste Männerscham, um so klarer erkannte er, diese Nächte waren nichts anderes als schlimmste Hurerei, Herr über Magd, Weib herrisch bewußt ihrer Sinnlichkeit als Mittel der Besitznahme eines Mannes.

Die Lebensfurcht stand aufs neue als Feindschaft zwischen ihnen. Er erkannte, statt Verwurzeln im Heimatboden, drohte ihm ein noch gefährlicheres Entwurzeltwerden durch ein fremdes Geschöpf aus dem letzten Rest seines Eigenlebens. Je mehr ihn vor sich selber ekelte, weil er nicht mehr die Kraft zur Lösung dieser Gemeinsamkeit aufbrachte, um so mehr sehnte er sich vergehend nach dem Adel schlanker, feingelenkiger Mädchenglieder. Je mehr ihn ekelte, der Katrin zu unterliegen, der Brunst, ihr urwüchsig lohendes Toben mit seiner Manneskraft zu sättigen, um so unerfüllter wurde in ihm die Sehnsucht nach Erlösung durch eine stille, feine Geliebte. Zwischen Katrin und ihm war ja nicht einmal Sinnesbefreiung! Unterjochung, ja, nichts als Vergiftung wurde ihm! Er mußte Schluß machen, ehe sein Blut und sein körperliches Verlangen dieser Frau so ganz verfallen waren, wie er selber ihrer Herrschaft über ihn.

Mit Worten war darüber zu Katrin nicht zu reden. Welche Worte sollte er finden, wußte er diese doch selber nicht in der Vergangenheit zu begründen. Auch würde sie seine Gründe bei einer solchen Auseinandersetzung nicht verstehen können. Welche Gründe? Diese lagen ja ihm selber unausdrückbar irgendwo in seiner Erinnerung versunken. Immer wieder stand er vor dem Nichts seiner kranken Seele, wie vor einem Abgrund, darin er sich stürzen mochte, um seinem haltlosen, wehrlosen, unnützen Dasein ein Ende zu machen! Warum war er nicht tot, wozu ließ man einen Blinden solches Leben leiden?

Als dem Johannes der verzweifelte Schrei in den Abgrund seiner hilflosen Einsamkeit nichts nutzte, verstieß er plötzlich mit hartem Entschluß die Frau aus den gemeinsamen Nächten, indem er einfach die Kammertür abschloß.

Da lag er, lang auf das Bett gepreßt, wollte nichts hören und lauschte dennoch. Er hörte Katrin draußen kommen auf leisen, nackten Sohlen. Er hörte die arme Magd an dem Griff der verschlossenen Kammertür rütteln. Er hörte die Frau minutenlang, eine höllische Ewigkeit lang reglos vor der verschlossenen Tür stehen und harren. Ein ewiger Augenblick grausamer Strafe! Hätte sie getobt, geschrien! Sie stand draußen wie ein Tier, wie ein gutes Tier, das nicht wußte, was man ihm antat. Oder sie war so vernichtend getroffen, daß sie für lange Minuten die Wahrheit nicht erfaßte.

Was in diesem Augenblick der Blinde der Frau angetan, begriff er selber niemals.

Seitdem blieb Katrin dem Hinkeldey fern. Wo sie ein Beisammensein nicht vermeiden konnte, verbarg sie in scheuer Verstellung jeden Funken ihrer guten Art. Ihre Abwehr wurde zu einer Waffe, daraus alle spätere Feindseligkeit gegen ihn keimte.

Diese Feindseligkeit fühlte der Blinde sofort. Sofort bekämpfte er sie mit seiner Waffe, die lauerndes Mißtrauen hieß. In diesem Mißtrauen gegen sie umzog er sich mit einer für sie unüberblickbaren Mauer. Hinter dieser Mauer aber verdorrte und verdurstete die Seele des armen Blinden erst recht in ungeheuerlicher Einsamkeit. Jetzt erst wurde Hinkeldey zu einem unerlösbaren Einsamen.

Inzwischen war der Sommer in einen unschönen, feuchten Herbst hineingegangen. Solche Witterung macht die letzte Landarbeit vervielfacht schwer. Jede noch so kurze Trockenperiode muß sofort mit Anspannung aller Kräfte ausgenutzt werden, um in die Scheunen einzufahren, was vom Rest der Ernte noch auf den Feldern steht. Alle Sehnen und Nerven müssen dann angespannt werden, oft bis zum Bersten. Nur einem Menschen schien dies Wetter besonders recht; das war Katrin. Sie kam meist in diesen Tagen als Letzte hinter den Leuten vom Felde heim. Sie machte sich immer noch Arbeit, indem sie plötzlich bis zur letzten Jungdern kontrollierte, ob auch die Kühe richtig gemolken wurden. Danach mußten die ermüdeten Mägde noch heran, ob sie maulten und mit giftigen Blicken noch so sehr um sich warfen, beim Entrahmen und Buttern zu helfen. Die

Katrin schuftete in einer für alle unbegreiflichen, unsinnigen Wut. Von der Morgenfrühe bis zum Abend spät war sie auf den Beinen, tyrannisierte alle Menschen auf dem Hofe, so schlimm, wie sie es selbst früher nie getan.

In jedem Dorfe wird getratscht. Warum also sollte hier kein Klatsch aufkommen? Der Kruse hatte ja immer irgendein Getuschel. Diesmal nun ging es gegen den Hinkeldey und die Katrin. Tippte man ihm gegen die Stirn wegen seines verrückten Geredes, lachte er und gab sogar zu, daß er zwar an seine Behauptungen auch nicht recht glaube, aber ihm kämen eben solche Mutmaßungen ganz von selber. Doch da man auf den blinden Hinkeldey als jedermanns Freund nichts Schlechtes sitzen ließ, bekam Kruse mehrmals so deutlich die Wahrheit zu hören, daß er sich vorsah. Wie das Blindsein einen früher bösartigen Menschen direkt zum Guten, Besten wandelte, das Wunder hatte man beim Hinkeldeyhannes selber vor Augen. Also sollte der Kruse es nicht wagen, sich dagegen durch mißgünstigen Tratsch zu versündigen!

Ja, früher war der Hinkeldey allerdings ein versoffener Bösewicht gewesen. Nachdem er durch seine hintereinander verstorbenen Alten den Hof geerbt, war dem Menschen das Geld nur so durch die Finger geflossen. In keiner Wirtschaft, selbst bis nach Husum hin, fehlte er, im Saufaus drohte der junge Bauer zu verkommen. Und wie schlimm der es mit den Weibern getrieben! Unter dem riesengroßen Kerl hatte bestimmt jedes

Mädel aus dem Dorfe hinter irgendeinem Knick mal die Beine geöffnet, hofften sie doch alle, Bäuerin auf dem Hofe zu werden. Er war ein Lump gewesen, damals, der Hinkeldeyhannes! Schließlich wollte bei dieser Luderwirtschaft keine anständige Magd mehr für gut Geld auf den frauenlosen Hinkeldeyhof gehen. Damals nun brachte der Hannes plötzlich von irgendwoher die Katrin mit auf den Hof. Kurz vor dem Kriegsausbruch war es gewesen. Im Dorf erfuhr man über sie, daß sie aus Vernarrtheit zu dem Riesenkerl oder unter wer weiß welchen Versprechungen einem Kohlbauern im Dithmarschen entlaufen sei. Sie war ein Inselkind von Fehmarn. Immerhin hatte sie auch bei Inselbauern gedient, die bekanntlich ebenso wohlhabend wie geizig sind, ihren Instleuten wenig Lohn und noch weniger Freizeit, dafür mächtig viel Arbeit geben. Gesinde von der Ostsee und aus dem Dänischen war hier oben geschätzt wie jütisches Milchvieh und die schweren dänischen Pferde. Der Hinkeldeyhannes hatte mit der Katrin ein verdammtes Glück gehabt. Nicht flachsblond war sie, wie hier an der Nordsee die Menschen, sondern unter nußbraunem Wuschelhaar hatte sie ein Paar dunkler Augen wie schwarze Brombeeren. Flink und füllig, war sie ganz eine deftige Dern. Des Hinkeldey neue Hofmagd wurde natürlich des jungen Bauern Liebste, das war man nun schon von dem nicht anders gewohnt. Die Burschen wurden aber diesmal allesamt rot vor Neid, selbst die verheirateten Männer drehten wild die Köpfe nach ihr. Versteht sich, wenn's niemand sonst sah. Am wenigsten

der Hinkeldeyhannes. Denn mit dem streitsüchtigen großen Kerl vom Hinkeldeyhofe mochte man nicht zusammenstoßen.

Da war der Krieg gekommen. Der Hinkeldeyhannes hatte von Anbeginn mit hinausgemußt. Seitdem schaltete die Katrin auf dem Hofe, als habe sie Eigenes zusammenzuhalten. Pastor Aßmussen, der mit dem jungen Bauern nichts zu tun haben wollte, weil der verluderte Kerl sich in allen Wirtshäusern als Gottesleugner großtat, wie es damals mit Kirchenaustritt und Freidenkerei so Mode geworden, Pastor Aßmussen nun wurde in den Kriegsjahren der erste, der plötzlich zur Katrin hielt, als sei sie genau so gut wie jede Einsässige in der Gemeinde. Als die Not mit den Kriegsjahren stieg, sorgte er dafür, daß sie immer aus Urlaubern oder Gefangenen genug helfende Hände für den mannverwaisten Hinkeldeyhof bekam. Und als die furchtbaren Erntebeschlagnahmen, und auch noch nach dem verlorenen Kriege die Lebensmittelverteilungen das Dasein fast zur Hölle machten, stand er wachsam dafür ein, daß die Katrin und ihr Hof in allem zum gleichen Recht kämen, als wenn sie die legitime Hofbäuerin wäre. Der Pastor mußte wohl seinen Grund haben, weswegen er unter keinen Umständen zwischen der Katrin und den Bäuerinnen einen trennenden Unterschied duldete. Oftmals betonte er, sie sei für einen Mann im Felde, mit dem Opfer ihres ganzen Menschentums in eine volle Heimatslücke eingesprungen, also müßte sie auch vollen Gotteslohn empfangen. So vergingen dann die Jahre, und sieben Jahre solchen tap-

feren Durchhaltens sind eine viel längere Zeitspanne, so daß man ganz von selbst im Dorfe Katrin vollwertig ansah wie jede Bäuerin oder Haustochter. Und die Geschichten über ihr unbändiges Blut waren ja nichts anderes, als was in diesen männerarmen Zeiten die Weiber allesamt gemacht hatten! Der Bauer lebt der Natur zu nahe, er kennt zu innig die Ursachen aus Samen, Dünger, Frucht, Ernte, Werden und Vergehen.

Einzig der dorffremd zugezogene Schneider Kruse hatte unablässig heimlich hinter Katrin hergeklatscht, so daß man zu jeder Zeit im ganzen Dorfe ihren jeweiligen Bettgenossen wußte. Bis der hinkende Schneider schließlich sein eigenes Verlangen nach dem prallen Weibsbilde nicht mehr verbergen konnte, der Katrin nachstieg wie ein läufiger Hund. Da hatte die mit ihren dunklen Teufelsaugen aber das rechte Mundwerk, um diesen sonderbaren Verehrer zum Gespött der Leute im Dorfe zu machen. Er war so vernarrt, ihm wurde auch dies egal; und ob man ihn offen auslachte wegen seiner kuriosen Verliebtheit, ihn aufzog, weil für ihn bei Katrin nichts zu holen war, man sah ihn hinter ihr her, wo sie nur mit ihrer fixen, sicheren Gangart die Dorfstraße heraufkam.

Seitdem nun der Hinkeldeybauer heimgekehrt und Herr auf seinem Hofe wurde, trieb es den Schneider in eine eifersüchtige Furcht hinein, die letzte Aussicht auf Katrin verloren zu haben. Denn wenn auch der Hannes als Blinder mit zerschossenem Angesicht heimgekehrt war, die Gewalt, die der Hinkeldey früher über Frauen ausgeübt, die merkte man ja sofort wieder an der scheuen

Zurückhaltung der Katrin gegen jeden anderen Mann. Aus dieser Eifersucht also entkeimte die Sucht des Schneiders Kruse, mit Schwätzereien den Hinkeldey bei Katrin auszustechen, aus einer von verdicktem Blutsverlangen erhitzten Eifersucht heraus erfand er seine Geheimnistuereien. Gegen den blinden Hinkeldey selbst hatte er eigentlich gar nichts, doch war ihm jedes Mittel recht, Katrin an sich zu locken, um irgendwie seine Gier, seinen Haß, seine Rache an ihr doch noch einmal auszukosten.

Der Herbst hatte noch einige warme Tage beschert. Hier oben, nahe den wechselnden Strömungen des Meeres, erlebt man öfter zum Oktober solche Reihe drükkend schwüler Tage. Die lasten dann doppelt dumpf im Blute, wie unerträgliche Treibhausluft. An solchem Tage schlenderte Kruse draußen in den leeren Feldern umher. Er setzte sich wie von ungefähr auf eine Böschung unter einem breiten, undurchsichtig verfilzten Schlehdornknick. In Wirklichkeit wußte er genau, daß ganz nahe auf dem Rübenfelde die Katrin arbeitete. In einer unermüdlich schuftenden Art warf sie Rüben zu Haufen. Sie griff, Schritt um Schritt setzend, einen jeden der schweren Runkelköpfe, um mit einem einzigen, sicheren Hiebe ihres scharfen Krautmessers das Grün herunterzuschlagen. Selten nur sah sie mal hoch.

Kruse hatte genau herausspioniert, daß Katrin heute allein auf dem Rübenfelde arbeitete. Im Dorfe waren die Leute voll mit dem Roggendreschen beschäftigt. Das ganze Rübenfeld lief hin als ein zwischen undurch-

sichtigen Knickwällen eingefaßtes Erdband. Es war eine weltverlorene Einsamkeit hier draußen. Nur hin und wieder zerfeilte Möwenschrei diese Lautlosigkeit. Danach blieb wieder die unendliche Stille.

Jetzt hob Katrin den Rücken, um sich in der feuchten Wärme das Haar aus dem Gesicht zu streichen. In dem Moment zuckte es in ihren Augen. Sie machte keine weitere Bewegung des Erkennens. Danach tat sie, als habe sie den überraschend auf der Knickböschung sitzenden Mann überhaupt nicht gesehen, obwohl der Kerl keinen seiner triumphierenden Blicke von ihr ließ. Die Frau arbeitete nur mit um so entschlossener Wut drauflos.

Hier heraus war sie geflüchtet, um die immer höher steigende Furcht über die Fremdheit zwischen dem Hannes und deren Folgen für sie zu überlegen. In der einsamen Arbeit hier auf dem Felde wollte sie gerade dem unheimlichen Geschwätz eben dieses krummen Schneiders nachgrübeln, denn wirklich, es stimmte so allerlei nicht zwischen dem blinden Hinkeldey und ihr. Seit dem ersten Tage der Heimkehr des Mannes hatte sie immer wieder eine unruhige Not aus ihrem Gefühl verjagen müssen, weil der Hannes sich so fremd gegen früher verändert hatte. Aber seltsam, gerade heute, jetzt, hier draußen auf dem Felde, soeben bei ihrer Arbeit war sie zu dem Entschluß gekommen, dieses beunruhigende Fremdsein des Hinkeldey auch weiter unbeachtet zu lassen, denn wenn sie darüber Schwätzereien anfing, war für sie eher alles zu verlieren, als etwas zu gewinnen. Sie mußte die krankhaften, närrischen Erniedrigungen

von diesem blinden Heimkehrer eben herunterwürgen, mußte ausharren, sich auf ihrem Platze halten, bis sich die rechte Gelegenheit zur Erreichung ihres Zieles doch noch ergab. Solange sie nicht vom Platze wich, würde der Hannes sie nie fortjagen, — das war auch so ein Punkt, der Hinkeldey war viel anständiger neben seiner Narretei geworden, als er früher je gewesen war. Sie mußte eben die Gelegenheit abwarten, um doch noch, wie er ihr einst vor dem Kriege versprochen, seine Bäuerin auf dem Hinkeldeyhofe zu werden.

Ausgerechnet in diesen Entschlüssen tauchte der schiefe Kerl dort vor ihr auf. Saß plötzlich dort auf der Grasnarbe wie ein Kobold. Bald mußte sie direkt bei ihm vorüberarbeiten. Gott sollte sie und ihn bewahren, daß sie nicht versehentlich das scharfe Krautmesser dem Schleicher in den Hals schlüge, anstatt das Kraut von der Futterrübe zu hauen. Der Kerl saß da mit schiefem Blick wie das leibhafte Unglück. Kobolde und Friggageister gab es natürlich nicht mehr, wie man auf Fehmarn den Kindern vorklönte. Aber woher wollte man das wissen? Konnte nicht doch von diesem krummen Schneider dem blinden Hannes etwas angehext worden sein? War sie nicht nach den Sommersnächten nahe daran gewesen, Bäuerin zu werden?

„Na, wie is dat nu twischen di un dem Hinkeldä?"

Sie hob den Rücken, alles Blut schien aus ihrem Gesicht gewichen. Hatte der Kerl ihre Gedanken gelesen? Sie stand so nahe vor ihm, an seinen sich weitenden Nasenflügeln sah sie die Geilheit, die ihn hergetrieben.

„Oder werst am End nie Bäuerin up den Hinkeldähof, hä?"

Bebend vor Wut verkrampfte sie den rotflimmernden Zorn in ihrer Weiterarbeit. Ein schwerer Rübenkopf schwang nach dem anderen durch ihre kräftigen Hände. Kraut klatschte unter sicheren Messerhieben zur Seite. Griff wie Schlag saßen sicher und fest, als sei dies eine fürchterliche Mahnung. Kruse, nimm dich in acht!

Nur noch zwei Schritte, sie ist fast neben ihm. Sie ringt mit dem Versuch, ihm das Messer ins Gesicht zu stechen; sie darf nicht zu ihm hinblicken, sonst würde sie das Schreckliche nicht mehr hindern können. Sie sieht aber auch nicht, daß Kruse mit blutumrandeten Augen in ihren offenen Blusenausschnitt hineingiert, wo ihre prallen Brüste füllig drängen. Wenig Zeug haben bei solcher Treibhausluft die jungen Weiber nun mal auf dem Leibe. Unter den Röcken haben sie bei dieser feuchten Herbstschwüle, wie im ganzen Sommer, meist gar nichts an. Das ist nun mal so auf dem Lande.

„För all din Guttat bekömmst ja vom blinnen Hinkeldä höchstens eines Tags einen Tritt. Mötst doch den Hannes eigentlich kennen! Wat du brukst, ik möcht di woll better taufredenstelln, als solch blinnen Rührminichan!"

Dabei faßten seine beiden Hände langsam nach ihren Hüften. Nicht schnell, nein, vorsichtig spähend auf jede Muskel ihrer Bewegungen, immer fester zupackend. Sie verharrt, noch halb von der Arbeit gebückt, unbeweg-

lich, wendet dabei nur ihr bleiches Gesicht zu ihm herum. Ihre vollen Lippen schieben sich über zusammengebissene Kiefer, daß ihre prachtvoll großen Zähne schimmern wie feuchte Perlmutterreihen. Sie ist wie ein sprungbereites Raubtier. Er sieht jede Bewegung, kommt ihr zuvor. Mit einem Ruck gegen ihre beiden Lenden drückend, so hat er die halb Gebückte herangerissen. Direkt an seiner Seite fällt sie ins Gras der Knickböschung. Auf einen Ellenbogen gestützt, wobei ihre Augen grün wie bei einer Katze über ihn sind, faucht sie mit schweren Atemstößen: „Tauerst mötst du blind werren. Wenn ok du blind büst, denn kömm ik tau di! Oder büst nich so varlevt in mi, dat ik di de Augen utstecken schall? Wat minst, schall ik taustecken? Schall ik taustecken? Schall ik?"

Das mit der rechten Faust umkrallte Messer war dicht über seinem Gesicht. Wollte sie wirklich zustoßen? Der Schnitt blinkte. Wollte der Mann wirklich ihr Zustoßen von seinen Augen abwehren? Wollte er durch die Abwehr wirklich ihren Angriff verhindern?

Wie ein Blitz war er unter ihrem hochgehobenen Arm. Und schon flog sie auf den Rücken. Koboldrasch riß er ihren Rock empor, mit dem gleichen brutalen Ruck waren ihr beide Arme von ihrem eigenen Kleide umwickelt, so fest wie eingebunden. Und ihr blutblanker Frauenleib lag nackt. Ihr Wehren wußte er rasch zu ersticken. Keuchende Schreie tobten. Schmerzen und Stöhnen wurden zu Wimmern und Hingabe. Wie zwei Erdgeister übereinander rasten, als sollte die

Wildheit aller Lüste geboren werden und nie ein Ende nehmen, war diese Vereinigung. Und dennoch tobte nichts anderes als nur Rache, Rache, Rache.

Der Mann war ins Gras getaumelt. Der Sinnesturm strafte die gestillte Wollust, fällte den Menschen kraftlos. Auf einmal schrie Katrin auf. Gellend langgezogener Entsetzensschrei brach aus ihr hervor. Und das Messer in ihrer Rechten strich wie unhemmbare Vergeltung durch die Luft. Doch Kruse hatte sich bei dem Schrei gedreht, um sich selbst am Erdboden entlang gekugelt, schon war er auf den Beinen. Unter gellendem Kreischen stach die rasende Frau mit dem Messer durch die Luft. Doch der Mann war ihr schon entkommen.

Wie gehetzt setzte er über Grasbüschel, raste die Böschung hinauf. Die Frau mit dem Messer immer dicht hinter seinem Rücken. In Todesangst riß er seinen windigen Körper direkt durch den stacheligen Schlehdorn hindurch. So war er drüben auf einem anderen Felde, Katrin, wie eine Irrsinnige, auf ihrer Knickseite nebenherrennend. Ihre Schreie gellten. Er rannte, seine Beine wirbelten wie Trommelschlegel, damit er der Mordsucht des mißbrauchten Weibes entkäme. Katrin keuchte, sie konnte den Vorsprung nicht einholen. Sie hub im Rennen Rübenköpfe, wie Geprassel warf sie diese hinter ihm drein. Nun kamen sogar fettschwere Erdschollen geflogen. Wie Fledermäuse umzuckte das Schwirren den Kopf des Fliehenden, der gebückt wie ein buckeliger Kobold dahinsauste. Jetzt riß das kreischende Weib

seine schweren Holzpantinen von den nackten Füßen, traf ihn damit wuchtig in den Rücken, daß er stolperte, einknickte. Aber ehe sie über den Wall geklettert, raste er längst weiter, hatte immer größeren Abstand, bog endlich den Feldweg hinein, wo er noch schneller vorwärtskam. Er sah, wie sie zurückblieb. Er hörte, wie sie mit einem aus tiefem Leibe herausgebrüllten Weh sich am Feldrand niederwarf. Er aber rannte, rannte, und rannte noch unter Keuchen, als er längst die Häuser im Dorfe zur Seite hatte.

Katrin lag am Wegrand, heulte, wimmerte. Sie sprang auf, spuckte aus, spuckte aus Ekel vor sich selber aus, hieb aus Ekel auf sich selber ein, wühlte in Abscheu vor sich selbst ihren ganzen Körper durch das feuchte Gras, als möchte Mutter Erde irgendeine grauenhafte Schuld von ihr nehmen. Sie lief wieder zu ihrem Rübenfeld, griff wild in die Arbeit. Und warf die Arbeit wieder fort. Denn wie eine würgende Faust fühlte sie diesmal die Scham, wahrhaftig, die Scham der Schuld.

Katrin nahm ihren Henkelkorb, setzte Schritt um Schritt, ging müde und beladen mit gesenktem Kopfe ins Dorf zurück. Frühzeitiger wohl, als gewohnt, kam sie auf den Hof, doch stieg auch schon die erste nebelige Dämmerung aus der feuchten Schwüle dieses Oktoberherbstes. Über das ganze Dorf klangen die Taktschläge der Drescharbeiten. Die Tennen im Hintergrund der Höfe waren eingehüllt in silberne Bläue, daheraus wie aus Akkordgründen das Lied des Arbeitsfriedens hallte.

Katrin aber fühlte sich deutlich ausgeschlossen aus dem Rhythmus der Ruhe. Sie hätte sich am liebsten in Schuld und Scham die Ohren zugehalten, die Augen geschlossen. Nur jetzt nicht dem blinden Johannes Hinkeldey über den Weg kommen! In einer nie gekannten Schuldlast würde sich Katrin sogar vor ihm niedergeworfen und alles, alles eingestanden haben. Und danach hätte er sie fortgejagt.

Nein, nein, nur das nicht, das war ja ihre Angst seit der seltsamen Fremdheit zwischen ihr und dem heimgekehrten Hinkeldey! Nur nicht fortgejagt werden aus solcher Schuld!

Sie rannte fast ins Haus hinein, sie war froh, von niemandem gesehen worden zu sein. Sie lief direkt in die Küche. Holzscheite warf sie auf den Herd, Buchenscheite, viel dürres Reisig, und wieder Holzscheite drüber. Feuer sprang rasch aus der allzeit glimmenden Asche. Nun krachte die Glut unter dem großen Wasserkessel. Es dauerte nicht lange und doch eine Ewigkeit, da begann das Wasser zu brodeln. In schweren Kübeln trug sie das kochende Wasser in die Schlafstube hinüber, dort, wo die beiden Bettalkoven vom Hannes seinen Eltern in die Wände eingelassen waren. In diesem Zimmer blieb sie ungesehen, hierher kam bestimmt niemand. Der Blinde schon gar nicht, seitdem sie sich in Feindschaft aus dem Wege gingen.

Im Nu hatte sie die paar Kleidungsstücke vom Leibe gerissen. Mit zusammengebissenen Zähnen stieg sie nackt und bloß ins glühheiße Element. Wie in heidnischem

Ritual litt sie die Glut als gerechte Strafe. Mit harter Bürste rieb sie den Leib, die Glieder, die Brüste. Und immer wieder den Schoß. Ja, und den Händen zürnte sie besonders, die nicht zugestoßen hatten, als es Zeit gewesen. Sie glühte sich wie ein Opfer rein, auch in ihrem abergläubischen Innern.

III

Das Bauernjahr ist mit dem Herbst vergangen. Die Erntearbeiten sind erledigt. Auf den Höfen, in den Scheunen und den Ställen, wird geklütert. Das sind die Winterarbeiten für das kommende Frühjahrswerk. Instandsetzen von Geschirren, Wagen, Ackergeräten. Kurze, dunkle Tage treiben frühe Abende vor sich her. Nach den Herbststürmen kommen dann die langen Nächte geflogen wie schwarze Vögel.

Hinkeldey, der blinde Bauer, sitzt fast die ganze Zeit am Fenster in seiner Wohnstube. Man meint immer, er starre in das Licht hinaus. Aber dem Blinden ist es ganz egal, ob Regenböen mit erstem Schnee die Dunkelheit noch früher heranbringen, Hinkeldey sitzt auch zu den Nachtstunden noch am Fenster in seinem bohrenden Grübeln versunken. Wirklich, nicht ein Mensch weiß, welche trostlose Einsamkeit den Mann mit der schwarzen Gesichtsbinde umgibt, welche Sehnsucht nach nur einem treuen Menschen hinter der dunkelgrünen Brille als Schmerz wogt. Wie ein Gefangener im Kerker, so verschmachtet der hilflose Mann.

Dazu aber liegt Hinkeldey wieder hinter seinem Mißtrauen auf der Lauer. Er wehrt einem hinterlistigen Feinde. Wie kommt es, daß er täglich mehr und mehr verspürt, wie Katrin sich ihm wieder anzunähern versucht? Warum macht sie sich, seitdem der Herbst vergangen, und die langen Winterabende ins Land fielen, mehr und

mehr um Johannes zu schaffen? Warum drängt sie sich in seine äußerliche Ruhe hinein, indem sie ihm plötzlich Freundlichkeiten zu bezeigen bemüht ist, indem sie aufdringlich und hartnäckig ihm Gutes zu tun sucht, obwohl er kurz und ablehnend bleibt, weil er ihre Hilfe gar nicht zu haben wünscht? Warum ihr Wille zur Versöhnung?

Wehren muß er sich gegen solche Seltsamkeiten, wehren gegen diese Frau!

Denn seit den höllisch schönen Herrlichkeiten der vergangenen Sommersnächte ist das Verlangen in ihm nicht wieder zur Ruhe gekommen. Obwohl er sich in asketischer Enthaltsamkeit eingemauert, hat ihn doch das Begehren immer wieder von innen her überfallen. Darum haßt er auch die Frau schon, weil er sie nicht aus dem Fordern seines Blutes loswerden kann. Er sehnt sich nur nach Ruhe, Ruhe. Hart hat er sich kasteit, damit seine blinde Wehrlosigkeit die Regungen der Sinne und die Gaben des Weibes vergessen sollte! Und nun will sie wiederkommen? Da schleicht sie sich an ihn, drängt sich heran mit Handschlägen und Umsorgen. Er wird unruhig, der Geruch im Zimmer schon ist anders, aber seinem Verstand graust vor den Säften, die sich in seinen Kräften regen. Diesmal würde sie ihn vollkommen im Blute vergiften, wenn er ihrer Annäherung wieder unterläge. Diesmal würde er wirklich zu ihrem Spielball hinuntersinken, oder es würde irgendein neues Unglück geboren werden! Ihm grauste vor der Nähe dieser Frau, als lockte sie ihn zu einem unbekannten Verrat gegen sich selbst.

Dennoch hatte sich Hinkeldey nie zuvor so ohne alle Maßen nach einem Menschen gesehnt. Einen treuen Menschen nur wollte er um sich haben, der wahr und ohne jeden Eigennutz für ihn sehend wäre. Ein sehender Mensch, der ihn gegen seine wehrlose Hilflosigkeit schützte; damit er auf jenen anderen Menschen sich stützen konnte, um seine Wurzeln ins Leben hineinzusenken, um verwurzelt wieder im Eigenleben zu stehen. Ja, in diesem Schrei zu Gott nach einer treuen Seele, die ihm das verlorene Augenlicht ersetzte, quälte es ihn doppelt, als sei er ein aus der eigenen Heimat Verstoßener, daß der Hofhund draußen immer noch und immer wieder geifernd an der Kette riß und bellend tobte, wenn der Blinde sich im Hofe zeigte. Nicht einmal der Hundeseele durfte er sich nähern.

Sollte er es da wirklich vor sich selber verantworten können, Katrin zurückzustoßen? War sie nicht sogar die Größere, wenn sie die Versöhnung wieder mit ihm suchte? Vielleicht liebt sie ihn wirklich? Oh, wenn er doch nur einmal sehen könnte!

Zwischen lauerndem Mißtrauen, Zweifeln, Sehnsucht und Einsamkeit wurde Johannes Hinkeldey zermürbt und wurde er wieder schwach.

Als er dann eines Nachts herzklopfend zu sich kommt, wie ein erschöpftes Tier neben ihrem heißen, fruchtprallen Weibeskörper liegt, ist es ihm sofort wieder, als habe ihn ein neuer Fluch beladen, ein Verrat gegen sich selbst ihn besudelt. Und er ringt Tag um Tag unter der äußerlichen Maske stiller Blindenruhe mit sich selbst, weil er

seine eigensten Idole verraten, und er liegt dennoch des Nachts wieder zusammen mit dem Weibe in einer Blut und Sinne vergiftenden Hurerei. Und er zürnt tagsüber mit sich und seinem Herrgott, weil dieser ihn nicht ein Mal nur die Menschen, die Heimat, die Dinge um sich wiedersehen läßt, um trotzdem in den Nächten der Katrin immer mehr zu verfallen. Er ist wie willenlos geworden. Je fester sie ihn umstrickt, um so entwurzelter aus dem kargen Rest Eigenlebens, der ihm noch geblieben, fühlt sich der blinde Mann. Er merkt ganz genau, daß die Frau systematisch darauf aus ist, ihn irgendwie um seine Seele zu bestehlen, aber er macht nicht einmal mehr einen Versuch zur Abwehr, so graust ihm davor, wieder der Einsamkeit zu verfallen. Er verflucht sich selbst, Gott und die Welt, weil es für einen Blinden keine wirkliche Heimat gibt. Heimat ist nicht nur Besitz, Boden, sondern Menschen und Leben wissend, sehend erleben! Er verflucht die Menschen, weil es für einen Blinden keine Freundesaugen um seiner selbst willen gibt, weil ein Blinder verflucht ist, ohne Freund zu bleiben, den doch der allerärmste Teufel findet.

In diesem Aufruhr der zerrissenen Seele klammert sich Johannes Hinkeldey an die Hurerei seiner Nächte mit Katrin, immer in der Hoffnung, daß sie ihn vielleicht doch liebe, vielleicht doch liebe . . .

Vielleicht bedurfte es solchen seelischen Aufruhrs, damit aus der dunklen Totengruft seiner entschwundenen Erinnerungen zum erstenmal irgendein roter Blitzfunke das Hirn des Gequälten durchzuckt. Auf dem

Hofe draußen heulte der Hund mit wutkläffender Bissigkeit, weil Johannes aus den Ställen in das Haus getappt kam. Ein schroffer Ruf der Katrin aus dem Küchenfenster aber genügte, und der Hund verkroch sich schweigend in seiner Hütte. In dem Moment erinnert sich Johannes, daß er ja draußen im Felde auch einen Hund gehabt hatte. Einen sehr treuen Hund. Einen großen, starken, selten klugen Dobermann. Jenes Tier war in Treue nie von seiner Seite gewichen, wohl vier Jahre lang im Felde, bis — — — Den blinden Johannes überkommt plötzlich eine unendliche Trauer, tagelang wühlt eine schmerzvolle Wehmut in seiner Brust, weil er jenen Hund verloren hatte. Der Hund war bei einem Feuerüberfall im Grabenkampfe gefallen. Mehr entsann sich der Blinde nicht; aber die Trauer war erfüllt von der Sehnsucht, daß doch wenigstens eine Hundeseele jetzt zu ihm in Treue halten möchte. Zweifelte er denn an Katrin? War denn in ihm kein Glaube an Katrin? Hoffte er denn nicht, daß ihre Liebe ihm Gutes darbringe? Nein, in wurzelloser Unerlöstheit sehnte sich der Blinde nach einer Hundeseele, denn ihm bangte vor Katrin!

Es sind die Dezembertage, da der Ostwind über das Land schneidet. Mit hohlen Tönen surrt er zwischen den Drähten der Chauseen, pfeift gellend, wenn er die Anhöhe des Deiches zum Meer hinauffegt. Jeder Schritt auf der gefrorenen Erde klirrt wie zersplitterndes Glas. Das sind die Tage, an denen kein Mensch ohne Notwendigkeit die vom Schnee stiebende Dorfstraße herunter-

stapft. Der Schnee weht wie Staub in die Gesichter, daß man keine fünf Schritt weit sieht. Die Bauern hocken in ihren Stuben. In weißen Kachelöfen krachen Buchenscheite. Darüber häufelt die Hausfrau reichlich Torf. Schön trockenen, steingehärteten, schwarzen Torf. Die Glut durchwärmt das ganze Haus und auch noch des Nachts. In allen Bauernhäusern ist leises Wohlbehagen, wie eingemummelter Winterschlaf. Immer riecht es nach Kaffee. Meistens auch nach frisch gebackenem Brot oder Butterkuchen. Die Menschen, sonst schon reichlich wortkarg, sind völlig in schweigendem Sinnieren versponnen. Selbst die Kinder spielen, als liebten sie keinen Lärm. Höchstens aus der Küche dringt Geschirrklirren. Oder ein Klappern kommt mal über den Hof von den Ställen und Scheunen her, wenn dort gegen den lautlosen Schneewind mit heftigem Schall eine Tür zuschlägt.

Ähnlich so ist es auch im Hause beim Hinkeldey. Nur sitzt der blinde Johannes tagsüber meist allein in der Wohnstube am Fenster und starrt in die blendende Schneeweiße hinaus. Katrin sitzt viel lieber in ihrer großen Küche. Hier hockt sie sich ganz nahe zum warmen Herd, der in mächtiger Breite fast eine Wand einnimmt, darüber der Windfang seine Lieder aus den ziehenden Wolken hereinsummt. Wenn sie nicht zu kochen braucht, hat sie eine der Frauenarbeiten in Händen, die man das Bauernjahr über für diese eingeschneite Winterszeit zurückläßt. Allerdings denkt Katrin spöttisch daran, wie gemütlich sie es hier in der Küche hat, während drinnen in der Stube eine lähmende Unheim-

lichkeit liegt, die von dem blinden Hannes und seinem bohrenden Grübeln ausgeht. Überhaupt würde ein Mensch, der Katrin näher kennt, in ihrem Gesicht und Wesen seltsame Veränderungen wahrnehmen. Beim Auge und in ihren Mundwinkeln ist ein unschöner Zug eingebuchtet, der besonders hervortritt, wenn sie mit ihrer Scheu zu dem blinden Bauern spricht. Denn des Abends, ja, nach der gemeinsamen Mahlzeit mit dem Gesinde in der Küche, da muß sie jetzt immer mit dem Hannes am Tische in der Wohnstube unter der elektrischen Lampe sitzen. Sie hat das selbst so eingeführt, und sie weiß warum. Obwohl sie eine bannige Furcht hat, was wohl aus den Gedanken hinter der schwarzen Binde gegen sie gerichtet sein mag. Sprechen tun die beiden Menschen sehr wenig mitsammen. Ob dieser Blinde wohl ahnt, was sie zu ihm treibt?

Denn nun kommt die Nacht.

Ein Ruck geht durch Katrin. Gewiß, sie muß sich Gewalt antun! Jede Nacht von neuem muß sie sich überwinden, ehe sie zu dem Blinden in dessen Kammer geht. Aber sie muß dies tun, sie weiß, was sie will! Würde der Hannes nur nicht so unheimlich fremd geblieben sein, so hätte sie sich das alles viel leichter gemacht; sie würde mit ihm nicht nur über die seltsamen Dinge zwischen ihnen geredet haben, sondern auch sonst ihn rasch einzuwickeln verstehen, damit er sie freiwillig zu seiner Bäuerin machte. Aber ob der schweigsame Blinde hinter seiner schwarzen Maske nicht doch längst weiß, was mit ihr los ist, sie nur hinnimmt, solange sie freiwillig kommt

und gibt? Und sie hernach zum Teufel jagt? Aber nein, anständig ist der Blinde bei all seiner Fremdheit geworden, so ganz anders, als der Hannes darinnen früher war. Darauf rechnet sie.

Des Nachts liegt sie bei ihm, es blüht ihr Blut, sie steigert die Hingabe zu immer üppigeren Freuden. Denn ihre Leidenschaft ist nicht nur das Mittel ihrer Herrschsucht. Sondern aus ihrem Tun zittert auch das Bangen um das Gelingen ihrer heimlichen Absichten. Sie muß einfach über den Blinden durch ihre Weibeshingabe und mit weiblicher Macht siegen, sie muß!

Seltsamerweise begann in diesen Dezembertagen der Hinkeldey, wie aufgewühlt von Furcht und Erinnerungswünschen, im ganzen Hause umherzusuchen. Bis unter das Dach ist er schließlich gekrochen, wo durch die Fugen der Sparren der Staubschnee hereinstiebte, und es eisig zog. Der Riese kam zurückgekrochen, Spinnwebe im Haar, Spinnwebe über der grünen Joppe. Katrin mußte die Bürste holen, um ihn zu säubern. Da tat sie die scheue Frage, was er denn nur suche? Johannes schrak zusammen, als käme er zur Gegenwart zurück. Ihm war es bei ihrem Fragen, als höre er das Cello im Lazarett mit hohlem Klang zu Boden fallen. Das verhallende Timbre wie von zersprungenen Saiten war ja noch nie wieder aus seiner Seele gewichen. Er hört aber auch die Mahnung des jungen Assistenzarztes. Da antwortet er ihr beinahe bitter: „Kein Mensch versteht, was ich mir von früher her suche. Du auch nicht!“

Sekundenlang bleibt er noch mit vorgerecktem Kopf

wartend stehen. Katrin weicht unwillkürlich vor seiner Seltsamkeit zurück. Er wendet sich mit hängenden Achseln ab, geht hinüber in die Stube. Blickt Katrin durch den Spalt der Tür, sieht sie ihn mit an die Schläfen gepreßten Händen sitzen, als grübele er bohrend über die eigene Seltsamkeit nach. Oder wollte der Blinde herauskriegen, weshalb sie, trotz feindseliger Fremdheit, in den Nächten zu ihm kommt . . .? Ob er wohl ahnt?

Am Nachmittag wirbelt der Staubschnee eine besonders frühe Dämmerung gelb über das Land. Auf einmal schlägt vorne an der Haustür, von der Dorfstraße her, der Zapfen an die Glocke, daß sie hell anklingt. Ein Stampfen von Männersohlen folgt, wie sich ein Mann den Schnee vom Leibe schüttelt.

Katrin kommt in die Wohnstube herein. Der Blinde sitzt hier in Dunkelheit. Sie knipst den elektrischen Schalter an. Dabei sagt sie halblaut, er aber hört in ihrer Stimme einen erregten, hastigen Unterton: „Hannes, de Herr Paster . . ."

Sofort lief dem Hinkeldey ein unangenehmes, ein drohendes Gefühl kalt den Rücken herunter. Das war ja auch wirklich seltsam, was sagt Katrin? — Der Pastor? Was will denn der Mann bei ihm? Er kennt ihn ja kaum! Beiderseits besteht wenig Verlangen nach einander. Der Pastor ist ihm bis jetzt, im zweiten Jahre seit seiner Heimkehr, höchst selten über den Weg gekommen. Und dann war es beiderseits nur immer mit raschem Gruß und Weitergehen. Ihm war das nur recht gewesen. Kirchgänger ist Hinkeldey nun einmal nicht.

Was wollte der geistliche Herr jetzt von ihm? Woher kam die heimlich unterdrückte Erregung der Katrin?

Kerzengerade beim Sessel am Fenster aufgerichtet, so hört der Blinde, wie der Gemeldete in den Türrahmen tritt. Mißtrauisch nimmt er aber auch die besondere Hast wahr, mit der Katrin sofort wieder aus dem Zimmer verschwindet. Die Stubentür klappt hinter ihr zu, ihre Schritte gehen dabei merkwürdig langsam über die Steinfliesen zu ihrer Küche hinüber, deren Tür sie auch noch schließt. Was hat Katrin? Als brächte sie einen möglichst großen Abstand zwischen sich und die Männer.

Was will der Pastor hier?

Jetzt geht der Hinkeldey, aufgerichtet, als sehe er durch die schwarze Gesichtsbinde dem Besucher geradeswegs ins Antlitz, auf diesen zu. Bleibt stehen; völlig ablehnend, kühl und förmlich kommt es von seinen Lippen: „Sie wünschen mich zu sprechen?"

Aus der Stimme des anderen durchforscht Johannes sofort dessen Würde, Alter, Bildung, Charakter.

„Darf ich Ihnen nicht zuvor die Hand reichen, Hinkeldey?"

Erstaunt und zögernd kommt Johannes noch einen Schritt näher.

„Zwischen Früher und Heute liegen zu viele Jahre, Hinkeldey, zu schwere Ereignisse, und welche Schicksale, als daß wir uns ohne Handdruck begrüßen sollten!"

Eine Männerhand schmal und weich, eine Hand ohne

Arbeitsschwielen, liegt in der Rechten des Blinden. Nach raschem Druck nimmt Johannes seine Hand sofort zurück, ihm ist, als wollte dieser andere durch den lebenswarmen Handdruck Vertrauen fordern und gewinnen. Das gab aber Hinkeldey nicht so rasch!

„Sonderbar! Wie machen einen die Jahre fremd! Mir geht es auch so, — als seien Sie ein ganz anderer gegen früher geworden!"

Johannes, wie ein Sehender, weist zum Tisch hin, über dem die Lampe brennt. Er läßt sich aber erst auf seinem gewohnten Stuhl an der Längsseite nieder, nachdem er hört, daß auch der Pastor Platz genommen. Tausend Fragen durchschießen sein Hirn. Für die Geistlichen hatte er nie besondere Sympathie. Die Wichtigtuerei der Theologen ärgerte ihn stets, weil sie so taten, als könnten sie mit Bibelsprüchen dem lieben Gott helfen, die Preisrätsel der Menschenseele zum Glücklichsein zu lösen. Was aber in seiner eigenen Brust wogte, der Fluch des Krieges, die Unerlöstheit seiner Blindheit, daran konnte doch dieser Fremde hier ganz und gar nichts ändern. Oder vielleicht doch? Vielleicht hing der Besuch des Pastors doch mit der Möglichkeit seiner Erlösung zusammen?

„Hinkeldey, weil wir uns gar nicht mehr zu kennen scheinen, deswegen wollen wir jetzt auch alles längst Vergangene wie nie gewesen sein lassen!"

Des Pastors Worte kamen, als suchte er sich zögernd gegen einen wildfremden Unbekannten zurechtzufinden. Johannes hob leicht die Achseln. Was wollte jener sagen?

„Aber Hinkeldey, mich Ihnen zu nähern ist für mich vielfältige Pflicht. Zunächst einmal, weil Gott selber Sie seit Ihrer Heimkehr sichtlich gesegnet hat . . ."

Die Hand des Hinkeldey ging hoch, unterbrechend, jäh und unwillig.

„Mich gesegnet? — Mich gesegnet? — — Woher wissen Sie dies? Woraus wollen Sie das nur schließen?" Als keine Antwort kam, heftiger: „Woraus schätzen Sie nur Ihr Plus und Minus ab, um mir solche Quittung hinzuhalten?"

Nun saß der Pastor wirklich da wie vor einem ungeahnt Wildfremden.

„Wie sind Sie nur geworden, ja, — wie nur?"

Nach einer Pause, um selber den Faden in der Hand zu halten: „Hinkeldey, was ich sage, sind die äußerlich sichtbaren Dinge. Darüber komme ich, mit Ihnen in dieser Stunde zu reden."

Der Blinde schwieg zwar, aber zu sich selbst sagte Johannes, wenn man jemandem eine Quittung präsentiert, will man etwas ausgezahlt erhalten. Was wollte also der Pastor von ihm? Das klang wenig nach Erlösung.

„Hinkeldey, ich sagte schon, Vergangenes soll natürlich zwischen uns ausgelöscht sein und bleiben. Aber das müssen Sie mir gestatten, Ihnen Gottes große Güte vor Augen zu führen an einem Vergleich mit Ihrem Früher . . ."

Heiße Hoffnung schoß in dem Blinden hoch, rasch

aufgerichtet beugte er sich vor, bittend kam dieses Stöhnen: „Früher?“

„Natürlich, nur als Vergleich. Sehen Sie mal, Hinkeldey, früher waren Sie verschuldet, ein Mann, dessen Name genügte, daß ihm manch anständiger Mensch auswich.“

„Auswich — — ?“

War der Pastor an seinen eigenen Worten irre geworden? Er starrte in die schwarze Gesichtsbinde vor ihm, als suchte er sich selbst zurechtzufinden: „Wirklich, — wie anders sind Sie geworden — —“

Johannes aber war durchklungen von Hoffnung, aus der seelischen Totengruft herausgezogen zu werden, und er wollte alles, alles auf sich nehmen. Fast bittend drang er: „Weiter! Früher? Herr Pastor, sprechen Sie doch! Sagen Sie alles! Das Früher ist ja für mich eine einzige, eine dunkle Not — —“

Verstand der Pastor dieses verzerrte Lächeln nicht, das um die Lippen unter der schwarzen Binde irrte? Der Geistliche fuhr nickend, zufrieden fort: „Diese Not ist längst von Ihnen genommen! Heute haben Sie zwar keine Augen, Ihre Hände können nicht mehr selber schaffen, aber Sie tragen Ihr ganzes Tagwerk in gesegneter Arbeit auf Ihren Schultern. Sie leiten Hof und Wirtschaft und alles gedeiht. Und wie gedeiht heute alles Ihnen, dem Blinden, heute — —“

„Früher — früher —“

Der Pastor erschrak zwar, überlegte, daß dieser Mann wohl noch immer krank sein müsse. Aber er war so

recht im Fahrwasser: „Daran sollen Sie Gottes sichtbarlichen Segen über Ihnen erkennen!“

Nein, der Pastor verstand wirklich nicht, warum die suchenden Hände des Blinden schlaff zur Seite heruntersanken.

„Noch eins, Hinkeldey, das muß dabei gleich gesagt werden. Wir hier oben sind ein Menschenschlag ebenso treu wie hart, schnell aber auch im Nächstenhaß. Und heute haben Sie, ja, Sie, Hinkeldey, Sie haben einzig nur Freunde im Dorf!“

Der Pastor brach mit starren Blicken ab. Lachte denn der blinde Mann wirklich in leisem Hohn? Weil er nicht hinter die schwarze Maske schauen konnte, fühlte sich der Geistliche wieder völlig aus seiner Theologensicherheit herausgeworfen. Da sagt der Blinde mit ruhiger Freundlichkeit: „Herr Pastor, um welche Dinge reden Sie eigentlich herum? Sagen Sie mir nur ohne Umschweife, was Sie herführt. Ihre Einleitung scheint mir für Ihren Zweck nicht zu stimmen.“

Gereizt sah sich der Pastor um, rückte unwillkürlich den Stuhl fort, rief: „Ja mein Lieber, wer sind Sie denn? Damit die Rechnung stimme, deswegen komme ich, ja, deswegen! Ihre Rechnung stimmt aber so lange nicht, als Sie Gott nicht mit Dank zurückgeben, was er durch Ihren nächsten, treuesten, erprobtesten Freund jahrelang Gutes an Ihnen getan! Ich rede von Katrin! Zum Sommer geht es ins neunte Jahr, bedenken Sie, bald neun Jahre, daß dieses Weib hier in schwere Pflichten eingespannt lebt. Hinkeldey, nach neun Jahren ohne Lohn

und ohne Rechte, Hinkeldey, solche Treue, solche Liebe Ihres selbstlosesten Freundes können Sie nur entgelten, indem Sie endlich Katrin heiraten! . . . So, deswegen komme ich . . ."

Sekundenlange Pause. Danach schüttelt der Blinde wie in schmerzlicher Enttäuschung ein wenig den Kopf, sagt aus dunkler Tiefe heraus: „Kein Mensch versteht etwas von mir, nichts, gar nichts . . ."

Heftig wird der Pastor, er will sich nicht von der Seltsamkeit einschüchtern lassen: „Doch, doch, ich weiß genug, was mit Ihnen los ist! Draußen im Krieg, bei dem neuen Weltwerden, das zum Unglück über uns hereingebrochen, habt ihr Soldaten so neumodische Lebensanschauungen bekommen. Von dort habt ihr uns wenig Schönes mit nach Hause gebracht! Befreiung der Geschlechter, freie Liebe, und wie ihr das sonst noch nennt! Ich will aber darüber gar nicht rechten. Wie das ausgehen wird, werden wir ja noch erleben! Aber Katrin paßt nicht in solche Neumodischkeiten! Sie ist bäuerliches Geschöpf! Sie hat sich mit Opfer, Schweiß und Arbeit auf dieser Scholle festgewurzelt, in diesen Hof ist sie damit hineingewachsen, das hier ist Katrins Heimat geworden! Sie aber dürfen Katrin nun nicht länger als eine dienende Magd angebunden halten, die Sie wegjagen können, wenn sie dem Herrn mißliebig geworden! So lange wird Ihre Rechnung mit Gott nicht stimmen, wie Sie das in der Heimat hineingewurzelte Weib nicht als rechtlich Eheweib belohnen!"

Bisher hatte der Blinde still und starr dagesessen. Jetzt

schob er den Kopf vor, knirschte durch die Zähne wütend dem anderen ins Gesicht: „Die Katrin ist hier auf der Scholle festgewurzelt, ja, so ist es! Während wir da draußen waren, ich also hier herausgerissen wurde, hat sie mich verdrängt! So ist es uns ergangen! Wo ist denn jetzt meine Heimat, wo, wo, wo?“

Weiter sagte der Blinde kein Wort mehr. Er saß da, als sei dies schon zu viel von seinen innersten Gedanken. Dem Pastor aber wurde der Zwang, immer nur in die schwarze Binde sehen zu müssen, dahinter Gottes Ebenbild himmlisch wie auch teuflisch verborgen sein konnte, unerträglich. Daß diesem Menschen die Augen fehlten! Plötzlich erkannte der Pastor, ja gewiß, diese Blindheit machte den Mann nur so verbittert, unzufrieden. Also begann der Geistliche lächelnd, gab dazu seinen Worten mit herzlichem Klang eine große, milde Ruhe: „Mein lieber, armer Hinkeldey, sprechen Sie sich nur aus. Glauben Sie mir, ich weiß, auf welchem steinigen Felde Sie Armer umherirren. Aber Sie müssen gerecht sein, und deswegen möchte ich Sie noch einmal an früher erinnern —“

Wieder griffen die Finger des blinden Mannes nach vorn, doch weniger mutvoll: „Früher — ja bitte —!“

„Nun ja, sehen Sie mal, daß Sie heute so gesegnet auf dem Hofe Ihrer Vorerben sitzen, wem verdanken Sie das? Der Katrin, nicht wahr! Dagegen haben Sie doch die Katrin nur verführt, als achtzehnjähriges Ding vom Dithmarscher Kohlbauern zu entlaufen. Während der Jahre im Felde haben Sie sich überhaupt nicht um die

Heimat gekümmert. Als Sie in den Lazaretten lagen, waren Sie dazu natürlich nicht fähig. Aber, Hinkeldey, dort ist Ihr Früher, und auf der anderen Seite die Katrin bis zum Heute, und dieses Plus gegen Ihr eigenes Minus müssen Sie in allen Ihren Rechnungen nie vergessen!"

Der blinde Riese saß zusammengesunken wie in einer einzigen schweren Enttäuschung. Endlich raffte er sich mühsam auf. Er sagte, ganz sachlich, ohne Vorwurf: „Mir ist das Früher eine unbegreiflich große Not, aus der ich nicht herausfinde. Aber ihr allesamt helft mir nicht, sondern kommt immerfort mit dem Heute und erhebt Forderungen, die ich mit meinem Früher bezahlen soll. Ihnen will ich die Gegenfrage stellen: habe ich die Katrin auf dem Hofe, seit ich zurück bin, je anders leben lassen, als wie ihr zukäme, wenn sie hier längst rechtlich Bäuerin wäre?"

Der Pastor schwieg sekundenlang betroffen. Dann nickte er unwillkürlich: „Eigentlich haben Sie recht. Gewiß, — ja ja, — diese Tat ist gut, — ja ja!"

Der Blinde hob die Hand, damit der andere schweige.

„Von allen Tatsachen handele ich nichts herunter. Was von Katrin getan, dafür bin ich schuldig in schwerer Münze, und die ist so nicht zurückzahlbar . . ."

„Aber Hinkeldey!" frohlockte der Pastor, „begleichen Sie doch mit der sittlichen Form, die dann alles ausgleicht! Um so mehr Sie ja doch vor den Menschen die Katrin schon wie eine Bäuerin berechtigt scheinen lassen wollen!"

„Vor den Menschen. Aber nicht vor mir, nicht vor mir als mein Weib!“

Eine furchtbare Pause. Danach sagte der Blinde hart weiter Wort um Wort: „Ihr alle wißt nichts von mir, ich selber kann nicht über das Grab in meiner eigenen Seele hinaus. Aber ebenso wie dieser Boden Katrins Heimat geworden, hat sie mich daraus verdrängt! So etwa sieht die Gegenwart in meiner Brust aus. Katrin und ich sind zwei Gegner!“

Der Pastor ließ sich nicht irremachen. Er wiegte nur bekümmert den Kopf.

„Hinkeldey, ich sagte schon, Sie haben sich draußen unter neumodischen Redereien die sittlichen Begriffe verschieben lassen, und nun, in Ihrer invaliden Not, sehen Sie Recht und Unrecht nur verzerrt. Hinkeldey, sehen Sie denn nicht, heiraten Sie doch die Katrin, heiraten Sie! Mit dem Schlag ist Ihnen die rechtliche, und drüben die sittliche Ordnung wiederhergestellt, und alles ist gut!“

Wieder machte der Blinde die schroffe Handbewegung: „Gehen Sie mir bloß mit Ihrer sittlichen oder gar der rechtlichen Ordnung! Wo waren diese schönen Moralbegriffe, als man uns dort hinausschickte, wo uns Soldaten auch unsere innere Welt in Trümmer ging? Ich, der nur ein halbes Leben zurückgebracht, ich bin berechtigt, nun zu fragen, ob ihr uns für unsern Tod und unsere Wunden nichts Besseres vom Lebensdank zu bringen habt, als nur den Zwang der entlarvten Rechtlichkeit, die Zwangsjacke sittlicher Legitimität? Wollt

ihr uns wieder entmündigen? Eure Gesetze und euer Recht sind Unrecht und Unmoral, und weil wir aus dem Vacuum unserer Seelen nach Erlösung ringen, beschimpft ihr uns als Irrende, bedroht uns als Dank mit eurer vermoderten Wahrheit und zerfetzten Sittlichkeit ... Heben Sie mir gefälligst erst meine auseinandergekrachte Seelenwelt in die Angeln, Herr Pastor!"

Der Geistliche war vollkommen aus jeder Fassung gebracht.

„Da haben wir ja also die Pest, die uns aus dem Krieg eingeschleppt wurde! Auch Sie haben draußen die frechen Sprüche gelernt, um mit aufhetzerischem Wortgefunkel zu verblüffen, zu verwirren und hinter diesem Vorwand den heiligsten Verpflichtungen ein Schnippchen zu schlagen! So ist es, und Sie sind nun erkannt, mein Lieber! Wie wäre es, wenn Sie nun gleich weiter Farbe bekennen? Was haben Sie mit dem Briefe aus dem Felde an mich beabsichtigt? Was haben Sie bezweckt, als Sie mit einem derartigen Briefe die Einrichtung unserer legitimen Rechtsordnung für sich ausnutzten? Wie mir jetzt scheint, haben Sie mit diesem Brief an mich eine ganz gemeine Niedertracht begangen, deren Absicht schon damals mit Ihrem heutigen Verhalten wie die Faust aufs Auge paßt!"

Man hörte Papier knittern, die Hand des Pastors erregt auf den Brief schlagen.

„Ich kann mich nicht entsinnen ..."

Als hindere eine Mahnung ihn am Sprechen, hielt der Pastor inne. Wie der Blinde die schwarze Maske hin-

wandte, herwandte, als er jene wenigen Worte sagte, das war dem Geistlichen wie ein Stoß vor die Brust. Aber er wollte sich nicht von Gefühlen erschüttern lassen, er hatte eine Aufgabe, die mußte er erfüllen. Seine Hände hielten wieder den knitternden Brief, seine Worte waren entschlossen: „Ich weiß auch, daß dieser Brief kein vollwertiges Testament darstellt, ich bin genau im Bilde! Schön, also juristisch ist das hier ein Fetzen wertloses Papier. Aber wenn man als Pastor von einem Mitglied seiner Gemeinde aus dem Schützengraben draußen solche Mitteilung bekommt, worin der Briefschreiber mir anvertraut, so er nicht lebend zurückkäme, solle das Erbe in der Heimat von Haus und Hof und Eigen einer bestimmten Person vermacht werden, betrachtet der Pastor dies als heiliges Vermächtnis. Daß solche Briefe von euch draußen wer weiß wie oft als bloßer Trick angewandt wurden, um eure wirtschaftliche Existenz daheim vor dem Zusammenbruch zu retten, mögt ihr als Notwehr gegen die Heimatgeschützten betrachten. Ich nicht! Ich wurde veranlaßt, Katrin Kenntnis von Ihrer Absicht zu geben, durch diesen Brief wurde die Magd jahrelang verführt, für Sie und Ihren Besitz zu arbeiten, ihre besten Lebensjahre durch schwerste Zeiten zum Opfer zu bringen. In meinen Augen haben Sie durch diesen Brief Katrin auf Leben wie Tod an sich und Ihren Besitz gebunden! Moralisch können Sie also von einer Heirat der Katrin gar nicht zurück, durch diesen Brief, diesen Brief hier!“

Hinkeldey saß jetzt wie erstarrt, mit unbeweglichem

Haupte da. Er rührte sich auch nicht, als er diese Worte ins Leere bohrte: „Wenn ich doch nur sehen könnte, nur ein Mal jetzt sehen . . .“

„Ach was!“ schalt der Pastor, fuchtelte mit dem Briefe: „Ihre Weltanschauung paßt zu Ihrem Verhalten! Ich aber lasse mich von Ihnen nicht mitschuldig machen, durch eine ganz durchtriebene List ein Weib jahrelang als Arbeitssklaven anzuschmieden! Ich dulde es einfach nicht länger, nur weil Sie lebend zurückgekommen, daß Sie das betrogene Weib mit Undank zum Teufel jagen können!“

„Hätte nur die Granate besser getroffen. Mir und der Katrin wäre heute wohler!“

Diese Worte, ohne jeden Vorwurf, nichts als Resignation eines seelischen Bankerotts, waren so entwaffnend, daß es plötzlich den Pastor wie Scham überlief. Er erkannte, sich wie ein eifernder Pfaff betragen zu haben, aber nicht wie ein Seelensorger. Und der Pastor starrte auf die schwarze Binde. Wie man sonst wohl in den Augen eines Menschen Seele erforscht, nahmen ihn plötzlich die Mundlinien des blinden Mannes gefangen. Welche Leidensbahn in edelen Linien! In welchen Feuern verbrannte diese Seele?

Aus Scham und unbezwinglichem Zwang legt rasch der Pastor seine beiden Hände auf die Hände des Johannes Hinkeldey: „Verzeihen Sie! Verzeihen Sie! Oh, alles, was ich gesagt habe, war nichtswürdig, war sicher falsch, war ja dumm, ach! Keines meiner Worte trifft zu, denn Sie leben ja, Gott zum Dank! Wir sitzen hier,

und drüben schaltet die Katrin, wie eine Bäuerin im Eigenen ist sie ja hier auf dem Hofe. Verzeihen Sie!"

Der Stuhl des Pastors rückte, rasch stand er auf. Ein Knittern kam, wie man Papier in der Faust zerknüllt. Die Ofenklappe klirrte. Von der Zimmertiefe rief er: „Hinkeldey, der Brief muß weg! Das bin ich Ihnen schuldig! Dieser Wisch ist auch nur Vergangenheit! Vermessenheit waren meine Worte, denn Ihre gottgesegnete Gegenwart straft mich mit allen Ihren Handlungen der Lüge! Nicht wahr, nun verzeihen Sie mir!"

Wieder saß der Pastor vor dem schweigenden Blinden, der zu leiden schien wie in bohrend ringender Verzweiflung. Irgendeine elementare Erschütterung mußte sich im Hirn dieses Menschen abquälen, ohne einen Ausklang, ohne einen Ausgang in dieses Leben hinein zu finden. Wie der Blinde in seinem wehrlosen Suchen fast körperlich in sich hineinwühlte, fühlte sich der Pastor so klein gegen jenes unbekannte Leid, er legte immer fester seine beiden Hände auf die des anderen.

So saßen zwei Männer da, fremd wie zwei Welten, und doch als Menschenseelen ein Kosmos. Im Zimmer hörte man das Rasseln des Uhrwerkes auf dem nahen hölzernen Dorfkirchturm, das zum kommenden Stundenschlag ausholte. Der dichte, weiche Schneefall draußen trug den Laut durch die Abendstille. Dazwischen aber heulte schon mehrmals eine Hundestimme, angstvolles Jaulen, als wenn sich das Tier blind im Schnee verlaufen habe. Unwillkürlich hob Hinkeldey den Kopf. Da gerade schlug vom Kirchturm die Uhr

sieben Schläge. Als brächte auch den Pastor die Zeit zu sich, nahm er sich zusammen, sagte einfach und leise: „Hinkeldey, ich kam, weil Katrin ein Kind von Ihnen trägt . . .“

Der Hund bellte jetzt näher beim Hause. Eine Stimme rief ihn, lockte. Hinkeldey zuckte zusammen. Auf einmal legte er die Flächen beider Hände an die Schläfen. Weil er mit keinem Wort die Stille brach, fuhr der Pastor fort: „Hinkeldey, verstehen Sie nun, warum ich weiter mit Ihnen reden muß? Es geht nicht mehr um die Magd oder die Liebste, sondern um Treue und Liebe für dieses kommende Kind. Sie hörten, wie draußen der Hund umirrt, wie man ihn ruft, wie man ihm hilft. Hinkeldey, einem Hund hält man ja Treue um Treue. Wieviel mehr muß man entgelten, wenn ein Weib eines Mannes Kind gebiert!“

„Halt! Halt! Halt!“

Aus seiner Versunkenheit war der Blinde gestürzt, als suchte er in Hast aus sich herausströmen zu lassen, was verschüttet gewesen. Er redete rasch, immer klarer: „Ich hatte einen Hund im Felde. Jahrelang hatte er mich begleitet. Das Tier schien genau zu wissen, daß es draußen um Leben und Sterben ging. In schweren Gefechten brachte er unzählige Meldungen rückwärts, wenn die Drähte gerissen waren, geschickter als ein Mensch. Zu dutzenden Malen hat er uns Hilfe gebracht. Als rote und blaue Leuchtkugeln bei einem erwartet gewesenen Feuerüberfall fliegen, versteht mein Hund eines meiner Kommandos falsch. Er sieht mich

auch noch mit mahnender Frage an. Ich aber bin's, der das Tier nicht versteht! Da springt es, trotz seines klugen Zögerns, los, setzt über den Grabenrand, direkt in die feindliche Feuerlinie hinein . . ."

Der Blinde streicht mit den Fingern beider Hände an seinen Schläfen.

„Und weiter? Und weiter? Was wollen Sie sagen, Hinkeldey?"

„Das war Treue."

Als der Pastor diesmal kein Wort entgegnet, fährt Hinkeldey fort: „Wir im Unterstand, so zusammengedrängt Leib bei Leib, wir lassen die Tränen allesamt mit den gerissenen Nerven hinlaufen. Die ganze Betongrube, Dutzende verlauste, verdreckte Kerle eng aneinandergequetscht, heulen. Wir heulen inmitten des Trommelns im Sperrfeuer über einen Hund. Feindselig haben die anderen mich angesehen, denn ich habe ja das falsche Kommando gesprochen, es muß ja falsch gewesen sein. Als der Prassellärm unerwartet wieder nachläßt, der Feindangriff aber unterbleibt, jammert dicht vor unserem Graben die Hundestimme. Wie ein Kind, das den Tod erkennt und nach sich greifen sieht, wie ein Kind nach der allvermögenden Mutter schreit. Ich kann nichts tun. Mit schiefen Blicken sehe ich nur immer von den Kameraden weg. Ich stehe wie geschändet da. Und sehe doch geradeswegs in die Augen eines — wie heißt er nur — wie heißt nur der Junge? —"

Auf einmal ein erlöstes Herausschreien: „Das war

der Bruno! Der Leutnant Thein! Ja, richtig, der Bruno, Bruno!"

„Ja, ja, ja . . ." beschwichtigt der Geistliche, weil ihn die Ergriffenheit in der Kehle würgt.

„Der Bruno, dieser verflixte Bengel! So ist er immer gewesen! Wie ich in seine Jungenaugen sehe, daraus die Tränen tropfen, brülle ich ihm noch mein Verbot zu. Aber schon ist Bruno über den Grabenrand gekullert. So war er immer, nichts war dem Bengel heilig, am wenigstens das eigene Leben! Wir am Scherenfernrohr beobachten, jetzt kriecht er durch den Stacheldraht, er schneidet den Hundekörper los, nun kriecht er doch wirklich mit der blutigen Masse auf den Armen zurück. Meinen Hund bringt er, das tat er für mich! Das Tier war natürlich tot. Bruno sackt auch gleich zusammen, wir hatten gerade noch Zeit, ihn rückwärts zu transportieren, ehe der neue Feuerüberfall einsetzte. Bruno war mit zwei leichten Schüssen davongekommen, dieser Bengel, ja ja, das war der Leutnant Bruno Thein."

Der Blinde schwieg.

Der Pastor schwieg. In dem Zimmer lag die Stille, als dürfte keines Menschen Wort dieses Schweigen durchbrechen. Doch jetzt seufzte der Blinde schwer auf, sagte leise, als wenn er diese Bitterkeit nur sich selbst zuflüstere: „Das war unsere Weltanschauung . . . Wir draußen . . ."

Nun hob er hart den Kopf, sprach direkt zum Pastor: „Eines Weibes Kind wurde schon oftmals geboren, da-

mit Unrecht zum Recht, Eigensucht zum Nutzen wird. Bitte, reden wir bei Katrin auch nie von Liebe!"

Der Pastor antwortete nichts. Als er sich von seinem Stuhl erhob, kam er sich wie ein Geschlagener nach unrechtem Spiel vor. Er fühlte, jede Forderung an den Blinden enthielt irgendeine Ungültigkeit. So gab Hinkeldey dem Pastor wortlos das Geleit bis auf den eisigkalten Flur. Als er ihm auf der schneeverwehten Stufe der Haustür die Hand zum Abschied reichte, sagte der Hinkeldey überraschend: „Wegen der Katrin lassen Sie mir noch eine kurze Überlegungsfrist . . ."

*

Einige Tage nach Weihnachten war es, da bekam Pastor Aßmussen doch die Zustimmung des Johannes Hinkeldey zur standesamtlichen und auch zur kirchlichen Trauung mit der Katrin. Der blinde Bauer hatte sich selber vom Jungknecht zum Pastorshause hinüberführen lassen. Dabei kam der Blinde, unter vier Augen mit dem Geistlichen, mit einer Bitte heraus. Zögernd, als müßte er sein Innerstes einem Fremden öffnen, bat er, jener möchte für ihn einen Brief schreiben.

„Aber herzlich gerne, Hinkeldey! Gewiß, sofort!" Der Pastor freute sich, dieses seltsamen Menschen Vertrauen gewonnen zu haben. So rührte er auch nicht daran, daß der Blinde den Brief nicht von Katrin schreiben ließ.

Johannes bat also, in seinem Namen beim Zentralamte des Reichsdemobilmachungskommissariats in Ber-

lin Erkundigung einzuziehen über die Adresse des ehemaligen Leutnants Bruno Thein.

Der Pastor schrieb diesen Brief im Beisein des Hinkeldey. Während er den Blinden auf den Weg zum Hofe zurückgeleitete, trugen sie noch gemeinsam das Schreiben zum Krämer, der die Posthalterei versah. Um den Mund des blinden Bauern konnte man seitdem ein stilles Lächeln spielen sehen.

Aber in die Schlafkammer des Johannes Hinkeldey war, seit jenem Besuch des Pastors im Bauernhause, die Katrin nicht wieder gegangen. Diesmal hatte sie nämlich genau gehört, wie der Blinde am Abend den Riegel vorgeschoben. Diesen Riegel hatte sie seitdem nicht nur an jedem neuen Abend die Tür verschließen gehört, sondern zwischen dem Blinden und der Frau war eine Trennung aufgerichtet, über welche nicht ein unnötiges Wort von ihm zu Katrin drang. Allerdings war es so der Frau jetzt auch am liebsten. Sie hatte erreicht, was sie mußte. Wenn sie an die Heirat, und wenn sie an das kommende Kind dachte, hob sie nicht nur befriedigt, nein, befreit den Kopf. Aber das unschöne Lächeln um Augen und Lippen blieb ihr eingebuchtet.

So veränderte sich die Zukunft des Johannes Hinkeldey. Der Winter war im Husch hin, und der März war da. Erstes Frühlingsahnen lag in der salzig schmeckenden Luft. Weiche, warme Seewinde spülten rasch die letzten Kältereste aus dem Lande. Die schmelzenden Schneewasser düngten die würzig dampfende Erde. Überall hing dieser Geruch des Schollenbrodems. Fel-

der, Bäume, Wiesen, Vieh, Mensch, alles schien durchrieselt von frischen Säften, neuen Kräften. Überall regte sich Leben. Und die Bauerngehöfte waren angefüllt vom lebhaften Werkelklang. Die Frühjahrsbestellung nahm jede Hand in Anspruch, jeden Mann, jede Frau, sogar die großen Kinder.

Nur der blinde Bauer Hinkeldey war nicht von Zufriedenheit erfüllt. Das leise Lächeln um seine Lippen war wieder versunken. Eine neue Enttäuschung schien den Mann zu bedrücken. Die eingegangene Nachricht über seinen gesuchten Kriegskameraden hatte gelautet, daß dessen derzeitiger Aufenthalt unbekannt sei. Zuletzt war er bei seinen Eltern in Rostock gemeldet gewesen. Auf Wunsch des Blinden hatte der Pastor sofort an diese Angehörigen geschrieben. Bald war eine Antwort einfacher Leute gekommen, mutlos, verzagt, kurz. Sie hätten selber schon längere Zeit keine Verbindung mehr mit ihrem Sohne; doch versprachen sie, sobald sie wüßten, wo der Bruno steckte, den Brief an ihren Jungen weiterzuleiten.

Hinkeldey versank wieder völlig in seine unglückselig bohrende Einsamkeit. Wurzellos wie am ersten Tage seiner Heimkehr schien ihm wieder jede Hoffnung zunichte, durch einen Freund aus der verfluchten Wehrlosigkeit des Blindseins in ein wenig Eigenleben hineinzuwachsen. Inmitten allem Frühlingsdrange blieb nur der blinde Bauer in grabesdunkler Verbannung.

Im Dorfe waren die Gemüter von schwatzhafter Erwartung erfüllt, denn am kommenden Sonntag Judika

würde nun doch der blinde Hinkeldeyhannes die Katrin heiraten. Daß der tolle Hannes, wie er früher geheißen, ins Ehejoch stieg, war aber auch ein nicht alltägliches Ereignis! Zwar heute hatte ihm das Mundwerk des Schneiders Kruse den Spitznamen Spökenkiekerhannes angehangen, und die Kinder sprachen überhaupt nicht mehr anders von dem Blinden. Die Frauen debattierten unermüdlich, wieso und weshalb die Katrin nun doch noch Bäuerin auf dem Hinkeldeyhofe wurde, was sie wie einen persönlichen Triumph ihres Geschlechts guthießen. Ein wenig spät sei es zwar, nickköppten die Frauen und fügten hinzu, um ihre Männer zu ärgern, das liederliche Verhältnis konnte ja auch nicht länger weitergehen, denn diesmal sei die Katrin dran, einen dicken Bauch und ein Kind zu kriegen. Die Männer antworteten spöttisch, das schwarze Brombeerenluder werde es eben zu toll getrieben haben, so daß dem armen blinden Hannes nichts andres mehr übrig geblieben sei. Man sehe ihm ja an, ein freudiger Hochzeiter wäre er nicht, und unter der Haube seien die Weiber alle gleich schlimm. Unter sich aber sagten die Männer, der blinde Hinkeldey sei doch ein verdammter Glücksvogel!

Am Sonnabend, Tag vor Judika, saß der Johannes Hinkeldey, wie er den langen Winter hindurch getan, am Fenster in seiner Stube. Heute war sein Platz eingehüllt von strahlender Frühlingssonne. Im Haar des Blinden fing sich goldener Schein. Als Johannes die Katrin über die Fliesen des Flures gehen hörte, rief er

plötzlich nach ihr. Laut rief er, wie eben ein Mann befiehlt, daß Katrin einmal zu ihm hereinkommen möchte.

Katrin war so erschrocken, ein Zittern lief ihr bis in die Beine. Sekundenlang mußte sie schwach gegen die Wand lehnen. Seit Wochen war dies das erste Mal, daß er sie anrief, etwas von ihr wollte.

Im Zimmer aber durchfuhr sie ein Entsetzen. Der große Mensch, hoch aufrecht, stand dort ohne schwarze Gesichtsbinde! Statt der Wangen sah Katrin in eine zernarbte weiße Hautfläche, von Wundrändern gezeichnet. Er aber griff mit beiden Händen nach ihren Schultern, zwang sie nahe zu sich heran. In wortloser Unbarmherzigkeit zog er sie zum Fenster, direkt in Pracht und Glanz der blendenden Märzsonne hinein. Sie aber konnte nicht anders, um möglichst weit von dieser fremden Gesichtsfratze zu bleiben, legte sie ihren Kopf ganz nach hinten zurück, bog sich so weit wie möglich fort, sah von unten zu ihm hoch. Knapp bis zur Schulter reichte sie dem blinden Riesen.

So sagte Johannes: „Wenn ich nur einmal sehen könnte, nur einmal sehen, wer du bist . . .“

Mit einem Auge, das seltsam lebend schien im Gegensatz zum starrenden Glasauge, immer mit diesem linken Auge tastete er sich gleichsam voran. Wogegen sie sich in Entsetzen unwillkürlich immer noch weiter zurückbog. Als aber sein Gesicht näher und näher rückte, wirft sie den Kopf nach vorn tief herunter, sie kann die Fratze einfach nicht länger ertragen! So ging sein Augentasten irgendwo ins Leere hinein.

Da sinken seine beiden Hände von ihren Schultern. Fast wäre sie ins Knie gebrochen. In hilfloser Blindheit brüllt der Mann auf, schreit sie wutschäumend an: „Wo soll ich dich hintun in meinem Leben —?“

Diesen Zusammenbruch nutzt sie, um rasch aus der Sonne, fort vom Fenster, in den Schatten des Zimmers zurückzuweichen. Sein Wutschrei aber löst in ihr gleichfalls jäh und plötzlich die ganze wirre Qual ihres Verhältnisses aus, daß die herrische Bauernhärte ihres Wesens hervorbricht wie eine Vergeltung: „Minst etwa, du büst mi anners as fremd, fremd, fremd?“ Und sie zischt in gesteigerter Entladung alle erlittenen Demütigungen heraus:„Ik kenn di ok nich wedder! Wenn ik wußt hätt, wie du di verännerst, ik wär längst über allen Berg! Nich dat du füntsch un wunnerlich worrn büst, dat kömmt vom Blindsein un wat de Kriech in dinen Kopp vertütert hät, un dat wollt ik gern erdrägen. Awer dat solchen hilflosen, fremden Minsch sik upführt up dissen Hof, as wenn ik ehm noch danken schall, dat ik bliewen dürft, dor mak ik nich länger mit! Ik häb dat Rement söben Johr up düssen Hof führt, nich du, un dor kömmst as fremden Krüppel tau Hus un wißt kummandiern, unnahbaren Herrn speln, un ik schall mit Bravsin und Kuschen min schäunen Johr verplempern, wennst dat minst, dor mak ik nich mit! För min Arbeden will ik labendig sin dörfen, dormit du west, woran du in Taukunft büst, so, nu kennst mi woll! Also nu wähl sülben de Taukunft, du undankbaren Narr, du undankbaren Narr — — —“

Die Wundmale in dem bleichen Angesicht hatten blutrote Risse bekommen. Mit unheimlicher Ruhe brach es aus dem Manne hervor: „Wir sind noch nicht gebunden!“

„Wat heißt dat?“

„Daß alles bisher eine große Lüge war, sowohl von dir, und wohl auch von mir. Noch sind wir nicht gebunden, du nicht, aber auch ich nicht!“

„Wat schall dat? Und min Kind?“

Danach kreischte sie: „Und min Kind?“

Und nun hieb sie gellend los: „Dat mögst woll, dat Kind ok noch bedröjen! Ok dat Kind um sin Heimat bedrögen! Dat mögst woll, mich lotsin, un dat Kind dortau! Uns um de Heimat bedröjen!“

„Was sagst du?“

„Bedröjen, bedröjen, bedröjen! Awer ik will mi schon wehren, dat merk di, um de Vadderschaft kömmst nich rum, un min Kind nich um sin Heimat! Dat öwerleg di!“

Damit drehte sie ab. Mit festen Schritten ging sie hinaus. Bei allen Worten schwang ein drohendes Hohnlachen aus weißem Kehlbogen, scharf, wie körperliche Stiche. Dieses triumphierende, leise Kehllachen hing noch im Raum, als sie schon längst verschwunden war.

Hinkeldey aber stand an der gleichen Stelle lange unbeweglich, wie eingeschraubt in die Marterung der Gemeinheit einer ganzen Welt. Und er war so wehrlos. Er konnte nur stillestehen, stillehalten. Er war nicht nur

wurzellos, nein, nicht nur aus Besitz und Heimat verdrängt, sondern ausgepowert bis zum Diebstahl seines eigenen Ich! Ihn konnte man in seiner minderwertigen Hilflosigkeit nicht nur vor der ganzen Welt zum Betrüger stempeln, sondern auch noch vor dem kommenden Kinde entehren. Er hatte für die Schlechtigkeit der ganzen Menschheit zu büßen, weil Völker gegen Völker Krieg geführt, er mußte Büßer sein für die Rache Gottes noch bis ins kommende Geschlecht!

In dieser Nacht hatte Johannes Hinkeldey einen seltsamen Traum.

Daß er träumte, je nun, die alten Frontsoldaten werden wohl allesamt nächtens von Gesichten gequält. Hinkeldey träumte immer nur von toten Kameraden, von den allzuvielen Unbekannten, so zerschossen und zerfetzt, wie sie in einzelnen Teilen durch die Luft gesprengt worden waren.

Aber dieser Traum war der erste voll unsagbar lieblichen Geschehens.

Er träumte, gerade sei er aus dem Felde heimgekehrt, Katrin, lächerlich klein und dick wie die Brunsthexen aus dem Johannisqualm, führe ihn zwischen Wassern wie verzerrte Spiegel. Er hört wildbrandend das dunkle Nichts unter sich rauschen, in dieser höchsten Seelennot kommt eine Lichtwelle hinter ihm hergerannt. Die reißt ihn zurück. Die lichte, blonde Frau legt ihre Arme um ihn, während sie lachend entfliehen. Dann streichelt sie ihn, streicht mit kühlenden, schlanken Mädchenhänden über sein zernarbtes Gesicht, sie hat keinerlei Scheu vor

seinen Wunden. Sie küßt sogar seine blinden Augen. Mit hochgebauten Gliedern umrankt ihn die blonde Frau, die er lieben darf, daß er gesund ist wie sie. Ihre Brüste darf er in seinen Händen halten als wie zwei Flammen. Wie er die Brüste küßt, daß er aufgeht in Flammenglut, da umströmt ihn unbeschreiblich viel goldene Sonne, in welche die schöne blonde Geliebte mit ihm hineinschreitet. Das war die Erlösung, die als Glückserfüllung ihm dargebracht worden, wie des Vaterlandes Dank ihm verheißen.

Dieses träumte Johannes Hinkeldey in der Nacht zum Sonntag Judika.

An diesen Traum dachte er während des Kirchganges. Hartnäckig dachte er an die blonde Frau, während er vor dem Altar neben Katrin getraut wurde. Als er auf des Pastors Frage sein Ja aussprach, da dachte er mit Willen und klarem Wissen und voll trotzig aufsteigender Sehnsucht nur an die fremde, blonde Frau. In diesem Moment wußte er, daß er einzig die Frau des seltsamen Traumes liebte, einzig durch sie aus seinem Unglück erlöst werden konnte.

In der Kirche waren wohl sämtliche Menschen aus dem Dorfe anwesend. Mit ihrer Schwerfälligkeit gafften sie auf den Bauern mit der schwarzen Gesichtsbinde, der da unten stand wie aus einer anderen Welt. Natürlich war es der Hinkeldeyhannes, der Riese dort mit dem blonden Haarschopf, gewiß; aber man sah heute eigentlich erst so recht, wie Krieg und Wunden und Blindsein den Menschen dort gewandelt hatten, so daß auch der

Schneider Kruse verstanden wurde, weil er jenem den Spottnamen Spökenkiekerhannes angehangen.

Am Nachmittag dieses Sonntags im März war der Grenzkrug der Mittelpunkt des Dorfes. Hier wurde Hochzeit gefeiert. Eine komische Hochzeit allerdings, denn hier gab es keine Hochzeiter. Aber mächtig viel Freibier. Drei Faß Freibier hatte der Hinkeldey auflegen lassen, anständig, nicht wahr! Daß er sich nicht ums Freibier herumgedrückt, war gewiß selbstverständlich, obgleich man es ihm krumm nahm, weil sich das Hochzeitspaar vom gespendeten Freitrunk und Schmause fernhielt. Aber das sprach keiner aus. Der Hannes war nun mal anders geworden, als er früher gewesen. Nur der Schneider Kruse begann selbstverständlich zu sticheln, daran sehe man ja wieder den Hochmut von diesem Spökenkiekerhannes. Seit seiner Heimkehr müsse er was Besonderes darstellen! Man rief aber, Kruse solle sein Schneidermaul halten. Da hielt er den Schnabel und trank mächtig viel Freibier.

Bald ging es hoch her im Grenzkrug. Sogar Musik hatte Hinkeldey spendiert. Tanzmusik wie bei einer richtigen großen Hofhochzeit, Trompete, Flöte, Geige und die große Pauke, dschingderabum. Der Hinkeldey war ein hochanständiger Kerl. Und Kuchenberge gab es zu futtern, von der Katrin mit ihren beiden Mägden selbst gebackene Kuchenplatten, Mandelbleche und Butterkräusel. Soviel Kuchen konnten die Frauen mit Hilfe sämtlicher Kinder nicht vertilgen, obwohl die Dorfrangen bis zu den lütten Rotznasen nur so in sich

hineinstopften, daß die Hühner rundum nicht aus dem Saal zu jagen waren. Wie gesagt, es war eine großartige Hochzeit, bei der nur die Hochzeiter fehlten. Warum auch nicht, zogen diesmal die Männer ihre Frauen auf, wenn die Katrin auch neun Jahre gebraucht hatte, um den Hinkeldey rumzukriegen, der Hannes hatte ihr heute gezeigt, daß ihn jetzt solcher Firlefanz kalt ließe, so wenigstens hatte er neben ihr am Altar gestanden. Nun ja, nach neun Jahren!

Da riß unversehens der Schneider Kruse wieder das Maul auf. Im Handumdrehen war der schönste Krach da. Der Kruse hatte sich wohl schon zu voll Freibier gesoffen, und so brüllte er, der Hannes habe deswegen so abseitig neben der Katrin am Altar gestanden, weil er gar nicht der Hannes sei. Der richtige Hannes sei ein schwerer Saufaus gewesen, der richtige Hannes würde jetzt mittenmang seinen Hochzeitsgästen sitzen und sich so voll Hochzeitsbier saufen, daß es ihm oben wieder rausliefe. Aber dieser Spökenkiekerhannes sei ein hochmütiger Obenaus, der Hochdütsch snackte und doch noch lange kein Herr wie solch adliger Gutsbesitzer sei.

Die Musik trompetete blechernen Lärm, dschingderabum. Im Saale wurde drauflosgestampft, gewalzt, gesteppt, geschoben, gebluest, gebostent, oder wie die neumodischen Wackeltänze alle heißen. Man war hier ganz auf der Höhe. Auch die Weiberröcke waren schon modisch kurz, an den Weiberbeinen leuchteten Seidenstrümpfe bis zu blanken Schenkeln hinauf, in die man rasch hineinkniff. Dann gab es allemal über Musik und

Gestampf einen hellen Quietscher. Die Gesichter schwitzten. Bierdunst roch sauer, Staub lag schwer in Tabakqualm.

Also brüllte Kruse, um sich am langen Holztisch bei Frauen und Männern verständlich zu machen, die Katrin müsse her, wenn das hier eine anständige Hochzeit sein solle. Er hieb krebsrot mit dem vollen Bierglas auf den Tisch: „Her mit die Katrin! Her mit die Katrin!" Er wolle mit Katrin einen Schieber tanzen, daß die ganze Kommode wackele. Das gehöre sich für eine anständige Hochzeit, daß die unverheirateten Männer noch mal an die Braut rantanzten!

Nun aber hatten die Bauern auch schon etliche Glas über genug Freibier getrunken und dazu die üblichen Köm. Darum überbrüllten sie mit roten Köpfen den Schneider, sie ließen auf den Hinkeldeyhannes nichts kommen, der säße schon einige hundert Jahre auf der Scholle, und sei kein zugelaufener Schneider. Und wenn Kruse nicht endlich sein Zankmaul zuklappte, bekäme er einen über den Dötz. Ein alter Bauer mit Vollbart brüllte Baß, Kruse solle sich vorsehen, über die Katrin noch ein Wort zu reden, wie ein läufiger Köter sei er den Sommer der Katrin bis ins Feld nachgelaufen, den Düwel ok! Ein junger Knecht, mitten aus der Tanzrunde, seine Dern im Arm, schreit lachend, ehe die Katrin solchen windigen Schneider an ihre Beine lasse, eher heirate die zehn blinde Hinkeldeybauern!

Da flog vom Kruse das volle Bierglas in die Tanzenden mit einem schäumenden Schwapp hinein. Dsching-

derabum machte die Pauke. Aber das Handgemenge hämmerte schon mit unübersichtlich vielen Fäusten über den Kruse. Mitten im Saal lag der Schneider am Boden, die Prügel pumpsten, daß der Kronleuchter von der Decke nur so unter den Hieben klirrte. Das ging so fix, die Musik spielte immer noch weiter, an der anderen Saalhälfte chassierten noch die Paare trotz der Keilerei.

Die Musik brach ab. Der Herr Landjäger, der in Büsum stationierte, war gerade zufällig anwesend. Zufällig hatte er gerade beim Bierausschank an der Teke gestanden, zufällig nur, um sich die große Hochzeit anzusehen. Der Herr Landjäger wischte sich den Schaum vom Freibier aus dem Schnauzbart, danach kam er schwer mit voller Breite durch den Saal. Mit Obrigkeitsgewalt griff der Herr Landjäger ein, vonwegen der öffentlichen Sicherheit, und weil der Kruse schrie, er habe einen Messerstich in den Arm bekommen. Die Knechte vom Hinkeldeyhofe lärmten aber, sie hätten gar keine Messer mitgebracht zum Tanz, dem Schneider könnten sie mit bloßen Fäusten die Fresse einschlagen. Aber das brauchten sie auf ihres Bauern Freibier nicht zu dulden, daß der Kruse alleweil redete, er sei längstens feste unter den Röcken der Katrin zu Gange gewesen. Sowas ließen sie auf ihrer neuen Bäuerin nicht sitzen! Unter den Prügeln habe der Kruse selber mit seinem eigenen Messer nach den Knechten stoßen wollen. In seiner Besoffenheit stach er sich rückwärts selber in den linken Oberarm, der Stänkerich.

Im Saal brüllte es: „Kruse rut! Kruse rut!“

Der Herr Landjäger hatte während dieser Vernehmung seine weißen Diensthandschuhe angezogen. Der Herr Landjäger nahm nun mit musterhafter Ruhe den Schneider am Rückenteil, hob mit einem prachtvollen Ruck den Mann auf beide Beine. Der Herr Landjäger gab mit ausgestrecktem Arm dem Besoffenen einen energischen Anstoß, und wirklich trollte der Kruse ganz von allein weiter und hinaus in die Nacht und davon. Der ganze Saal nickte bedächtig, das wäre man gut, wenn die Obrigkeit wachte. Der Schneider hatte sicher schon zu viel Freibier getrunken. Hinterher wußte er auch kein Sterbenswort mehr, was er alles hinter dem Hinkeldeyhannes und der Katrin hergeredet hatte an ihrem Hochzeitstage. Aber seit dieser Prügel hielt er mit einemmal auch seinen vorlauten Schnabel.

Immerhin wäre das Hochzeitsbier des Hinkeldey im Grenzkrug beinahe schlecht ausgegangen. Zum Glück nur beinahe. Denn sowas würde sonst Böses bedeutet haben.

IV

Die Zeit lief weiter. Unbekümmert um die menschlichen Winzigkeiten läuft nun mal die Zeit dahin, schwingt sich über alles Auf und Nieder, hemmungsloser Lauf über Leid, Freude, Geburt, Tod, Liebe, Haß, Schicksalsumwälzungen. Welche Winzigkeiten!

Schon stülpte wieder der Sommer seine Sonnenschale über eine Fülle des Fruchtwerdens auf Feldern und Bäumen. Gegen Ende Juli war es, als der blinde Hinkeldey merkte, daß Katrins Hilfe im Hof und wohl auch auf den Feldern langsam, mühselig schleppend wurde. Stillschweigend nahm der Blinde den Versuch auf sich, die Schwangere abzulösen, wo er konnte, soweit er in seiner eigenen Hilflosigkeit es vermochte.

Es begann der blinde Bauer, hinaus bis auf die nahen Feldwege zu tasten, um zu kontrollieren, wofür bislang die Augen der Katrin ihn ersetzten. Er fand bis zu den Weiden, wo die Muttertiere vor dem Kalben weideten. Er klopfte sie ab. Er hörte hier von einem vorüberkommenden Bauer einen Ratschlag, prüfte dort, ob die Gatter standhielten, wo das Jungvieh trieb, er konnte allerlei erkennen, um den Arbeitsgang zu überschauen. Natürlich war das alles nur halbe Hilfe, halbe Kontrolle, der Blinde wußte dies. Wenn er so in seiner arbeitslosen Minderwertigkeit von Marsch zu Geest wanderte, bedrückte ihn die Bedeutung des Ausfalls der Arbeitshilfe der Katrin besonders schwer. Er gab

sich verzweifelte Mühe, keinen Menschen merken zu lassen, wie sehr doch Katrin das ganze Anwesen zusammengehalten. Kein Mensch durfte die quälenden Selbstvorwürfe merken, darinnen er sich schalt, wie ihn die Frau selber gescholten: undankbarer Narr, undankbarer Narr.

Begegnete er den Leuten aus dem Dorfe, die an den Anblick des Mannes mit der schwarzen Gesichtsbinde so gewohnt waren, daß sie einander das gleichgültige „Tag ok . . .“ zuriefen, blieb er niemals mehr zu einem Klönsnack stehen. Denn jedes dieser Gespräche fing mit einem mitleidigen Bedauern an, als müßte man ihm ewig den Arbeitsausfall der Katrin vorhalten. Darum ging der Blinde, soviel er konnte, Begegnungen aus dem Wege, zu seinem eigenen Schaden; erfuhr er doch dadurch von den Männern immer weniger über die Not der Zeit. Und die Frauen meinten immer öfter, der Hannes werde wirklich vollkommen spökenkiekerisch.

In den letzten Augusttagen kam Katrin mit einem Knaben nieder.

Hinkeldey, der sich trotz der äußeren Trennung von Katrin in seinen Gedanken viel mit der Ankunft des Kindes beschäftigt hatte, wurde von dem frühen Zeitpunkt der Niederkunft überrascht. Er hatte die Entbindung vier, wenn nicht fünf oder sechs Wochen später erwartet. Aber da die Wehmutter ihn gleich mit einem riesigen Wortschwall überfiel, welch ausgetragener, prächtiger, siebenpfündiger Bengel angekommen sei, warf Johannes stillschweigend seine erste Überraschung

zu den übrigen tausend Unbegreiflichkeiten. Er vermied alles, wodurch er verlacht, ob seiner Minderwertigkeit bemitleidet, zum Narren gestempelt werden konnte. Denn er wußte ganz genau, daß er im Dorf der Spökenkiekerhannes hieß. Riefen ihm den Namen doch die Kinder hinterher. Darum mied er sogar die Plätze, wo er Kinder ihre Spiele treiben hörte.

Eine dieser Unbegreiflichkeiten war ihm auch die augenblickliche Zeit. Die Zeit lief in eine immer höher heranflutende Not und Sorge hinein, so redlich man auch arbeitete, erntete, erwarb. Durch den unbarmherzigen Zeitlauf hatte Hinkeldey übergenug quälende Dinge im Kopfe, um alle weiteren Angelegenheiten drüben in den Alkoven des bäuerlichen Schlafzimmers gänzlich den Frauen zu überlassen. Das Kind war nach alter Familiensitte, von der auch Pastor Aßmussen aus Kirchenbüchern Bescheid wußte, als Erstgeborener der Hinkeldey auf den Namen Johannes getauft worden. Er hatte das Kind in der Taufe gehalten und dann nie wieder. In seiner unüberbrückbaren Trennung von Katrin wollte er ihre Gehässigkeiten nicht herausfordern, wenn er hilflos in seiner blinden Minderwertigkeit um das Kindchen herumtastete. Schimpfend hatte sie es ihm verwehrt. So verbarg er denn alle inneren Gefühle für das kleine Wesen nach außen. Es würden schon die Jahre kommen, worauf er achtsam warten wollte, da man ihm wie dem heranwachsenden Kinde nichts mehr nehmen sollte, was ihnen rechtens zukäme.

Wie gesagt, der unbegreifliche Zeitablauf zwang den

Hinkeldey übergenug, mit tausend kleinlichen Dingen sich herumzuschlagen. Kleinlichkeiten, die früher nebenher miterledigt wurden als unbeachtete Selbstverständlichkeiten, forderten plötzlich mit aufgeblähter Wichtigkeit Entscheidungen voll erstaunlicher Verantwortung. Dazu wollte es ihm, bei noch so haushälterischer Ökonomie, nicht mehr gelingen, ein immer weiter auseinanderklaffendes Mißverhältnis zwischen Einnahmen und Ausgaben zu beseitigen. Schon über den letzten Winter hatte die Teuerung, wie man damals sagte, als eine Folge des verlorenen Weltkrieges, unangenehm spürbare Lükken in den Gelderlös der verkauften Ernte gerissen. Jetzt aber schien langsam die ganze Wirtschaft durcheinander zu quirlen. Die laufenden Unkosten standen inmitten allerlei Seltsamkeiten in keinerlei Verhältnis mehr zu dem möglichen Ertrag der kommenden Ernte. Was in der Welt vorging, wie konnte ein Blinder in seinem eng zusammengedrängten Horizont das begreifen, was die Millionen sehender Menschen im Lande nicht erkannten? Er aber fühlte es voll Entsetzen, durch seine hilflose Minderwertigkeit war er unfähig, wie ein Gesunder um die Existenz zu kämpfen.

Gewiß war nun Katrin in alter Frische vom Kindsbett aufgestanden. Johannes hörte ihrem Tun und Schaffen und Werkeln im Hause an, daß sie wieder voller Kraft und derbem Saft einherging. Nun war es nicht üblich, einer jungen Hausmutter neben der Kindswartung und damit vermehrten Hausarbeit noch Mitschaffen auf den Feldern aufzubürden. Wenigstens nicht bei den

Hofbauern, die doch keine Kätner sind. Johannes aber konnte doch unmöglich zu Katrin laufen, ihr seine hilflose Not eingestehen, somit seine Abhängigkeit von ihr zugeben! Beim geringsten Eingeständnis würde sie in ihrer herrischen Natur volle Raumfreiheit fordern, ihn als nutzloseste Kreatur verdrängen. Wobei immer noch die Frage offen blieb, ob Katrin denn mit dem seltsamen Zeitlauf fertig werden konnte? Aber nein, für ihn wäre der Tod besser, als seinen noch so geringen Lebenszweck wieder an Katrin zu verlieren.

So rang der blinde Bauer Hinkeldey mit einer verzweifelten Situation. Für den direkten Arbeitsausfall der Katrin hatte er natürlich einen Knecht mehr einstellen müssen. Diese Kraft langte aber nicht. Deswegen nahm er, damit die Erntearbeiten besser vorwärts kämen, noch Hilfsarbeiter hinzu. Es schien dagegen, als wenn die vielen Kräfte nur um so langsamer arbeiteten. Keine Fuhren kamen mehr in der gewohnten Zahl herein; selbst bei dem günstigsten Erntewetter kam und kam die Arbeit nicht voran. Dazu war ein Maulen und Murren unter den Leuten, was man früher nie gekannt. Auch bei seinem ständigen Gesinde, Knechten wie Mägden, spürte er diese verhaltene Aufsässigkeit. Von den aushelfenden Tagelöhnern, die von der Landarbeitergewerkschaft aus Husum vermittelt worden, weil das ein neues Arbeitsgesetz so vorschrieb, war nicht nur die ewige Unzufriedenheit, sondern auch die Nachlässigkeit unter das Gesinde gebracht worden. Immer wieder mußte sich Johannes fragen, ob nicht doch die herrische Mundart der

Katrin mitsamt ihren zwei gesund schaffenden Armen besser mit Menschen wie Zeit fertig würden, als er in seinem hilflosen Mißtrauen? Und immer quälender stand in ihm die Einsicht auf, die treue Unermüdlichkeit dieser Frau hatte mehr Nutzen für Hof und Heimat gebracht, als die angemaßte Klugheit eines blinden Narren.

Was sollte er tun? Die Bedrängnisse stiegen bald mit jedem neuen Tag. Wollten gestern die Leute mehr Lohn haben, heute forderten sie weniger Arbeitstunden zu leisten. War darüber gerade eine Einigung erzielt, sollte der Lohn schon wieder heraufgesetzt werden. Alles dies bestimmte die Landarbeiterorganisation. Wo aber er das fehlende Geld hernahm, darum kümmerte sich kein Mensch! Und dazu blieb die Ernte bei halb versteckten Drohungen in passiver Resistenz stecken, während die täglich wachsende Teuerung auch sonst die Sorgen vervielfachte. Jeder Spatenstiel und Sensenstein, was man in Husum oder Büsum an Kleinkram für die Landwirtschaft kaufte, mußte verzehnfacht teurer bezahlt werden, als früher. Dazu verweigerten die Krämer in den Städten den Lieferungskredit, obwohl sie einen jeden Hof seit Jahrzehnten kannten, und trotzdem die Ernte fast eingebracht war. Jede bäuerliche Gewohnheit und Lebensordnung schien zusammenzubrechen. Auf dem Hinkeldeyhofe war nicht nur Not am Geld, nein: Not am Mann! Und alles dies, seitdem die Katrin im Kindsbett gelegen.

Sollte Johannes nicht doch Katrin um Hilfe anbetteln? Sollte er sich, nach den furchtbaren Erlebnissen

mit ihr, bis in den Staub demütigen? Sah sie denn nicht selbst mit ihren gesunden Augen, was vorging? Warum trat sie nicht an seine Seite? Weil sie Recht hatte, nicht die Herrschaft mit einem undankbaren Narren zu teilen! Aber nein, die Frau würde ihn vernichten. — Drum mußte er lieber vor sich selber der undankbare Narr bleiben, und so lange als möglich versuchen, allein fertig zu werden.

Der Landpostbote brachte einen Brief. Als er das ungläubige Staunen des blinden Bauern sah, nahm er den Brief nochmals zur Hand, gab ihn aber wieder zurück. Gewiß, das Schreiben ging an den Hofbesitzer Johannes Hinkeldey.

Das war an einem Morgen, da ein neues Tänzchen mit den Ernteaushelfern bevorstand. Es hatten wieder Versammlungen stattgefunden, das wußte Johannes, er mußte also seine Nerven zusammenhalten. Wer sollte ihm einen Brief schreiben? Wer sollte von ihm etwas wollen? Und wer sollte ihm den Brief vorlesen? Etwa Katrin? Heftig wehrte sich sein Gefühl dagegen.

So bat er den Postboten, beim Pastor vorbeizugehen, der möchte doch mal zu Johannes herüberkommen. Der geistliche Herr ließ den blinden Bauern nicht lange warten. Johannes drängte, mit den Gedanken halb schon wieder bei der Arbeit auf den Feldern, der Pastor möchte mit ihm ein Stück Weges kommen. Während die beiden Männer also durchs Dorf gingen, stellte der Pastor erst einmal mit Bedachtsamkeit am Markenstempel fest, der Brief kam aus Berlin.

Aus Berlin?

Im langsamen Schritt öffnete der Pastor das Kuvert, las Wort um Wort vor: Also dort in jenem Berlin saß ein ehemaliger Regimentskamerad des Hinkeldey. Und dem Mann ging es verteufelt schlecht. Natürlich. Wie konnte es auch anders sein, wenn sich ein Mensch nach vielen Jahren plötzlich mit langem Brief eines einstmaligen Freundes entsinnt! Der Schreiber erinnerte, wie sie in den Kriegsjahren draußen in Dreck und Feuer, bei Läusen und Hunger treue Gemeinschaft geübt. Zwischen jeder Zeile jedoch schien ein Ertrinkender um Hilfe zu schreien, klammerte er sich an die gewesene Freundschaft wie an einen Rettungsbalken. Um zuletzt zu bitten, droben beim Hinkeldey unterkriechen zu dürfen. Selbst in irgendeinem Scheunenwinkel wollte der Mann zufrieden sein, wofür er von Herzen gern bereit wäre, jede Arbeitshilfe wie der minderste Knecht zu leisten. Denn bei einer Absage liefe er in dem Berlin einer vielleicht entehrenden Gefahr entgegen.

Dieses Schreiben endete: „Deine Adresse verdanke ich Deinen freundlichen Zeilen, mit denen Du Dich vor längerer Zeit bei meinen Eltern in Rostock nach mir erkundigtest. Dein alter Kamerad Leutnant Bruno Thein."

„Da wäre er ja! Der Mann, der Ihren Hund retten wollte, Hinkeldey!" rief der Pastor froh überrascht, „da wäre er ja!"

Der Schritt des Blinden aber war sekundenlang ganz unsicher geworden. Er irrte im taumeligen Tasten gegen den nächsten Baum, stand still, wiederholte nur immer-

fort aufgewühlt: „Da wäre er ... Da wäre er nun ... Der Bruno, ja ja, der Bruno ... Da wäre er ja!“

Wie ein Gewittersturm gebannt gewesenen Druck entladet, so suchte Hinkeldey aus versunkener Erinnerungsfülle nach Worten, stammelte, erzählte: Dieser Bruno Thein war einer jener jungen Kriegsfreiwilligen gewesen, die der Schule mit Notexamen entwischt, nun im Soldatsein des Krieges eine abenteuerliche, wilde Freiheit erwarteten. Ins Feld gekommen war er mit jenen tausenden Kriegsfreiwilligen, die das Armeeoberkommando an der Westfront als eine abgeschlossene Formation zu einem sofortigen Sturmangriff gegen die englische Front in Flandern vortrieb. Kaum ausgeladen und formiert, ließ man die jungen Bataillone nach ganz knapper Artillerievorbereitung mit gefälltem Bajonett vorgehen. Hinter ihnen brauste, als wäre es der eben verlassene Exerzierplatz, nicht aber vor der feindlichen Grabenfront, klingendes Spiel, ebenso wie von ihren Lippen das aus tapferster Überwindung hinausgeschriene Lied: Deutschland, Deutschland über alles ... Die Jugendbegeisterung sollte als furor teutonicus die feindliche Front bis Dixmuiden überrennen, so daß nicht nur der umstrittene feindliche Stützpunkt Ypern aufgerollt und durchstoßen wurde, sondern von den nachdrängenden Reserven dieser gänzlich unerwartete Angriff möglichst bis zum Hafen von Dünkirchen vorgetragen werden konnte. Doch nach Überrennen geringer Tiefe feindlicher Schützengräben scheiterte das entsetzliche Experiment. Nie zuvor hatte die flandrische

Erde solche Flutenmengen besten deutschen Knabenblutes gesoffen. Bei Langemark ziehen sich seither Soldatenfriedhöfe hin von so schauerlicher Ausdehnung, daß die gleichmäßigen Grabkreuze wie Blumenfelder gen Himmel zu wiegen scheinen.

Einer der Glücksbengel, der aus diesem Todessturm mit verhältnismäßig nicht allzuschwerer Verwundung herausgekommen, war Bruno Thein. Seit jener Zeit blieb er immer auf dem linken Fuße leicht hinkend, doch überwand der tapfere Junge seine Behinderung mit eiserner Willenskraft. Auf der Offiziersschule war er im Handumdrehen Leutnant geworden. Zur Artillerie kommandiert, kam er als Geschützführer in die Batterie des Hinkeldey. Dort blieb er bis fast zum Kriegsende.

„Sie waren doch Infanterist, so viel ich hörte, Hinkeldey?"

Der Blinde zog die Stirn kraus, wischte mit der Hand durch die Luft, sagte: „Nein. Bei der Artillerie." Und erzählte schon drängend weiter, was aus seiner aufgebrochenen Erinnerung über den Freund hervorkam: Thein war an der Front der opferwilligste Kamerad. Ein lernbegieriger Soldat, überhaupt ein Alleskönner, wie so die jungen Bengel heute sind. Und immer lachend. Die Mannschaft wußte der junge Offizier ausgezeichnet zu nehmen, sogar die Leute der alten Jahrgänge, die schon seine Väter hätten sein können. Voll schwärmerischer Zuneigung hatte er sich besonders eng dem um mehr als zehn Jahre älteren Johannes angeschlossen. Aber sobald sie aus der Front herausgenommen, in

Ruhestellung der Etappe gekommen, litt ihr Verhältnis an der Zwiespältigkeit ihrer gar zu verschiedenen Lebenserfahrungen. Thein fühlte sich in der Offiziersuniform als Auserwählter seines Klassenstaates; den Widersinn des jugendlichen Hochmutes konnte ihm Johannes nicht klarmachen. Wie alle diese Jungen in Offiziersuniform, hatte auch Thein dauernd Konflikte mit den Einwohnern in den Etappen. Nie gelang es dem Johannes, dem sonst so prächtigen jungen Kameraden ein Verstehen gegnerischer Empfindungen beizubringen. Und nun fällt dem Blinden auch einer der schwersten Streitfälle zwischen ihnen ein, dessen Folgen ihrer Freundschaft den reinen Klang genommen. Hinkeldey wurde noch jetzt ganz erregt. In einer Vorstadt von Lille, wo sie fast drei Wochen lang in Ruhe gelegen, waren sie im Schloß eines französischen Aristokraten einquartiert worden. Des Grandseigneurs Enkelin aber, eine wirklich sehr schöne junge Französin, hielt sich dabei in einem unüberwindlich scheinenden Stolze von den feindlichen Männern fern. Thein, dessen männliche Erweckung im Felde nur Offiziersdirnen und Frauen ähnlichen Schlages kennen gelernt, setzte in eigensinniger Frechheit alle Möglichkeiten ein, um die Französin nicht zufrieden zu lassen. Irgendwie war ihm dann die Verbindung gelungen, schließlich hatte die junge Dame sich gar so weit mit dem Bengel eingelassen, daß sie am Tage vor seinem Verlassen der Ruhestellung Selbstmord beging. Wie es hieß, aus Reue über ihren Treuebruch gegen ihren Verlobten, der als Sousoffizier auf Feindesseite kämpfte.

Diese schlaglichthaften Bilder stürzte der Blinde stückweis heraus. Der Pastor war ganz verwirrt. Er glaubte herauszuhören, Johannes könne sich nicht entschließen, dem Freunde jetzt aus der Not zu helfen.

„Aber das ist doch nun alles Jahre her!" überredete der Geistliche: „Inzwischen wuchs unser Elend, und wie Sie aus dem Briefe sehen, beladet den Mann auch eine schwere Summe Leides. Ich meine, daran wird er wohl auch gereift sein. Hinkeldey, mancher Landwirt wäre heute froh, bei den Reibungsmöglichkeiten unsrer aufsässigen Zeit einen guten Kameraden zur Seite zu haben."

Aus gänzlich anderen Gedankengängen nickte der Blinde: „Im Unglück kann ich auf Bruno bauen, bauen! Da ist er mein Mann!"

„Im Unglück?" Der Pastor war verärgert: „Was sind Sie doch für ein sonderbarer Mensch! Seien Sie doch endlich einmal dankbar, Hinkeldey! Sie können immer nur und in allem von Glück und Segen reden, Sie sind ja ein Glückspilz!"

Der Blinde schwieg. Ganz im Gegensatz zur eben gezeigten Lebhaftigkeit war dieses plötzliche, sich verkapselnde Schweigen.

Währenddes hatten sich die beiden Männer den Feldern draußen genähert, dem Landstück, wo die Leute vom Hinkeldeyhofe die letzten Haferhocken abfahren sollten, ehe der nahe Herbstregen noch verdarb, was böswillige Verzögerung schon aufs Spiel gesetzt hatte. Der blinde Johannes hörte bei seinem Nähern den Schall der

Arbeiten mehrmals aussetzen, nun abklingen, ganz ruhen. Der Pastor sagte ihm leise, daß von den Erntearbeitern ein Mann herankäme. Jetzt stand der Mann vor ihnen.

In stumpfer Art des Arbeiters, immer mit den gleichen Schlagworten als Motivierung, erklärte der Wortführer, daß die Gewerkschaft gestern neue Lohnerhöhung festgesetzt habe. Hinkeldey hob nur die Achseln. Gut, er werde diese eben auch zahlen müssen. Da erklärte der Landarbeiter, von nun an müßte der Lohn wegen der fortschreitenden Geldentwertung an jedem dritten Tage ausgezahlt werden. Als Hinkeldey nicht sofort zustimmte, sagte der Mann, mit Achselzucken, das ebensoviel Bedauern wie Drohung enthaltende einzige Wort: „Sonst — —" Und nochmals ebenso: „Sonst — —" Da stimmte Hinkeldey zu, denn der Inhalt dieses Wortes war beiden Parteien bekannt, er hieß Arbeitsniederlegung, er bedeutete neue Gefahr für die Erntearbeiten.

Nachdem der blinde Bauer noch einige Anordnungen gegeben, ging er neben dem Pastor wieder die Feldwege zum Dorfe zurück. Das fruchtlose Grübeln unterbrach der geistliche Herr: „Hinkeldey, wenn Sie nur mehr Vertrauen zu Ihrer Frau gehabt hätten, würden Ihnen viele Dinge leichter sein. Fahren Sie nicht auf! Katrin wird mit dem Leben besser fertig, weil sie eben sieht, was um sie her vorgeht . . ."

Johannes hatte die schwarze Binde schroff dem Pastor zugewandt.

„Ja, Hinkeldey, Sie brauchen Hilfe! Zwar glauben

Sie ja nicht an Wunder, aber nun denken Sie mal über den Brief aus Berlin nach. Was Ihnen Katrin mit all ihrer Frauentreue nicht zu bringen vermag, sollte das Ihnen nicht der Freund ergänzen? Hinkeldey, Sie werden vielfach im Dorfe beneidet, aber es ist so, Sie sind ein Glücksvogel!"

Fast hätte Johannes ein häßliches Gelächter herausgeschrien, so riß es an seinen Nerven. Ja, wie Blei lag ihm die Hilflosigkeit in den Gliedern, die Erkenntnis, nicht mehr mit den andringenden Zeitnöten fertig zu werden. Er war ein einsamer Verlassener, ein minderwertiger Unglücklicher, ein von herrischem Verrat Umgebener, der gänzlich ohne Halt in seinem eigenen Besitz und Leben umhertaumelte. Gerade da wurde ihm ein Mensch gesandt, der Mensch, welcher ihn ebenso aus demütigender Erniedrigung retten würde, wie auch schützen vor dem Sturm der Zeit. Ein Freund wurde ihm gesandt! Ein Freund gegen die Nöte seiner Blindheit, seiner Wurzellosigkeit, also auch gegen seine Frau. Gegen Katrin!

So kam Bruno Thein zum Herbst auf den Hinkeldeyhof.

*

Groß, schlank, straff, aufrecht kam der Mensch daher. In seiner äußeren Erscheinung von angenehmer, anziehender Männlichkeit. Vielleicht betonte er nur den einstmaligen Offizier zu sehr. Trotz eines gewissen Mangels in seiner Garderobe, er trug meistens sportgerechte Breeches, dunkelblaues Jakett, braune Stiefel

mit gelben Ledergamaschen, wirkte er in der dörflichen Umgebung wie die Herreneleganz einer vornehmen Welt. Sein glattrasiertes Männergesicht hatte der verfluchte Ernst der Erlebnisse fest modelliert, besonders scharf an den Schläfenbuchten, den Backenpartien, dem Kinn. Er hatte ein natürlich offenes Wesen, dazu war er nicht nur höflich, sondern zuvorkommend gegen jedermann. Auch verriet sein jungshaft leichtes Lächeln einen herzlichen Lebensfrohsinn, wobei sich das äußerliche Offiziersgehabe sofort verlor. Bruno Thein war vollkommen der Typ unserer im Kriege draußen zum guten Kameraden gewordenen jungen Männergeneration, die allerdings unter außergewöhnlichen Umständen zum Manne gereift war; leider Umstände, die in die veränderte, pflichtschwere Arbeitsperiode nach einem verlorenen Weltkriege sehr wenig hineinpaßten. Wie man diesem Männerschlag vom ersten Händedruck mit vollster Sympathie gegenübersteht, ist man schon oft im nächsten Augenblick gezwungen, sich wegen ihrer Ansichten und Auffassungen über das Leben befremdet zurückzuziehen, oder aber diese jungen Männer für nicht ganz voll zu nehmen. Seltsamerweise sind diesem Männertyp unsere Frauen und Mädchen heute besonders rasch zugetan und willig. Thein hatte schmale, längliche Hände, denen bei aller Gepflegtheit ein Ausdruck anhaftete, als könnten sie entschlossen zupacken, wenn der junge Mann es wollte. Vielleicht aber auch ebenso rücksichtslos wie töricht. Ja, so wie seine Hände, so war auch der Bruno Thein.

Das Wiedersehen mit dem erblindeten Kameraden wühlte den jungen Gast tief auf. Von der Blindheit des Älteren hatte er noch gar nichts gewußt. Aber auch sonst mußte Thein allerlei Hemmungen überwinden, welche die alte Zusammengehörigkeit mit Johannes Hinkeldey nicht gleich aufkommen lassen wollten. Hemmungen waren dies, die zwar in reinen Äußerlichkeiten lagen, Äußerlichkeiten, die den Bruno Thein dennoch wie eine Enttäuschung bedrückten. Das waren die Lebensumstände, in welchen er den blinden Kameraden antraf.

Nach allem, was Bruno Thein im Felde von Johannes Hinkeldey über dessen Heimatsleben gehört, hatte er ein ganz anderes Bild von dem Hofe, den Menschen und dem Umkreise in sich getragen. Weniger, daß ihn die Beschränktheit des bäuerlichen Besitztumes enttäuschte; aber einen so ganz seiner Erwartung entgegengesetzten, ja, gar zu ungünstigen Eindruck machte auf ihn die junge Bauernfrau. Diese wortkarge, scheue, sich vom Unglück des Mannes ganz absondernde Ehegefährtin des Blinden erweckte in Thein geradezu Unwillen. Daß nun Hinkeldey im Felde geflunkert, oder wie die Mehrzahl aller Kameraden über die Heimat in prahlerischer Phantasie übertrieben haben sollte, konnte Thein unter keinen Umständen annehmen. Nein, so wie der Mensch Johannes Hinkeldey auch heute noch war, daß Bruno vom Augenblick des Wiedersehens an in alter Zuneigung aufging, durfte man ihm auch kein lügnerisches Wort unterstellen. Also mußte sich wohl Bruno Thein

in seiner abenteuerlichen Phantasie nur wieder einmal selber die verlockendsten Vorstellungen zurechtgegaukelt haben.

Ach, diese verfluchte Sucht seiner leichten Phantasie hatte dem Bruno schon Enttäuschungen über Enttäuschungen bereitet. Ja, an dieser falsch eingestellten Lebenserwartung war er eigentlich seit dem Kriegsende immer von neuem gescheitert. Und aus solchem Zusammenbruch war er ja gerade hierher zu Johannes geflüchtet, um die schweren Schäden, die ihm seine phantastische Lebenseinstellung geschlagen, wieder auszuheilen, innen wie außen. Gottlob, mochte ihn auch der Besitz und der Menschenkreis um Johannes Hinkeldey enttäuscht haben, der Freund war zum Glück der alte geblieben! Bis auf die Blindheit. Bis auf diese erschütternde Hilflosigkeit des lieben Kameraden.

Bruno Thein hatte eine Charakterschwäche. Er war immer bemüht, aus Anstand gegen sich selbst aufrichtig seine eigenen Fehler zu erkennen. Nachdem er also diese Klarheit über die Gründe seiner Enttäuschung gewonnen, fand er auch den früheren seelischen Vertrauensklang zu Johannes wieder. In den nächsten stillen Abendstunden des Novembers ließ nun auch er den Freund in seine eigenen Lebensnöte hineinblicken. Während draußen der kalte Herbstregen unablässig sein eintöniges Nachtlied strich, enthüllte Bruno die Schwächen seines Daseinskampfes. In aufrichtiger Selbstanklage gestand er dem Kameraden, daß er noch immer in völliger Wurzellosigkeit durch den Alltag irrte, wobei er

nie und nirgends bisher einen Halt zu einer Existenz gefunden habe. Wo aber kam sie her, diese völlige Unfähigkeit, dieses absolute Versagen seiner Natur, trotz willensbereitem Einsatz seiner Männlichkeit? Warum bekamen er und ebenso viele junge Menschen seines Jahrganges keinen Grund und Boden unter die Füße? Er wollte ja doch gerne alles tun, und dazu kannte er die Handhabung vieler Nützlichkeiten. Aber ewig blieb ihm die Form des Dilettantismus haften, was er auch versuchte, stand wie auf rinnendem Sand. Sein Charakter mußte infolge irgendwelcher Einflüsse für dieses Nachkriegsleben verdorben sein, seine ganze Art schien unbrauchbar zu jedem Broterwerb in der verarmten deutschen Heimat.

Oh, Thein war grausam aufrichtig in der Anklage über seine eigenen Schwächen und Fehler. Das war zugleich sein Milderungsgrund, mit dem er sich selber freizusprechen suchte. Johannes sah, der junge Kamerad war heute schon vor jenem Punkte angelangt, wo er einfach nicht mehr wußte, was er mit sich, seinem Leben, seiner Gegenwart anfangen sollte. Aber der blinde Bauer Hinkeldey, der selber verflucht mit der Gegenwart um Verwurzelung im Heimatsboden rang, der fühlte die Wahrheit oder auch die Selbstlüge im Geständnis des Freundes sofort heraus. Der Junge war durch den Krieg gerade in seinen männlichen Reifejahren zu einem jetzt völlig überwundenen Kastencharakter gemodelt worden, Thein war ein nach der guten Gelegenheit des schönen Abenteuers vagabundierender Konquistador geblieben,

der aus dem schönen Leben gemäß seinen Erziehungsvorstellungen als Offizier nicht herauswollte. Auf alle Fragen über Einzelheiten seiner Vergangenheit in den letzten Friedensjahren wich Bruno dem Freunde offensichtlich aus. Gewiß wollte er ihm diese Einzelheiten auch noch einmal erzählen, natürlich sollte größte Klarheit zwischen ihnen herrschen, Ehrensache, Ehrensache! Aber nur nicht schon jetzt all den Mist auspacken brauchen, nur nicht schon jetzt!

Dennoch brach Johannes schließlich rücksichtslos mit seiner Meinung durch: „Du bist auch nur einer von jenen Allzuvielen, die da draußen den seelischen Umwertungen verfallen sind, die aber hier in der verarmten Heimaterde nicht vom verdammten Hochmut runter wollen! Ihr wollt heute noch immer Offiziere sein, wo alle Volksgenossen ein Nichts geworden sind durch einen verlorenen Krieg, das ist es! Solange ihr nicht aus der angemaßten Abseitigkeit hinunterkniet mitten ins arme Volk der Heimat, solange werdet ihr vom Volkskörper ausgeschieden bleiben."

Der Jüngere saß da mit schwerem Atem. Eine Antwort hatte er nicht. Auf einmal aber fuhr Hinkeldey leiser fort, so leise, als dürfte kein Dritter sein Geständnis hören: „Ich will dir nur sagen, ich bin ja auch irgendwie verdorben und wurzellos, genau wie du. Vielleicht haben die meisten Soldaten dort draußen einen Knacks bekommen, oder das ist der Fluch des Tötens, der sich an uns rächt. Das Leben hier drinnen war weitergelaufen, über uns Lebende, Kämpfende draußen hinweg. Wir

müssen zusammenhalten, wir alten Kameraden, einander stützen. Also, wenn du hier bleiben willst, mein Junge, wenn du länger bleiben magst, — — — ich kann dich gebrauchen. Weil ich blind bin! Damit du für deinen alten Kameraden siehst!"

Wieder schwieg Hinkeldey. Sah er das Erschrecken in den hellen Jungenaugen? Noch gedämpfter, die Hand vor den Lippen, fuhr er geheimnisvoll fort: „Aber treu sein! Nicht hinter den lockenden Gelegenheiten herlaufen!"

Als immer noch keine Antwort kam, sagte Hinkeldey kurz, sachlich: „Also, mein Junge, kratz' dir gefälligst die Offizierschminke herunter. Ob Bauer oder Knecht, Unterschiede gibt es nicht mehr . . ."

Hatte Bruno Thein den blinden Kameraden verstanden?

Seit diesem Tage ging der Jüngere in der Wirtschaft auf dem Hinkeldeyhofe umher, als müßte er die Augen offen halten. Unnötige Fragerei vermied er. Wer da fragt, ist schon im Nachteil. Hin und wieder kamen zwischen Johannes und ihm einige kurze Aussprachen über die drückenden Alltagssorgen ganz von selbst zustande. Wenn der Junge nun den über den Hof tappenden Blinden seine zögernden Anordnungen treffen hörte, danach mit seinen eigenen, für Gehorsam gedrillten Blicken die lässige Arbeitsweise der Leute sah, war es ihm immer, als wenn er mit den Fäusten dreinschlagen müßte. Langsam gingen ihm die Umstände auf, wo die Zügel in der Leitung des Hofes am Boden schleiften, wie sie anzupacken

waren, damit der ganze Karren nicht noch weiter abwärts ins Unglück rollte. Allmählich stand Thein, als sei dieses der Zweck seines Kommens, als gebe es für ihn gar keine anderen Sorgen, mitten unter den bäuerlichen Arbeitslasten. Der Junge begann zuzupacken, dort anzuordnen, aufzurütteln und überall seine hellen Blicke spüren zu lassen. Tausenderlei Dinge erkannte er, die hier ungünstiger lagen, als die Zeitnot verursachte, nur weil die Blindheit des Bauern ausgenutzt wurde, weil der blinde Kamerad nichts sehen konnte, um bessere Anordnungen zu geben, und weil die scheue Bäuerin sich in einem häßlichen Trotz fernhielt, wo der Mann schaltete.

Auf einmal, kein Mensch wußte eigentlich, wie dies gekommen, fuhren Mordsflüche den Leuten ins Genick, wenn die Arbeit nicht vorwärtskam. Von einem Tag zum anderen hörten Lässigkeit, Maulen, Bummeln auf. Eine Stimme kommandierte, in der jedes Wort als Sache und Muß saß, und das Gesinde bis zum mürrischsten Erntehelfer merkte, zwei klare Männeraugen übersahen nichts. Der lange Mensch, der da kommandierte, konnte mit starken Muskeln anpacken wenn's not tat, potzwunder, eine ganz andere Weise setzte auf dem Bauernhofe ein. Dazu stand der Neue, wie Bruno zuerst beim Gesinde hieß, im Handumdrehen mit den frechsten Elementen der Erntearbeiter so ausgezeichnet, daß es nur eines Wortes von ihm mitsamt seinem hellen Jungenslachen bedurfte, und man schuftete unbeachtet auch Überstunden.

Und ganz wie dieser Bruno Thein war, so ging nun

auf der Tenne, in den Ställen, selbst auf dem Hofe ein Singen und Pfeifen los, dieses Klingen und Scherzen und Lachen machten auch vor dem Bauernhause nicht halt. Ob draußen grämlich düstere Wolkenwände das ganze Land unter Regenfluten setzten, ob schneidender Nordwind hohen Schnee über Frostwälle häufte, überall beim blinden Bauern Hinkeldey war ein Klingklang, als verjagte die lachende Zufriedenheit jede drohende Not. Dazwischen donnerte der helle Bariton täglich mehrmals herrlich schöne Männerflüche, als gehörten diese zur Würze von Arbeit und Frohsinn. Bald wußte man im ganzen Hofe, wenn einem der Leute der Kopf rotgewaschen wurde, daß die Balken zitterten, gerade hernach war der Neue am allerbesten gelaunt, weil er dann nämlich bestimmt mit seinen hellen Augen einen Fehler entdeckt und mit Blitz und Donnerschlag aus der Wirtschaft gefegt hatte.

Der blinde Johannes vorne im Bauernhause am Fenster seiner Stube hatte ein leises Lächeln um seine leidgeschwungenen Lippen. Er kannte diese Flüche vom Felde her. Er glaubte plötzlich, nun würde die Zukunft wieder lichter werden, der Karren lief. Vielleicht hatte der Pastor doch nicht ganz unrecht, vielleicht war er wirklich ein Glücksvogel.

Aber erlebt nicht jede Hoffnung in ihrem schließlichen Gewinn eine Enttäuschung? Johannes Hinkeldey merkte erst gar nicht, wie ihm die Fäden der Leitung seines Hofes entglitten, wie ihm ein Beschluß nach dem anderen abgenommen wurde, wie er mehr und

mehr zu nichts als einer blinden Unnützigkeit im Sessel beim Fenster in seiner Wohnstube verbannt wurde. Und ist nicht so das ganze Tagleben erfüllt von unbegreiflichen Widersinnigkeiten? Hier auf dem Hinkeldeyhofe ging nun alle Arbeit ihren guten Gang, der Ernteerlös war noch halbwegs mit einem befriedigenden Mittel ausgefallen, man glaubte, durch die erzielten Verkaufsgelder die nächsten Sorgen gebannt zu haben, Wirtschaft und Viehstand bis zum kommenden Frühjahr durchbringen zu können. Da stieg über Nacht die Entwertung der deutschen Mark mit solcher Fieberkurve, daß man mit jedem neuen Morgen zitternd dem Gespenst immer größerer Verarmung ins Gesicht starrte. Mitsamt seinem Besitz und allen Realwerten stand man bettlerarm der Inflation gegenüber. Wert der Arbeit, Zweck des Besitzes waren ein Unsinn geworden, Spekulation allein sollte das Allheilmittel für Besitzerhaltung sein! Von Spekulation verstand aber der Bauer nichts. Geld mußte er haben, Geld mußte zum Frühjahr heran, Geld brauchte er, um sich durch neue Feldbestellung zu retten!

Wie aber Geld beschaffen?

Bruno Thein mit seinen in den Zeitströmungen draußen gemachten Erfahrungen versuchte entschlossen, Kapital auf den für inflationistische Begriffe nicht nennenswert verschuldeten Bauernhof aufzunehmen. In seinem auf Hausse wie Baisse gut beschlagenen Verstande spekulierte er auf den sicheren weiteren Geldverfall. Das Leihkapital sollte nicht nur die Frühjahrs-

wirtschaft in Gang bringen, sondern im Herbst wollte er dann Leihsumme und sämtliche Hypotheken dazu mit entwertetem Gelde ausbezahlen, und so dem Freunde prahlerisch die ganze Wirtschaft retten. So machten es die großen Besitzer in Stadt und Land, und die Banken gaben ihnen die Kreditgelder für solche Schiebungen. Es schien auch wirklich, daß Thein sofort Gelder in Massen kriegen konnte. Nur mit dem Spekulationstip hinkte man hier auf dem Lande hinter einem längst schon abgelaufenen Rennen drein. Banken wie private Geldleiher waren nicht mehr mit Wechsel zufrieden, sondern sie forderten für herzugebende Papiermarkkapitalien eine Sicherung in Goldwerten. Thein aber hatte schon zu tief in Inflationsschiebungen hineingeblickt, um nicht sofort zu erfassen, daß der blinde Freund sich damit dem Teufel verschreiben würde.

Weil aber mit dem Nahen der Frühjahrsbestellung die Verzweiflung auf dem Hinkeldeyhofe von Tag zu Tag wuchs, kam der erfinderische Kopf des jungen Mannes auf die Idee, Johannes sollte sich seine Kriegsbeschädigtenrente kapitalisieren lassen. Warum nicht! Damit winkte eine Rettung des Hofes! Mit einer einmalig größeren Abfindungssumme war dem Blinden jetzt mehr gedient, als wenn er sein Leben lang die als Unterstützung vollkommen unzulängliche Rente einsteckte. Sofort betrieb Thein die notwendigen Schritte, machte auch den gehörigen Nachdruck hinter seine Eingaben an die zuständigen Behörden. So gelang es ihm tatsächlich, schon zur zweiten Hälfte des Februar eine Entschei-

dung herbeizuführen. Das Landesversorgungsamt erklärte sich entsprechend reichsseitiger Gesetzesbestimmungen bereit zur Auszahlung einer Rentenabfindung auf der Grundlage von zwölftausend Mark, die inflationistisch zum Dollarstand des gegenwärtig amtlichen Index umgerechnet werden sollte. War nun auch schon auf dem flachen Lande der Wahnsinn größter Inflationsnenner Gewohnheit geworden, so schien selbst dem mißtrauisch zögernden Hinkeldey diese bewilligte Abfindungssumme einen durch keine Spekulation je erreichbaren Gewinn zu bedeuten. Mit solchem Vermögenswert in Händen würde man wirklich den Sommer und Herbst mit Aufbauarbeit durchhalten können, selbst wenn die Mark noch weiter fallen mochte. Ewig konnte ja der Dollar nicht mehr steigen, sprach man doch allenthalben von den Anstrengungen der Reichsregierung, die Mark zu festigen.

Also gab der blinde Bauer seine Zusage für die Annahme des Entscheids der Versorgungsbehörde. Danach wurde er aufgefordert, zum Abschluß seiner Angelegenheit vor dem zuständigen Amte in Husum zu erscheinen. Falls er persönlich behindert sei, müßten ihn Verwandte oder sonstige Bevollmächtigte vertreten, wie es in dem üblichen Amtsstile verlautbarte.

Das war nun den beiden Männern klar, Katrin konnte unmöglich eine ihr so völlig fernliegende Materie vor einer Behörde allein erledigen. Bruno war dagegen in der Angelegenheit bewandert, außerdem hatte er genügend Erfahrung in Verhandlungen bürokratischer

Art. Er selber schlug vor, damit er sich die Bäuerin nicht unnötig zum Feinde machte, um auch auf dem Amte in jeder Form zu genügen, daß Katrin mit ihm zusammen nach Husum fahren sollte.

Gewiß hätte der junge Mann die Angelegenheit lieber allein geordnet. Ihm war ein stundenlanges Beisammensein in ausschließlicher Gemeinschaft mit der Frau des blinden Freundes gar nicht angenehm. Seine Enttäuschung über die vielen befremdlichen Dinge in der Umgebung des Johannes Hinkeldey kam und kam nicht zur Ruhe, wurde vielmehr, wie er meinte, gerade durch die seltsame Art der jungen Bäuerin immer von neuem wieder aufgescheucht. Allerdings bewunderte er insgeheim die Frau, weil sie mit Arbeitsamkeit und scheuer Fügsamkeit nach außen die Ehe mit dem Blinden als in ganz natürlicher Ordnung erscheinen ließ, während sie innerhalb der Wände ihres Hauses mit feindseliger Verbissenheit verstand, jede unnötige Gemeinsamkeit mit ihrem Ehemanne zu vermeiden. In diesem Punkte schienen die Zwei sich unbedingt einig zu sein, nämlich von ihrer ehelichen Feindschaft keinen Funken nach außen dringen zu lassen. Da aber Johannes über alle diese Dinge sich niemals zum jungen Freunde aussprach, wagte auch Bruno nicht, an dieses seltsame Geheimnis zu rühren.

Zusammen mit dieser Frau, der er noch niemals näher gekommen, als die wenigen Worte der Arbeit täglich erforderten, fuhr also Thein nach Husum. Die Reise begann mit der fast zweistündigen Kleinbahnfahrt, die durch

reiche Nordseemarsch und ihre großen Flecken und Dörfer hin zur grauen Stadt am Meer ging. Und auf einmal schien dem jungen Manne die Katrin und ihr ganzes Wesen verwandelt. Da saß plötzlich neben ihm ein lebensstarkes Geschöpf, dem die Unterbrechung des jahrelangen dörflichen Arbeitsganges, der Wechsel der vorüberziehenden Landschaften und Menschen, der rhythmische Ablauf der Fahrt zu einem hellen Genuß wurde, aus ihren Augen widerglänzte, das ganze Weibwesen zu einem lebenshungrigen, jugendsehnsüchtigen Menschenkinde werden ließ. Und ihre treffsicheren Worte aus keckem Munde hoben noch mehr diese Wandlung. Thein, der sich mit höflicher Kühle umgeben hatte, fiel sehr rasch und dann gänzlich aus der vorgenommenen Rolle. Noch im ersten Staunen über die seltsame Verzauberung an seiner Seite, war er schon mitten im Einklang zur gleichen Freude. In ihrer frischen Natürlichkeit machte ihm Katrin kein Hehl daraus, daß Bruno mit seiner Ankunft tausend neue Klänge von der Welt draußen auf den Hinkeldeyhof gebracht, längst schon einen wilden, jugendheftigen Lebenshunger in ihr geweckt habe. Auch diese Reise betrachtete sie wie ein Geschenk, das ihr nur von ihm, dem Freunde des Blinden, gebracht wurde. Umschmeichelt von dieser Frische, war Bruno Thein im Nu gefangen und sofort bemüht, mit seinen Lebendigkeiten die rechte Ergänzung zu ihrer Erwartung zu sein. Wie es eigentlich gekommen, und weswegen ihnen diese Reise zu einem großen inneren Ereignis wurde, das wußten sie hinterher wohl

beide nicht! Gingen seine abenteuerlichen Süchte nach einem unbekannten, schönen Leben so rasch auf sie über? Erfüllte ihn ihre weibliche Bewunderung so berauschend, daß er wie von ihrem Wesen eingefangen war? Schon als die beiden Menschen durch das lebhafte Treiben der Geschäftsstraßen der Kleinstadt gingen, empfanden sie eine nicht mehr zu trennende Einheit. Es war eine Freudenwandlung, unter deren unbewußtem Eindrucke Katrin kaum noch die letzten Reste ihrer bäuerlich zurückhaltenden Frauenwürde bewahrte, wogegen ihr Begleiter mit einem gehobenen Stolze über das Pflaster schritt, als sei er erhöht durch irgendeinen großen Sieg.

Als sie dann durch das von dumpfen, endlos scheinenden Korridoren durchschnittene Amtsgebäude der Provinzialverwaltung liefen, mußte sich Thein erst von Pontius zu Pilatus schicken lassen. Katrin, die sich eng an Bruno hielt, ließ schließlich seinen Arm nicht mehr los. Die graue, hallende Eintönigkeit voller Menschengewimmel erfüllte sie mit herzklopfender Furcht. Bei den Landleuten sind heute noch Behörden und Ämter nichts als feindselige Gewalten. Schließlich hatten Katrin und Bruno vor einem Zimmer auf zugigem Korridor zu warten, bis der Dezernent ihre Sache aufrufen würde. Nachdem der zuständige Beamte sie in sein überheiztes Büro hereingenommen, wollte er schon nach den ersten Fragestellungen die beiden Erschienenen nicht als Bevollmächtigte des Antragstellers anerkennen.

„Legitimaschion! Legitimaschion!"

Thein wies sich durch seine Militärpapiere aus, Katrin hatte als Ausweis ihre Heiratsurkunde mitgebracht. Der Dezernent schob diese Papiere ohne Einsicht zurück. Er wiederholte mit bedrohlich rollenden Kugelaugen: „Legitimaschion! Wo haben Sie beglaubigte Vollmachten des Petenten? Legitimaschion!"

Auf einmal kochte Bruno vor Wut über. Katrin bekam deswegen ein körperliches Zittern, denn nun würde die hohe Obrigkeit sie beide zweifellos ins Gefängnis werfen. Hernach aber war sie maßlos stolz auf ihren Helden. Denn Thein pfiff den Büromenschen nur so mit einem schnarrenden Leutnantston an, seine Worte waren dabei auch wirklich sachlich, treffend, zwingend und befehlend. Hinter allen Kathedern glotzten plötzlich buttersemmelkauende Schreiber hervor. Sekundenlang wackelten nicht nur alle subalternen Köpfe, nein, auch die Wandregale und Schreibtische schienen vor Verwunderung mitzuwackeln.

Aber da geschah das Wunder. Der Herr Abteilungsdezernent behandelte Thein plötzlich als den Herrn Offizier und Leutnant, vor dem man das Strammstehen gelernt hatte, und die kleine Bäuerin Katrin war gnädige Frau hin und gnädige Frau her. Der Herr Oberinspektor verhandelte zur Sache. Denn selbstverständlich sollten die Herrschaften die Fahrt zur Stadt nicht umsonst gemacht haben, um so mehr es sich dieses Mal erst um Beweisführung des Antragstellers handelte, daß die in p. p. Antrag zu kapitalisierenden Rentengelder auch wirklich benötigt würden, um a) die Blindenexistenz

Gustav Frenssen

DUMMHANS

EIN ROMAN AUS DER GEGENWART

Geheftet 5 M, in Leinen 7 M, in Halbfranz 11 M

Frenssens jüngster Roman ist ein echtes und rechtes Werk der Seele und Kunst Gustav Frenssens, ein Volksbuch in des Wortes bestem Sinne, ein durch und durch deutsches Buch, ein Trost- und ein Kampfbuch in dieser Zeit schwerster Not. Eine Symbolgestalt des urewigdeutschen Menschen hat der Dichter in seinem „Dummhans" geschaffen. Frenssens große Erzählerkunst, die Fülle der Gestalten, sein Ernst und sein innerlicher Humor, die Kraft seines Ethos machen das Buch zu einem lesenswertesten, zu einem Volksbuch, das wie wenige in dieser Zeit der Not die Sinne zu erheben weiß. Julius Hart (Der Tag)

Die Reihe der unvergessenen, hier oft gerühmten Gestalten, einst sieghaft vom „Jörn Uhl" eröffnet, wird hier von dem reichen Schilderer vermehrt. Wie er das nun macht, mit allem Vor und Zurück, unter ziehenden Wolken und in der salzführenden Luft des meerumschlungenen Landes, mit hundert kleinen Zügen und ganz starken Bildern –, das kann heute in Deutschland nur er allein.

Heinrich Spiero (Vossische Zeitung)

★

In ungekürzter, wohlfeiler Ausgabe liegt vor

Gustav Frenssen

JÖRN UHL

Beste Ausstattung · Einbandentw. Walter Tiemann

In Leinen 3.50 M

G. GROTE'SCHE
VERLAGS-BUCHHANDLUNG
BERLIN

Heinrich Federer

ICH LÖSCHE DAS LICHT

GEDICHTE

Mit einem Bildnis des Dichters

Geh. 3 M, Leinen 4.80 M, Ganzleder 11.20 M

Gedichte lassen tiefe Blicke in des Dichters Seele tun, zumal wenn sie so ungekünstelt, so herzlich echt sprechen, wie diese Federers. Die Fülle ist neu und fast überraschend reich. Da lesen wir wundervoll kräftige Lieder, daneben sind Gedichte von zartester Stimmung gestellt, Seelenbekenntnisse von ergreifender Innerlichkeit.

D. Dr. Martin Schian (Darmstädter Tageblatt)

Ich bin sicher, manche der geruhigen und gedämpften, aber wirklich seelenvollen Strophen Federers werden noch leben und klingen, wenn all das grelle Geschrei unserer heutigen Hysteriker längst verhallt sein wird.

Johannes Mumbauer (Literarischer Handweiser)

Federer ist Dichter. Seine Gedichte gleichen Volksliedern. Sie sind unmittelbar, innig, einfach und zu Herzen gehend. Sie singen. Sie sind wie Vogelstimmen am Sonntagsmorgen.

G. Günter (Münchner Neueste Nachrichten)

★

Neu-Ausgabe

UNTER SÜDLICHEN SONNEN UND MENSCHEN

NOVELLEN

In Leinen 5 M

Die feine Erzählungskunst des großen Prosaisten offenbart sich auch hier in gesättigter und ruhiger Fülle. Dr. Joh. Maassen (Düsseldorfer Tageblatt)

★

In ungekürzter, wohlfeiler Ausgabe liegt vor

Heinrich Federer

PILATUS

Beste Ausstattung · Einbandentw. Walter Tiemann

In Leinen 2.80 M

Johannes Jegerlehner

BERGFÜHRER MELCHIOR

EIN JUNGFRAU-ROMAN

Geheftet 4.50 M, in Leinen 6 M

Mit dem „Bergführer Melchior", der droben in der Bergluft kernig und kraftvoll aufgewachsen, an der Bergsonne sich braun gebrannt hat, tritt wieder um ein Bergsohn vom echten Jegerlehner-Schlage herunter ins Tal und in die Welt hinaus, wetterhart, wo es gilt, Felsen und Wände zu bezwingen, scheu fast und weich, aber hinter oft herber Schale verdeckt, wenn es um Dinge des Herzens geht.

Neue Zürcher Zeitung

Prachtvoll, wie sich die inneren Kräfte und Spannungen der Menschen Jegerlehners mit den imposanten Naturerscheinungen und -gewalten zu verbinden scheinen. Berliner Lokalanzeiger

★

Adam Karrillon

MEINE ARGONAUTENFAHRT

Geheftet 3 M, in Leinen 4.50 M

Reiche Lebenserfahrung spricht aus diesem Buch; randvoll ist der Brunnen gelaufen, aus dem der badenser Dichter schöpft, aber seine Welt ist nicht die der vollen Tafeln und der Freudenfeste, sondern es geht oft grausam zu, der Zufall regiert mit seiner Narrenpritsche, und die Besten tragen oft das zerschlissenste Kleid, ohne daß ein Lenker von droben in die Speichen greift.

Jede Seite ist überglänzt von einem Humor, der als freudige Heiterkeit, als derbsinnliche Lebenslust immer wieder emporspringt. Albert Leitich (Die Literatur)

Der hohe Lichtfunke Prometheus' ist bei dem 76 jährigen Odenwalddichter noch nicht ausgebrannt, sondern sendet seine sonnigen wärmenden Strahlen auch in dessen neuestem Buch immer noch in unverminderter Stärke aus. Karlsruher Tageblatt

Friedr. v. Oppeln-Bronikowski

SCHLÜSSEL UND SCHWERT

EIN PAPSTLEBEN AUS DEM CINQUECENTO

ROMAN

Geh. 6.80 M, in Leinen 8.80 M, in Halbleder 14 M

Dem Verfasser ist eine Belebung des Stoffes gelungen, die in ihrer Farbigkeit von höchster Eindrucksstärke ist. Manche Kapitel sind für sich die reizendsten geschichtlichen Miniaturen. Das Werk ist eine treffliche Leistung der Biographie und man liest es gefesselter als manchen Roman. Wirklich eine meisterliche Schöpfung!

Peter Hamecher (Deutsche Allgemeine Zeitung)

Ein Werk, das an Frische und Lebendigkeit des Tons neben Gobineau genannt zu werden verdient.

Düsseldorfer Nachrichten

★

LIEBESGESCHICHTEN AM PREUSSISCHEN HOFE

Mit 32 Bildtafeln

Geheftet 4.50 M, in Leinen 6.50 M

Interessant und fesselnd, aber nicht „pikant" oder sensationell erzählt der Verfasser von Beziehungen preußischer Monarchen und Prinzen zu Persönlichkeiten des anderen Geschlechts. Die sittenstrengen Hohenzollern wechseln mit solchen leichterer Lebensführung ab: höchst seltsam und abenteuerlich sind die Liebeshändel des Fürsten Hardenberg und seines Schwiegersohnes, des Grafen Pückler. 32 gute Bilder schmücken den hübsch ausgestatteten Band.

Wissen und Wehr

Dieses Buch ist mehr als etwa bloß eine „pikante" Lektüre: es ist ernste, eindringende, die Materie beherrschende und leidenschaftslos wiedergebende Forscherarbeit. Rich. Wilde (8-Uhr-Abendblatt)

Meinrad Lienert

DER DOPPELTE MATTHIAS UND SEINE TÖCHTER

ROMAN

Geheftet 5 M, in Leinen 7.50 M

Sapperlot, ist das ein saftiges Buch! So kerngesund, so urwüchsig, so köstlich in all seiner schalkhaften Frische und so sprudelig und kribbelig wie ein munterer Bergbach, daß einem das Herz beim Lesen lacht und daß den Städter die Sehnsucht nach der Natur überkommt, die nichts von Lippenstiften und Puderbüchslein weiß. Der doppelte Matthias und seine Töchter werden einziehen in das unvergängliche Gut schweizerischer Erzählerkunst.

Berner Tageblatt

Schon auf den ersten Seiten dieses liebenswürdigen, launigen Buches fängt's zu duften an wie ein Levkojenbeet im Frühling: aber je weiter man sich hineinliest, um so mehr mutet's einen an wie ein Bauerngarten in Blust, voll rotballiger Bubenrosen, Chinesennägeli, Feuerlilien und Tulipanen. Und nicht sparsam und geizig werden diese Herrlichkeiten beschert, es wuchert nur so und ist ein Überfluß an allem Schönen, Köstlichen und Schleckhaften. Das Buch strotzt von Geschichten, Späßen und Narreteien. Neue Zürcher Zeitung

Von dem Schweizer Meinrad Lienert, den seine Landsleute bereits sehr schätzen, wissen wir noch nicht allzu viel, aber „Der doppelte Matthias" wird ihn in weiteren Kreisen bekannt machen. Mit Recht. Denn der Matthias Stumpp auf der Ruchegg und seine Töchter sind blutecht und kerngesund, und es ist schier ein Vergnügen, wie diese Mädchen sich ihre Männer erobern. Und dabei liest sich das Schweizer Deutsch (nicht „Schwyzer Dütsch"). Lienerts prachtvoll: es ist von einer Bildhaftigkeit, die zuweilen an Fritz Reuter erinnert. Ein derbes, aber ein urgesundes Buch, das angefüllt ist von einem aufrichtigen und ansteckenden Lachen.

A. Hemberger (Neue Badische Landes-Zeitung)

Ernst Wiechert

DIE KLEINE PASSION

GESCHICHTE EINES KINDES

ROMAN

Geheftet 5 M, in Leinen 7 M

Wiechert, der tiefe Ostpreuße, hat bereits in früheren Arbeiten seine dichterische Sendung überzeugend nachgewiesen. Er gibt hier den leidvollen Weg einer Jugend ins Jünglingsdasein, ganz stark, ganz tief geschaut. Dies Buch ist gedichtet in des Wortes edelster Bedeutung. Hier ist ein sehr eigener Gestalter, voll Leben, voll Seele und voll Liebe. Er erzählt in wundersam leuchtender, dichterischer Sprache, voll herrlicher Kraft und intensivster Bildhaftigkeit. An diesem Buch vorüberzugehen, hieße ein Erlebnis verlieren. Casseler Tageblatt

In seinem neuesten Werke weiß Ernst Wiechert die kleine Seelenwelt eines Kindes so zu gestalten, daß sie uns als großes Menschheitsschicksal entgegentritt. Das ganze Buch wird von einer heimlichen Musik begleitet, die aus der Sprache des wirklichen Dichters zu uns kommt. Wald und Erde harfen darin, und der Mensch gibt diesen Urmelodien der Natur nur den Sinn.

Hans Christoph Kaergel (Dresdner Nachrichten)

Von diesem ganzen Buch konnte nicht eine Zeile geschrieben werden, ohne den echten Reichtum an Menschenliebe seines Verfassers. Sie ist auch das Geheimnis der starken Wirkung, der eindringlichen Lebendigkeit, der sich so leicht kein Leser wird entziehen können. Berliner Tageblatt

ERNST WIECHERT

ERHIELT SOEBEN DEN LITERATURPREIS EUROPÄISCHER ZEITSCHRIFTEN

G. GROTE'SCHE VERLAGS-BUCHHANDLUNG BERLIN

Paul Adt & Trepte, Leipzig

Gustav Frenssen

DUMMHANS

EIN ROMAN AUS DER GEGENWART

Geheftet 5 M, in Leinen 7 M, in Halbfranz 11 M

Frenssens jüngster Roman ist ein echtes und rechtes Werk der Seele und Kunst Gustav Frenssens, ein Volksbuch in des Wortes bestem Sinne, ein durch und durch deutsches Buch, ein Trost- und ein Kampfbuch in dieser Zeit schwerster Not. Eine Symbolgestalt des urewigdeutschen Menschen hat der Dichter in seinem „Dummhans" geschaffen Frenssens große Erzählerkunst, die Fülle der Gestalten, sein Ernst und sein innerlicher Humor, die Kraft seines Ethos machen das Buch zu einem lesenswertesten, zu einem Volksbuch, das wie wenige in dieser Zeit der Not die Sinne zu erheben weiß. Julius Hart (Der Tag)

Die Reihe der unvergessenen, hier oft gerühmten Gestalten, einst sieghaft vom „Jörn Uhl" eröffnet, wird hier von dem reichen Schilderer vermehrt. Wie er das nun macht, mit allem Vor und Zurück, unter ziehenden Wolken und in der salzführenden Luft des meerumschlungenen Landes, mit hundert kleinen Zügen und ganz starken Bildern –, das kann heute in Deutschland nur er allein.

Heinrich Spiero (Vossische Zeitung)

★

In ungekürzter, wohlfeiler Ausgabe liegt vor

Gustav Frenssen

JÖRN UHL

Beste Ausstattung · Einbandentw. Walter Tiemann

In Leinen 3.50 M

G. GROTE'SCHE VERLAGS-BUCHHANDLUNG BERLIN

Ernst Wiechert

DIE KLEINE PASSION

GESCHICHTE EINES KINDES

ROMAN

Geheftet 5 M, in Leinen 7 M

Wiechert, der tiefe Ostpreuße, hat bereits in früheren Arbeiten seine dichterische Sendung überzeugend nachgewiesen. Er gibt hier den leidvollen Weg einer Jugend ins Jünglingsdasein, ganz stark, ganz tief geschaut. Dies Buch ist gedichtet in des Wortes edelster Bedeutung. Hier ist ein sehr eigener Gestalter, voll Leben, voll Seele und voll Liebe. Er erzählt in wundersam leuchtender, dichterischer Sprache, voll herrlicher Kraft und intensivster Bildhaftigkeit. An diesem Buch vorüberzugehen, hieße ein Erlebnis verlieren. Casseler Tageblatt

In seinem neuesten Werke weiß Ernst Wiechert die kleine Seelenwelt eines Kindes so zu gestalten, daß sie uns als großes Menschheitsschicksal entgegentritt. Das ganze Buch wird von einer heimlichen Musik begleitet, die aus der Sprache des wirklichen Dichters zu uns kommt. Wald und Erde harfen darin, und der Mensch gibt diesen Urmelodien der Natur nur den Sinn.

Hans Christoph Kaergel (Dresdner Nachrichten)

Von diesem ganzen Buch konnte nicht eine Zeile geschrieben werden, ohne den echten Reichtum an Menschenliebe seines Verfassers. Sie ist auch das Geheimnis der starken Wirkung, der eindringlichen Lebendigkeit, der sich so leicht kein Leser wird entziehen können. Berliner Tageblatt

ERNST WIECHERT
ERHIELT SOEBEN DEN LITERATURPREIS
EUROPÄISCHER ZEITSCHRIFTEN

G. GROTE'SCHE
VERLAGS-BUCHHANDLUNG
BERLIN

Poeschel & Trepte, Leipzig

des Petenten zu stützen, b) verwendet wurden, die zu stützende Existenz auch wirklich wieder aufzurichten.

„Diesmal . . .?“ knurrte Thein immer wieder unwillig.

Ja, die Ausführungsbestimmungen zum Rentenabfindungsgesetz forderten eine Gewähr. Denn das Abfindungsgesetz sei eine Wohlfahrtseinrichtung, damit der Abgefundene hinterher nicht wieder ohne Existenz oder Geldmittel der öffentlichen Wohlfahrt zur Last fiele.

Also erklärte Thein kurz und sachlich den Zweck, für welchen der blinde Bauer Hinkeldey die Kapitalisierung seiner Invalidenrente benötigte, wie die Mittel verwendet werden sollten zur Frühjahrsbestellung und dem Wiederaufbau der Landwirtschaft noch jetzt im Frühsommer. Beide Erschienenen mußten das Protokoll an Eidesstatt mit ihren Namen unterzeichnen. Danach wurde ihnen bekanntgegeben, daß die Auszahlung stattfinden werde, nachdem die Akte auf Instanzenweg vom zuständigen Herrn Regierungsrat genehmigt und gegengezeichnet sein würde. Wie weit bis dahin die Inflation vorgeschritten oder die Not des Antragstellers gestiegen sein mochte, das gehörte nicht in die Belange der Ausführungsbestimmungen des Rentenabfindungsgesetzes, trotz der Bestimmungen, daß der Abgefundene der öffentlichen Wohlfahrt nicht wieder zur Last fallen dürfte. Überdies war der Dollarindex amtlich!

Für Katrin wie Bruno blieb dennoch der Eindruck ihrer Erlebnisse dieses Tages so beglückend, sie völlig aus dem Alltag heraushebend, daß sie die nächsten

Stunden bis zur Abfahrt ihres Zuges am Nachmittag eng Arm in Arm in der Stadt umhergingen. Über Katrin war wirklich ein willenloser seelischer Austausch gekommen. Das Gefühl in Bruno floß dagegen mehr aus dem großen Staunen, plötzlich die unscheinbare Frau des blinden Freundes als so erregend sehnsüchtiges Weib erkannt zu haben, und aus der Eitelkeit, mit der ihn ihre Bewunderung erfüllte. Dabei rumorte auch wieder in irgendeinem Winkel seiner Empfindungen die leise Unruhe über die seltsamen Dinge um Johannes, wodurch ihm eine recht bitter schmeckende Ernüchterung bei dem ganzen Erlebnis auf der Zunge blieb.

So empfand es Bruno eigentlich nur angenehm, daß sie durch das Alltagsleben auf dem Hinkeldeyhofe sofort wieder getrennt wurden, als sei nie das geringste Verstehen zwischen ihnen gewesen. Man sah sich kaum, lebte in der Arbeit nebeneinander her, war bei den gemeinsamen Mahlzeiten, die in der Küche mitsamt dem Gesinde genommen wurden, knapp eine Spur freundlicher zueinander. Auch über Katrin senkte sich das Erlebnis, als wäre es wie aus einem Traum ohne Brücke zur Wirklichkeit. Und doch war in Bruno die Unruhe noch gestiegen, weil er nun erst recht nicht begreifen konnte, wie diese seltsame junge Bäuerin die Frau des Johannes Hinkeldey hatte werden können.

Der Amtsschimmel sorgte dann dafür, daß die beiden jungen Menschen nach sorgenvoll hingeflossenen Alltagswochen wieder aufs neue in die freie Welt hinausfahren durften. Die Anweisungen zur Auszahlung

der Rentenkapitalien waren gekommen. Vom Moment der Abfahrt an erfüllte beide Menschen die gleiche Erregung. In beiden schlug der gleiche Impuls, an jener Stelle das Erlebnis fortzusetzen, wo sie nach dem letzten Reisetage hatten abbrechen müssen. Es war mit dem ersten Augenblick in ihnen wieder der gleiche Einklang voll hochgespannter Freude. An Sünde aber dachten sie natürlich beide nicht. Bruno würde jede Möglichkeit einer Untreue gegen den blinden Freund entrüstet und weit von sich gewiesen haben!

Die Angelegenheit auf dem Provinzialamte brachten sie, diesmal mit richtig vom Gemeindevorsteher gestempelten Vollmachten versehen, rasch zum guten Ende. Als sie die Kasse des Kreishauses verließen, stak nicht allein die Brieftasche des Bruno dick voll Geldscheine, sondern in den Taschen seines Jaketts, sogar in denen des Mantels hatte er die Unmenge Pakete Banknoten unterbringen müssen. Es war tatsächlich eine riesenhafte Summe Papiergeldes, die man ihnen ausgezahlt. Unter diesem Eindruck gingen sie zuerst ganz stumm Arm in Arm dahin. Als käme aus diesem ungeheuer scheinenden Reichtum ein Zauber, so stark fühlten sie eine Flutwelle des Glücks dabei zueinander fließen. Sie mußten sich ganz enge in dieser heißen Glut aneinander pressen, so schlugen ihre Herzen, so sehr fühlten sie eine Gemeinschaft. An Johannes aber dachten sie mit keinem Gedanken. Ihrer schien nicht nur dieser, nein, aller Lebensreichtum, ihrer schien das Glück, das bestätigt wurde aus den eng umschlungenen Armen.

Vor den Schaufenstern der Stadtgeschäfte standen sie dann. Hinter den großen Glasauslagen tanzte verlokkend, was für zwei Menschen, die ineinander nur das glänzend aufgegangene Schönste sehen, zugehörend scheint wie Sonne und Duft. Bruno drängte, Katrin sollte sich wünschen, sie solle sich einkaufen nach ihren Wünschen. Denn soviel Reichtum verpflichtete zu freudigem Schmücken. Und Katrin wünschte sich dieses Stück, oder jenes, immer bescheiden nach bäuerlicher Art und Geschmack. Bruno aber lenkte sie sofort nach seinen Begriffen von Schönheit und Eleganz und Zeit. Schließlich kaufte sie auch nur das, was er ihr vorschlug. Denn nie zuvor hatte sie den Rausch im Blute brennen gefühlt, daß ein Mann sie nach seiner Art gekleidet sehen wollte. Daß er sie auch nach den Begriffen seines Herkommens und Standes verändert sehen wollte, fühlte sie sofort mit weiblichem Instinkt. Alle Tore lebenshungriger Weiblichkeit öffnete sie ihm weit, um sich so rasch wie nur möglich nach seiner Art in seine Welt hineinzufinden. So kauften sie in diesem fast betäubenden Glücksverlangen voll überschwenglich ausgebrochenen Süchten.

Bruno, wie es so sein Charakter war, klammerte sich dennoch dabei an eine Rechenschaft vor sich selber. Er wollte sich einreden, er sei nichts als der Beschützer der Katrin, an Stelle des blinden Freundes. Warum sollte der Frau das bißchen modische Freude verweigert werden? Daß der blinde Hinkeldey bisher in all den Nachkriegsjahren wie weltgeflüchtet aus aller standesgemäßen

Kultur hatte leben und hausen können, das war ja gerade eine jener Unbegreiflichkeiten um ihn. Den Kameraden im Felde hatte er von seinem hochkultivierten Leben und von seiner Liebsten oder Frau als von einem so wundervollen Wesen erzählt, daß sie allesamt für ihn als einen Lebensgestalter schwärmten. Und dagegen diese Wirklichkeit, dieser Gegensatz kleinlich bäuerlicher Enge! Gewiß sah Bruno jetzt die Katrin wie ein aufgegangenes Wunder an, deren Lebensfülle den Mann reizen, deren seltsame Art ihn völlig verstricken konnte, gewiß, so war es. Und doch war alles anders, als wie Johannes ihm und den Kameraden einst erzählt! Die Unruhe über diese Widersprüche blieb, warnte aber auch vor bitteren Enttäuschungen. Und das bewahrte sie und ihn. So lief auch dieser Tag hin wie ein liebenswertes Geschenk, äußerlich rein und sündenlos.

Danach kamen wieder der Alltag, und die Pflichten auf dem Hinkeldeyhofe. Die Not schien verdrängt, und wenn der Schnee von den Feldern schmelzen würde, konnte man mit schönen Hoffnungen an Frühling, Feldbestellung und reges Bewirtschaften denken.

Doch seit jenen Tagen hörten die feinen Nerven des Blinden, daß über den gewohnten Klängen im Hause, über allem ländlichen Lärmen die Stimme der Katrin hinschwang. Mit neu gewecktem Lachen war diese Stimme, eine Stimme ganz neuer Melodie. Nicht herrisch, wie er sie einst gehört, nie scheltend, aber auch nicht mehr voll versteckter Scheu. Johannes mußte immer öfter erstaunt hinhören. Nein, hinter hellem Klang

wie frohlockendes Läuten war noch dazu ein Überschwang, als ständen heimlich begrüßte, wilde Freudenelemente vor dem Ausbruch, so sie diese nicht immer wieder bändigte. Immer erstaunter lauschte der blinde Bauer. Immer öfter stieg das Frauenlachen im zarten Alt, wie gurrendes Locken aus Vogelkehlen. Und er dachte an jenes Lachen aus diesem weißen Kehlbogen, als sie ihm ihren demaskierten Hohn ins Gesicht gegossen! Was ging hier vor?

Mißtrauisch forschte der blinde Hinkeldey in seine Umgebung hinein. Er hielt die Fäuste gegen die Brust, um dort einen Druck zu beseitigen. Was ist dies für ein urwüchsiger Strom aus Katrin, womit sie liebensbegehrte Dinge des Lebens draußen zu umschmeicheln schien? Warum tat sie ihm gegenüber aber noch feindseliger als früher? Warum die gesteigerte Feindseligkeit gegen ihn, wenn sie gar ein Wort zu ihm sprechen mußte, als schreie sie ihm den Vorwurf ins Gesicht, als ob er sie mit seiner Blindheit beladen habe? In Wirklichkeit girrte und lockte sie doch dort draußen voll Überschwang!

Den Druck auf der Brust bekam der Blinde nicht mehr herunter. Auf wen richtete die Frau ihre Blicke, wenn sie trällernd, lockend, lachend umherging? Wen anders konnte sie mit ihrem verführerischen Begehren umranken, als seinen Freund, den Bruno? Also ging dort draußen ein Spiel, ähnlich wie er es einstmals von der Frau erlebte; nur ging dieses Spiel jetzt nicht allein um Treue und Ehre, sondern was sie mit denselben Waffen ihres Geschlechts und weiblichen Listen vorbereitete, ihn

um den Freund zu bringen, das entsprang ihrem alten Haß gegen seine Unabhängigkeit von ihr! Es ging um die Herrschaft über den Hof! Der Blinde kannte die Frau zu genau!

Helles Mißtrauen stand auf. Sofort in neue Einsamkeit verschanzt, belauerte Johannes dieses Mal nicht nur die Frau, nein, auch den Freund. Mit jedem Sinn, mit jedem Nerv, mit jedem abhorchenden, abtastenden geistigen Fühler begann der Einsame gerade den Freund zu überwachen.

Doch Thein schien von allen Wandlungen wie unberührt. Bruno war äußerlich ganz der gleiche geblieben, Johannes konnte keine Veränderung an seinem Benehmen entdecken. Der Freund hielt die Arbeit der Leute, die Vorbereitungen zur Frühjahrsbestellung und alle Notwendigkeiten in Ordnung, und jede freie Zeit verbrachte er nach wie vor im Zimmer bei dem Blinden. Ja, Johannes Hinkeldey merkte fast erschrocken, daß der Jüngere jetzt nur noch mehr bemüht zu sein schien als zuvor, ihm seine Freundschaft zu bezeigen. Wo sollte er nur mit seinem Mißtrauen hin, das er dennoch nicht zu verdrängen vermochte? Wenn er jetzt doch nur sehen könnte, nur ein einziges Mal dem Freunde ins Auge schauen!

Ganz gewiß beobachtete Bruno auch die vielen Veränderungen, die mit Katrin vorgingen. Natürlich bemerkte er ihre weiblichen Verlockungen. Aber in hartnäckiger Zurückhaltung flieht er wieder vor ihr. In Rechenschaft vor sich selber nennt er dies Freundes-

treue, brüstet er sich vor sich selber über seine Anständigkeit. In Wirklichkeit drängt er sich in feiger Beunruhigung vor dem Leben draußen und den Dingen rundum in den Schutz des Blinden. Er flieht Katrin in feiger Angst vor der Klarstellung der Widersprüche zwischen dem Wesen des blinden Freundes und dessen Umgebung. Er klammert sich an die Freundestreue, denn die Gastfreundschaft des Hinkeldey ist auch sein letzter Hafen. Hier muß er bleiben! Er hat sich schon zu oft die Finger verbrannt an Dingen, die rechts und links abseitig vom geraden Wege lagen! Dazu noch ist Bruno Thein der erste, der merkt, wie bedrohlich die Zeitschwierigkeiten nach Johannes und dessen Besitztum greifen. Zum Donnerwetter ja, die Rentenkapitalisierung scheint eine verfluchte Fehlspekulation zu werden!

Denn es war Ende März geworden, Ostern nahte, aber Schnee und Eis lagen noch immer wie eine Decke über dem Unglück im ganzen deutschen Lande und an Bestellung der Felder war noch immer nicht zu denken. Aber der Dollar stieg, der Dollar stieg mit jedem neuen Tage sprunghaft, wild abwärts sauste der Wert der deutschen Papiermark. Während alle verzweifelten Gedanken nach Pflügen, Säen, Frühjahrswirtschaft drängen, zwingt der lange, schwere Winter zur Untätigkeit, und die Mark fällt, wie die Kurse steigen. Johannes und Bruno sitzen in der Stube und rechnen, rechnen, um mit jedem Tage verzweifelt deutlicher zu erkennen, daß sie aus Pläneschmieden, Verwerfen und Spekulieren in ein arges Verrechnen hineinsausen. Mit jedem hinschwin-

denden Tage wird das viele, viele Papiergeld der Rentenkapitalisierung immer wertloser, ihre Hoffnungen werden täglich kleiner, die Verzweiflung würgt sie, und die Vorwürfe. Nie würden sie die Kapitalisierung der Rente des Johannes vorgenommen haben, wenn sie den abgrundtiefen Fall der Mark von Millionen zu Milliarden nur hätten voraus ahnen können! Bruno schimpfte auf den Staat. Der Staat hätte sie warnen müssen!

Johannes schwieg. Dies undurchdringliche Schweigen des Johannes aber zermürbte den Jüngeren mehr als Vorwürfe, und so fiel er, seinem Charakter gemäß, mit Flüchen über sich selber her. Er hatte seinen blinden Freunde den schlechten Rat gegeben! Er hätte mit seinen Erfahrungen das ruinöse Ende solcher Spekulation voraussehen können, weil er lange genug in Berlin die wildesten Haussestürme wie die verzweifelten Baissepleiten miterlebte. Zu diesen ausbrechenden Selbstvorwürfen drängten ihn die eigenen wachsenden Ängste, beim blinden Johannes sein letztes Obdach zu verlieren. Als könnte es das Schicksal beschwören, rief er Johannes zum Zeugen an, daß ihn nie Schlechtigkeit, sondern immer nur die Verworrenheit der neuen Zeit, ihre verfluchte Raffinesse, oder seine gutmütige Hilfsbereitschaft gegen andere Menschen hatte schuldig werden lassen. Plötzlich wurde aus solcher Selbsterkenntnis eine Beichte. Inmitten des schmerzvollsten Mißtrauens überfiel er den Blinden mit dem allergrößten Vertrauen. Nun kam es ans Licht, weswegen er in der Freundschaft zu

Johannes Hinkeldey seinen letzten Halt sah. Nun kam das Geständnis.

Bruno Thein wurde nämlich von den Gerichten gesucht.

Betroffen, doch ebenso schweigend hörte der blinde Bauer Johannes Hinkeldey in die Gewissensnot und das Herz des Kameraden hinein.

Gewiß, eine Lappalie war es nur, gewiß. Nichts anderes natürlich, was gleich ihm tausende deutsche jüngere wie ältere Männer nach der Kriegsentlassung durchgemacht hatten. Es waren damals keinerlei vorsorgliche Möglichkeiten bereitgestellt gewesen, um die nach dem verlorenen Weltkriege regelrecht auf die Straße geworfenen Tausende in Arbeit, Broterwerb oder bürgerlicher Ordnung wieder unterzubringen. Am besten waren noch die älteren Jahrgänge drangewesen; die Männer gingen zurück in Beruf und Familie, tauchten in Fabrik und Wirtschaft unter, das organisierte Proletariat hatte als letzte Zuflucht und Halt seine Zirkel für Nöte und Sehnsucht. Aber die übrigen Entlassenen, namentlich die Jungen? Sie waren im Friedensleben allesamt noch behütete Knaben gewesen. Was sie vor dem grausigen Kriegsdienst als Schulwissen oder erste fachliche Kenntnisse besessen, das hatten sie unter der Zwangswirkung der anormalen Fronteindrücke und soldatischen Lebensweise nicht nur willig verlernt, sondern voll Unlust abgelegt. Denn ihre Sehnsucht nährten die Versprechungen eines Sieges über die ganze Welt, eines Sieges, der Deutschland reich machen sollte, Ver-

sprechungen, die wie Lügen in Dunst, Niederlage, im Frieden von Versailles zerrannen.

Der Vater des Bruno Thein war ein kleiner Schirmfabrikant in Mecklenburg. Es mochte dem arbeitsamen Manne schon im Frieden nicht leicht gefallen sein, um seinen bürgerlichen Ehrgeiz zu stillen, seinen einzigen Jungen das Gymnasium besuchen zu lassen. Nun war dieses Vaters Ziel darauf gerichtet, seinen heimgekehrten Sohn, den mit Ordenskreuzen geschmückten Herrn Offizier, mindestens Bankbeamter werden zu lassen. Eine hohe Ehre auch für das Bankinstitut, wenn es einen ehemaligen Frontoffizier als Lehrling aufnehmen konnte. Gegen den neuen bürgerlichen Gesellschaftsmischmasch kam man sich durch den simpelsten entlassenen Leutnant besonders exklusiv abgestempelt vor. Die Folge war, daß dem ehemaligen Offizier jede notwendige zivile Disziplin unnötig schien, die kaufmännische Selbstzucht und Achtung vor der Lehrlingsarbeit aber ein verächtliches Ding blieb. Dagegen mußte es auf die Dauer unmöglich durchführbar sein, den Bürodienst einer Bank zum nationalistischen Tummelplatz werden zu lassen, wo mit Forschheit und Hackenzusammenschlagen das Vaterland vor der Demokratie und den Sozis gerettet wurde. Also kam es bereits nach gar nicht langer Zeit zu Zusammenstößen verschiedener Ansichten, Bruch und Fortlaufen.

Bruno Thein wollte jetzt Jura studieren. Die Hilfseinrichtungen, die man für sogenannte Kriegsstudenten, oft sogar aus kollektiver Selbstfürsorge erschuf, wie ge-

meinsame Mittagstische, Barackenunterkünfte, konnten kaum notdürftig bei der Verwirklichung eines Studiums helfen, wenn nicht ein eiserner, zäher Wille dahinter steckte. Oder man mußte, wie die jüngste Studentengeneration, die als Kriegskinder mit Kartoffelbrot und Kohlrübenmarmelade jahrelang auf Hunger und Entbehrungen trainiert hatten, sich einen Zuschuß als Werkstudent selber verdienen. Seltsamerweise blieben dies Begriffe, die den ehemaligen Frontoffizieren himmelweit fern lagen. Bei aller bewiesenen Feldtapferkeit konnten sich nur verschwindend wenige studierende Kriegskameraden durch solches Elend der Heimat durchkämpfen. Auch war wohl die politische Erregung gerade in diesen Jahren in Deutschland zu groß, als daß die Studierenden unter den ehemaligen Frontkämpfern ihre wirtschaftlichen Bedrängnisse anders zu überwinden hofften, als in radikalen Beschuldigungen gegen das werdende Neue, in feindseliger Bekämpfung der Republik. Mit Schlagworten erzeugt man in unzufriedenen Köpfen und hungernden Menschen immer Fanatismus. Ebenso wie die alldeutschen, völkischen Versicherungen gerade hier viele Anhänger fanden, daß man das zerrüttete Vaterland nur durch Bekämpfung der sozialreformistischen Republik retten könnte, also auch die Spartakisten, daß nur durch bolschewistischen Umsturz das deutsche Arbeitervolk einer schöneren Zukunft zuzuführen ist. Es putschte links, es rebellierte rechts, an den Maschinengewehren der Freischaren oder Verbände saßen in Mengen dem Universitätsstudium wieder

abwendig gewordene junge Frontsoldaten. Und als der erstarkende republikanische Staat im Innern mit seinen Widersachern fertig geworden, sorgten die verworrenen Grenzverhältnisse im Osten für die weitere Möglichkeit eines herrlichen Soldatentreibens.

Damals steckte Thein bei den Baltikumern. Nachdem lettischer Undank ihre Befreier von der Bolschewistenherrschaft wie überflüssig gewordene Söldnerbanden über die deutschen Grenzen abgeschoben, die Regierung in Berlin aber diese Formation als ungesetzlich und aufgelöst erklärt hatte, schmuggelten sich die Baltikumer in ganzen Abteilungen bei dem schlesischen Grenzschutz hinein. Nach der Abstimmung in Oberschlesien versuchte die Regierung die wie Schmarotzer im Pelz eingefressene Soldateska durch schwere Strafandrohungen auseinanderzusprengen. Doch wurden derartige Ordnungsversuche von monarchistischen Agrariern sabotiert, indem sie auf ihren Gütern und Vorwerken diese sogenannten schwarzen Verbände als Arbeitskommandos unterbrachten. Die verfassungsmäßige Regierung aber hatte ein wachsames Auge; um jede Möglichkeit der adeligen Gutsherren zu neuen Putschen abzudrosseln, griffen neue Verfügungen der Regierungen von Breslau, Liegnitz, Oppeln an ihre Landräte mit einem eisernen Kehraus durch. Die Anordnungen hatten den Charakter von Ausnahmegesetzen bekommen. Schlesien wurde unter Kriegsrecht abgeschnürt, die unerbittliche Volksgewalt zeigte eine Faust, mit der sie sich Ruhe zu schaffen entschlossen war.

Jetzt fanden sich Tausende deutscher Männer in des Wortes ganzer Bedeutung auf die Landstraßen geworfen. Ohne Geld. Ohne Verpflegung. Ohne Zukunft. Ohne Hoffnung. Und das Geschrei völkischer Parteidemagogen, welche die schwarze Soldateska als mit schnödem Undank mißhandelte Vaterlandsmärtyrer hinstellen wollte, schadete den armen Landstreichern nur noch mehr. Überall stießen sie auf Proletariermassen, selber arbeitslos, hungrig, unzufrieden, aber aus republikanischem Klassenbewußtsein in offener Feindschaft gegen die armen Elemente von Hakenkreuz und Stahlhelm. Um Unruhen zu vermeiden, schoben die Stadtämter diese umherirrenden Männer stets sofort als nicht heimatsberechtigt wieder ab. Es waren inmitten der Inflation jene Tage deutschen Mangels an nötigsten Lebensmitteln, wo jede Kommune in allen deutschen Gauen sich gegen Zuzug nur eines einzigen der armen Schlucker sperrte.

Bruno Thein mit zwei besonders treuen Leuten beschloß, sich nach Ostpreußen durchzuschlagen. Dort oben waren in Bruch und Sumpf soldatische Siedlungen entstanden. Dort oben gab es noch genug weite Moore urbar zu machen. Ein ehemaliger Offizier, noch dazu, wenn er willige Hilfskräfte mitbrachte, konnte hier oben immer zu einem neuen Arbeitsleben angesiedelt werden, wozu die Republik mit staatlichen Zuschüssen, Bauhilfen, Hypotheken, Vieh und Materialien half. Und hatte man es durch ehrliche Ausdauer zu den Grundlagen einer neuen Landwirtschaft gebracht, be-

willigte die Regierung auch noch weitere Prämien, um den Ansiedlern die Zukunft sorgenfreier auszugestalten. Das war die neue Siedlungspolitik. Das konnte jeden anständigen Kerl, so er im Bürgertum keinen Unterschlupf fand, doch noch locken. Um aber nach Königsberg hinaufzugelangen, brauchten die drei Leidensgefährten unbedingt einiges Geld. In dem abgerissenen Zustand ihrer feldgrauen Sachen, den mittelst eigener Künste mühselig zusammengeflickten Schuhen, wäre ein Tippeln auf den Landstraßen quer durch halb Deutschland nach dort oben gleichbedeutend mit Verhungern, Verkommen oder einer anderen Art Selbstmord gewesen.

Bei den aufgelösten Verbänden war es damals üblich geworden, um in den Besitz von Fahrtmöglichkeiten auf der Eisenbahn zu gelangen, sich mit militärischen Reiseausweisen zu versehen. Jetzt allerdings hatten diese Papiere keine Gültigkeit mehr. Zwar war deren Benutzung in hunderten gleicher Fälle noch gut gegangen. Aber man wußte auch, daß die Kontrollorgane der Eisenbahn hinter diesen Beförderungsschmuggel gekommen waren. Wen man mit solchen gefälschten Urlaubsscheinen der Reichswehr faßte, der kam wegen Urkundenfälschung und Betrug ins Gefängnis. Wer also auf solche Papiere noch reisen wollte, mußte die Folgen auf die eigene Kappe nehmen.

Thein strebte aus dem Waldenburgischen Kohlenrevier nach Breslau. Zunächst wollte er aber in einer der dortigen Grubenortschaften den Ingenieur eines Kohlen-

bergwerkes aufsuchen. Bei einem Jagdessen auf dem Gute, wo Bruno zuletzt mit seinen Leuten gelegen, hatte jener Mann, ein von völkischen Zielen begeisterter Anhänger, mit dem jungen Leutnant Brüderschaft getrunken, wobei sie sich Zusammenhalten in Not und Tod zugeschworen. Thein konnte sich nicht überwinden, die gefälschten Fahrtausweise zu benutzen, weswegen also jener Freund ihnen jetzt aus der Notlage heraushelfen sollte. Denn jeder Tag ihres Umherirrens auf den Landstraßen war nicht nur Zeitverlust, sondern Untergang.

Doch für alle Fälle schickte Bruno, in den nächtlich dunklen Straßen der kleinen Ortschaft angekommen, die beiden Leidensgefährten zu dem abseits liegenden Bahnhof voraus. Sollte er ihnen bis zu einer bestimmten Stunde weder Geld noch Nachricht schicken, ob ihnen der Ingenieur die Reisesumme geliehen, dann sollten sie allerdings versuchen, auf die Reiseausweise Fahrkarten bis Breslau zu lösen. Jedes weitere Zögern machte ihm die Leute ja mutlos.

Bruno selbst ging in den stockdunklen Außenstraßen auf die Suche nach dem Zechengebäude, in dessen Direktorsvilla, wie er wußte, der Bekannte wohnte. Vor dem Zecheneingang strahlten grell helle Bogenlampen über die Chausee gespannt. Ein prachtvolles Villengebäude enthielt sichtlich nur Dienstwohnungen der leitenden Herren. Einem rotbäckigen, wohlgenährten, livrierten Diener nannte Bruno seinen Namen. Einige Augenblicke später kam der Diener aber schon mit dem Bescheide zurück, der Herr Oberingenieur sei leider nicht

im Hause, er werde wohl noch im Werke tätig sein und in Privatangelegenheiten nicht erreichbar. Thein wandte sich in die nächtliche Stadt zurück, um in der erstbesten Kneipe eine ganze Anzahl seiner letzten Geldscheine für telefonische Anrufe zu opfern. Aber weder im Büro des Werkes noch auf der Zechenleitung wußte man den augenblicklichen Aufenthalt des Ingenieurs. Verzweifelt rannte Bruno wieder aus der Stadt und zur Villa hinaus. Dort vertraute er sich aus Bedrängnis über die verrinnende Zeit dem rotbäckigen Diener an, um diesem die Dringlichkeit seiner Unterredung klarzumachen. Achselzuckend bat ihn der Mann, nochmals einige Minuten zu warten. Aus bangen Minuten verging wohl eine Viertelstunde, bis der Rotwangige endlich zurückkam. Mit unbewegter Undurchdringlichkeit des guten Bedienten berichtete er nur, der Herr Oberingenieur sei noch immer durch wichtige Arbeiten abgehalten, es wäre überhaupt nicht voraussehbar, ob und wann er in der Nacht noch zu sprechen sein würde.

Plötzlich wußte Bruno, die Brudertreue hatte er dem andern nur für dessen Begeisterung und dessen eigene Belange geschworen. Sekundenlang versteint ob solcher Verleugnung, wobei ihm die Wuttränen in die Augen stiegen, fluchte er lauten Unflat. Und als der unschuldige Diener nur beschwörend die Hände hob, schlug er jenem unversehens die Faust ins Gesicht. Vor fassungsloser Wut aufschluchzend, rannte Thein davon, auf übermüdeten Füßen stolperte er durch das fast gehässig dunkle Städtchen. Bald schon an einer Straßenecke

prallte er auf zwei Männer. Er wurde bei den Armen gepackt, ihm war alles ganz egal. Um erst in dem Moment seine Nerven wieder zusammenzureißen, wo er erkannte, daß er von seinen beiden Kameraden abgefangen worden war.

„Was ist los?" schrie er sie an.

„Fort, fort, fort, fort! Nur raus aus dem verfluchten Nest! Weiter!"

Ihre Erregung stürzte in die seine. Nur rasch wieder Landstraßen unter die Füße bekommen, zwischen Wald und Deckungsmöglichkeiten sein! Ob sie denn keine Fahrkarten hätten? Nein. Aber Geld!

„Geld?"

„Ja doch, Geld! Hier ist das Geld, hier!"

Inmitten atemlosen Dahinwankens durch Nacht, Herbstnebel, unbekannte Gegend häuften sie ihm Geld in die Hände. Er stopfte die Geldscheine in die Taschen, eine ansehnliche Summe Geldes. In diesen soldatischen Bankrotteuren war die angedrillte und in Fleisch und Blut wie Religion übergegangene Disziplin noch das Beste, das ihnen immer noch einen gewissen Halt zum Guten, Treuen, Rechtlichen gab. Er war der Leutnant, ihr Vorgesetzter, ihm gaben sie Rechenschaft und übergaben, was auf unredliche Weise in ihre Hände gefallen war.

Der Beamte am Fahrkartenschalter des Bahnhofs hatte die Ausweise sofort beanstandet, drohte ohne weitere Erklärungen, sie verhaften zu lassen. Und gleich nahm er den Telefonhörer zum Ohr. Doch auch sie

waren schon in den Raum hineingestürzt, hatten im nächsten Moment den Mann zu Boden gebracht, wo er liegen blieb. Welches Glück, daß zu der späten Nachtstunde keine Menschenseele sonst beim Schalter anwesend war. Ihnen aber schoß gleichzeitig der Gedanke durchs Hirn, das vorhandene Kassengeld an sich zu reißen, als einzige Möglichkeit, um jetzt, trotz Verfolgung, weiterzukommen. Nach dieser Tat, die sie natürlich mit bebender Unruhe erfüllte, war es für sie zur schrecklichsten Qual geworden, in dem Städtchen erst noch auf der Lauer liegen zu müssen, um ihren Herrn Leutnant abzufangen. So waren diese Kameraden, das hätten sie nicht fertiggebracht, ihren Leutnant im Unglück sitzen zu lassen und mit dem Gelde zu türmen!

Jetzt hatte Thein weder Schluchzen noch Tränen. Der Hals war ihm zwar wie geschnürt, aber in Gegenwart der Kerle weint ein Leutnant nicht. Während sie sich gegenseitig anfeuerten, aufmunterten, stützten, Kilometer um Kilometer hinter sich brachten, hatte der in sich hineingrübelnde Bruno nur hin und wieder ein häßliches Auflachen zwischen den Zähnen. Denn bei jedem Schritt klang es in seinen Ohren: mitgegangen, mitgefangen, mitgefangen, mitgehangen.

Fast zwei Wochen lang schlängelten sie sich zwischen Landstraßen, Dörfern und Städten dahin. Geld hatten sie ja nun, und Geld ist immer die beste Deckung. Wo sie in den bescheidenen Gasthäusern nächtigten, konnten sie bezahlen; was sie kauften, um weiterzuwandern, machte sie nicht verdächtig. Thein verwaltete die Kasse

mit der selbstverständlichen Pflichttreue wie ein Zahlmeister. Bei unverdächtiger Gelegenheit bekamen sie alle drei für billiges Geld anständiges Schuhzeug. Hernach konnten sie sich sogar in irgendeinem kleinen märkischen Nest neue Hosen und Röcke auf den Leib passen. Das war eine Freude, eine Erquickung wie ein Bad! Der ganze Mensch hat gleich mehr Lebensmut, wenn er eine saubere und adrette Außenseite den Blikken seiner Mitwelt präsentieren kann. Und schon begannen sie, sich frei durch die auf dem Tippelwege liegenden Städte zu begeben. Und siehe, kein Mensch nahm an ihnen Anstoß, nicht einmal die grüne Sipo sah sie schief an. Also war das Sündengeld ihnen doch zur Rettung geworden? Nun beschwichtigten die armen Jungen sogar gegenseitig ihre Seelennot, denn ihre Tat konnte wohl gar nicht solche ungeheure Schlechtigkeit gewesen sein, wenn doch der liebe Gott sie mit Hilfe ihres Raubes selber schützte. Und in dieser steigenden Lebenszuversicht wagten die drei Kumpane, in der Gegend von Fürstenwalde einen der großen Überlandomnibusse zu besteigen. Sie bezahlten ja ihre Fahrt mit gültigem Gelde, und plötzlich waren sie im Herzen von Berlin.

Das im Brandungswirbel der Inflation hochschäumende Berlin nahm die Sünder gnädig und barmherzig auf. Berlin im Wirbel seiner Betriebsamkeit überspülte sie im selben Moment, gab ihnen Unterschlupf, bot wohl auch Arbeit, Halt, Rettung. Am gleichen Tage noch schob Bruno jedem der Kameraden an Hand der Ab-

rechnung den gleichen Teil vom Rest des Geldes zu; das war wie eine ordnungsmäßige letzte Ablöhnung. Der Traum vom gemeinsamen Siedeln in Ostpreußen war von der realen Wirklichkeit dieses Berlin weggewischt. Händedruck, Nasen entgegengesetzt, ein Schlucken ohne Tränen, eine treue, aber gefährliche Kameradschaft war auseinandergerissen. Drei armselige Schächer verkrochen sich, jeder allein, im Faltenmantel des Schicksalsgötzen Berlin.

Bruno Thein kam sich in den nächsten Wochen vor wie ein aus der Allgemeinheit losgesprengtes Stück Einsamkeit, Armseligkeit. In den Flutenströmungen der Inflation trieb er durch Not und Versuchung, um in Momenten völliger Hoffnungslosigkeit kaum noch moralische Kraft aufzubringen, sich vor dem herandrängenden Verbrechen zu bewahren. Er beneidete die vielen Invaliden in feldgrauen Röcken, die durch Vorzeigen ihrer zerschossenen Gliederstummel das Mitleid der Vorbeigehenden anbettelten. Ja, Thein interessierte sich in seiner Verzweiflung schon dafür, wie die sogenannten Schütteler ihren Schwindel zu mimen fertigbrachten. So kam er in der Prenzlauer Allee einem Mann in die Quere, der ihm ohne Umschweife die Frage stellte: „Suchste Pässe?“

Fast willenlos folgte ihm Thein in einen Bouillonkeller. Nach einigem Feilschen wurden sie handelseinig. Das heißt, der Mann verstand seinen Beruf und seine Kundschaft. Er neppte zunächst dem Bruno die gesamte Barschaft ab, dafür machte er dem grünen Kunden

aber logisch klar, daß immer gleich zwei Pässe notwendig wären, um allen Situationen gewachsen zu sein. Dann schlug er Thein wohlwollend derbe auf die Schulter und verschwand. Bruno hockte mit unangenehmen Empfindungen über seinem Glase Bier, denn vorerst war er nur sein Geld los. Aber ein Nachbar munterte ihn auf, ungeniert laut über die Tische zwischen ihnen redend, die Paßfabrik, wo der Zutreiber arbeite, mache ihre Sachen blendend. Und wirklich bekam Bruno nach nicht einmal langem Warten zwei Pässe in die Hand gesteckt, auf zwei verschiedene Namen lautend, deren Beschreibungen aber bis auf die besonderen Kennzeichen mit seiner Person übereinstimmten. Es war erstaunlich, diese Leistung.

Nun gelang es Thein sehr rasch, auf den Namen des einen Ausweises eine Stellung zu bekommen. Er wurde Anreißer bei einem Straßenfotografen. Es blühte gerade die neueste Mode, sich im Dahingehen auf der Straße kintoppen zu lassen. Neben dem Kurbelfritzen und der Kinokamera stehend, mußte Bruno die hübschen Damen in modisch kurzen Röcken, Liebespaare, Kinderfrauen mit ihren wie Äffchen herausgeputzten Sprößlingen der Reichen anhalten und zum Fotografieren animieren.

„Sie wurden soeben gefilmt. Drei Postkarten kosten nur eine lumpige Kleinigkeit!“

Und das Geschäft ging blendend. Der Filmer machte Massenumsatz. Thein verdiente an seinen Prozenten immer besser. Er fühlte sich durch diesen redlichen Ver-

dienst in seiner Selbstachtung gehoben und immer sicherer. Die Polizei, die jeden Tag mehrmals die Pässe aller fliegenden Straßenhändler revidierte, fand nie etwas an den Papieren des Emil Schmielinsky auszusetzen, evakuiert aus dem ehemals preußisch Posen. Bei den jungen Damen und Kinderbonnen fand er, nachdem er sich aus seinem ersten Wochenverdienst neu bekluftet hatte, sogar genügend Schmachtblicke fürs Herz und sonstige Avancen. Das Leben am Kinoapparat bot ein anständiges Auskommen, man handelte auch dabei unter der Hand mit Devisen; wenn der Betrieb so weiterging, konnte Thein sogar aufatmend an die Zukunft denken. Er wagte endlich, seinen Eltern nach Rostock einen kurzen Brief zu schreiben. Zwar mußte er sie bitten, ihm unter der Adresse eines Emil Schmielinsky ihre Mitteilungen zukommen zu lassen, wie er angab, weil er bei diesem Freunde wohnte.

Bis seine Ruhe einen derben Stoß bekam!

In einer Mittagsausgabe stand unter üblichen Tagessensationen, daß einer der beiden Kameraden des Bruno von der Polizei gefaßt worden sei. Eigentlich wegen ganz anderer Delikte. Aber in der Verwirrung seiner Verhaftung hatte der Mensch gleich den Raub an der Stationskasse eingestanden. Dieses Verbrechen war der Berliner Kriminalpolizei noch gänzlich unbekannt gewesen. Aber schon hatte sie deswegen auch den zweiten Mann gefaßt. Nun stand in allen Revolverblättern zu lesen, wie ein gewisser Leutnant Thein seine einstmaligen Untergebenen zu Verbrechen gezwungen, Menschen

hatte umlegen lassen, Kassen plündern, während der Räuberhauptmann selber in Berlin ein herrliches Luderleben führte.

Am gleichen Tage ließ Bruno seinen schönen Posten als Acquisiteur des Straßenfotografen im Stich. Dazu das wohlverdiente Geld seiner letzten Wochenprozente. Er hatte völlig den Kopf verloren. Fluchtartig mietete er sich in einem entgegengesetzten Stadtteil ein. Mit seinem zweiten Paß änderte er auch noch seinen bisherigen Namen, als könnte er durch solche Maskerade auch seinen wirklichen Adam auswechseln. Er zog in die Gegend zwischen Friedrichstraße und Lehrter Bahnhof. Hier wohnten besonders viele Kokotten, meist solche, die als Gewerbe Filmstatisterie betrieben, tagsüber in den Cafés beim Schiffbauerdamm wegen Engagement herumsaßen, nachts freien Eintritt in die teuersten Bars und Tanzdielen hatten. In diesen Lokalen waren sie sozusagen auch angestellt, indem sie vom Sektumsatz und den Cocktails des von ihnen geangelten Amüsiermännchens Prozente verdienten. Ein schweres Leben, das diese schlankbeinigen Schönen führten, denn die Konkurrenz in diesem leichtgeschürzten Beruf war sehr groß. Fand eine solche Filmkomparsin einen fetten Devisenschieber zum gelegentlichen Freund, so daß sie für einige Wochen dessen festes Verhältnis wurde, beneideten sie ihre Kolleginnen nicht minder, als wenn sie inzwischen Filmdiva geworden wäre. Aber sonst war dieses Straßenviertel, dessen Stuckfronten reihenweis alberne Balkone wie Vogelkäfige zierten, berstend ange-

füllt von drängender Arbeit und entschlossenem Willen zum Geldverdienen. Zuhälter gab es nicht, alles ging ehrenwert zu, die Männer, die hier lebten, sahen jeder wie ein leibhaftiger Großfürst aus, sie waren aber meistens Kellner, und im Nebenerwerb sehr tüchtige Schieber.

Thein wohnte bei einem Mädchen oder einem Fräulein. Die Unterscheidung bedeutete in dieser Gegend einen höheren Rang. Also das Fräulein vermietete von der ererbten elterlichen Wohnung, bestehend aus zwei Zimmern und einer Küche, das sogenannte gute Zimmer mit Bett und Wäsche an nur bessere Herren. Im Zimmer daneben schlief das Fräulein selber. Die Küche, darinnen sich Thein seinen Kaffee allein kochen mußte, war so winzig, als sei sie eigens nur für solches alleinstehendes Fräulein berechnet. Was die Vermieterin tagsüber trieb, wußte Bruno nicht. Es interessierte ihn auch wenig. Er hatte genug Lasten mit seinem eigenen Leben. Es wollte und wollte ihm nicht gelingen, wieder neue Beschäftigung zum Gelderwerb zu finden. Diesmal mußte es allerdings ein Posten sein, wo er nicht dem Anblick der öffentlichen Menge preisgegeben wurde. Gewissensnot und Menschenscheu stecken wohl meistens zusammen. Aber außer schillernden Versprechungen für Posten als Provisionsvertreter, oder als Hausierer mit Seifen und Parfümerien, fand er nichts, was einen knurrenden Magen füllen konnte. Und die letzten Devisenscheine mußte er für die Miete seiner Bude zusammenhalten.

Immer nach sieben Uhr abends kam das Fräulein in die Wohnung zurück. Dann hörte Bruno sie noch in jeder Nacht bis zu später Stunde an einer Nähmaschine arbeiten. Zuerst störte ihn die unaufhörliche Emsigkeit dieser Nähmaschine, umspann ihn gleichsam mit nervösen Selbstvorwürfen über seine eigene Untätigkeit. Schließlich aber faßte er die vage Hoffnung, daß es für ihn doch auch noch eine Kleinigkeit mitzuverdienen geben müsse, wo so emsig geschafft wurde.

Da begann er, sich um das Fräulein zu kümmern.

Als die Vermieterin erfuhr, daß ihr möblierter Zimmerherr stellungslos sei, hatte sie nur stirnrunzelndes, prüfendes Mißtrauen. In der darauf folgenden Aussprache schätzte aber das kluge Mädchen die haltlose Lebensunfertigkeit des großen, blauäugigen Jungen richtig ein. Aus seiner Hilflosigkeit und ihrer Hilfsbereitschaft kamen sich die beiden Menschen dann rasch näher.

Das Fräulein selbst stand sich für kleinbürgerliche Ansprüche ganz gut. Tagsüber versah es eine Konfitürenfiliale. Gewiß, ein kleines Lädchen war es nur, wie diese Frau überhaupt ihr ganzes Leben nicht gern auf große oder großsprecherische Verhältnisse aufzubauen liebte. Jenen Laden nun hatte ihr eine Konfitürenfabrik eingerichtet. Zunächst arbeitete das Fräulein ohne Gehalt, nur am Umsatz beteiligt. Allerdings auf ganz redliche Umsatzanteile, die sogar noch zur Einnahmehöhe gestaffelt waren. Vom Gewinnanteil des Fräuleins behielt sich aber die Konfitürenfabrik wieder-

um einen beträchtlichen Teil zurück, solange nämlich, bis die Filialleiterin die in einem Vertrag festgesetzte Kaufsumme für den Erwerb des Konfitürenlädchens abgearbeitet haben würde. Mochte die Gesamtsumme halsabschneiderisch hoch erscheinen, die Verpflichtung zum Bezug aller Süßigkeiten nur von der Vertragsfirma die Inhaberin auf lange Jahre kaufmännisch einengen, so war dieses Übereinkommen dennoch eine bemerkenswerte Wirtschaftsform der neuen Zeit. Kleine Fabriken organisierten und finanzierten sich selber den Detailabsatz ihrer Waren, weil beide Kleinpartner sonst vom amerikanisierten Konzerngiganten erwürgt wurden.

Das Fräulein war dennoch von Herzen zufrieden. Die Inflation hatte ihre Umsätze und damit ihre Gewinnanteile ungeheuerlich ansteigen lassen. Das Mädchen konnte sich im guten Sinne zu den Inflationsgewinnlern zählen. Schon war die Frist absehbar, zu welcher das Geschäft als ihr alleiniges Eigentum erarbeitet sein würde. Damit schien ihre Zukunft gesichert. Um sich nebenher ein übriges zu verdienen, denn als Geschäftsinhaberin wollte sie gleich einige im Laden unumgänglich notwendige Verbesserungen vornehmen lassen, nähte die tüchtige Person des Nachts. Von Beruf war sie nämlich Wäschenäherin. Ein Gewerbe zwar, in welchem die kleinen, fleißigen Mädchen bei mühseliger Arbeit nur gering bezahlt werden. Jetzt aber, wo sie aus eigenen Mitteln selbständig allerfeinste Damenwäsche fertigte, wie solche im Fabrikbetrieb nicht gleichwertig hergestellt wird, erzielte sie stückweis

einen erstaunlichen Nebenverdienst. Seitdem der Luxus infolge der Geldentwertung alle Begierden entfesselte, rissen sich die Geschäfte des vornehmsten Westens um die intimen Spitzenmodelle, die als teuerste Renommierstücke in den Schaufenstern des Kurfürstendamms ausgestellt lagen.

In den Ohren des haltlos umherirrenden jungen Lebensvagabunden erklang eine seltsame Musik. Ein Menschenkind pries in seinen kleinen, engen Wänden die stille Zufriedenheit, die aus einem Wenig an Besitz und von geregelter Arbeit kam. Ein Menschenkind war dem Leben dankbar, darinnen es eine kleine, gesicherte Zukunft erworben hatte.

Gewiß war nun das Fräulein nicht mehr jung. Oder doch etliche Jahre älter als Thein, dazu auch von Herkunft und Bildung nicht solchem Wesen entsprechend, um ihm zu gefallen. Dennoch reizte sie ihn. Die Musik aus ihrer stillen Zufriedenheit, die Ruhe, welche ihre Lebenssicherheit um ihre kleinbürgerliche Enge auszubreiten wußte, alle diejenigen wünschenswerten Daseinssicherungen, die seinem Leben fehlten, die reizten ihn. So kam es, daß der junge Mann sich zu dem Weibe hingetrieben fühlte, und daß sie sich einander hingaben.

Hilde Möbius hieß sie. Ihn kannte sie nur unter seinem falschen Namen Heinz Bienaimé. Gebürtiger Elsässer, Optant für Deutschland, von Frankreich ausgewiesen. Dies alles bestätigte sein Paß. An dem Dokument konnte sie nicht zweifeln, ihm irgendwie zu mißtrauen bekam sie nie Grund, weil er seine Vergangen-

heit sonst genau so schilderte, wie sie sich wirklich abgespielt hatte. Er gab auch zu, irgend etwas Strafbares als Baltikumer ausgefressen zu haben, weswegen er der Polizei gerne aus dem Wege ginge. Mit der Lebenserfahrung der gereiften Frau war sie taktvoll genug, nicht weiter in sein Geheimnis einzudringen. Aber in dieser Abgeklärtheit war sie auch entschlossen, die glückliche Gemeinschaft mit ihm nur auf der Basis restlosen Vertrauens zu gründen. Und dennoch war sie längst so blind in den großen Jungen verliebt, daß sie unter seiner wiedererwachten flotten Sicherheit seinen haltlosen Charakter vergaß, der sich nur in ihrer kleinbürgerlichen Sorglosigkeit ausruhte.

Mit den vornehmen Kokotten, von denen sie natürlich viele aus der Straßengegend gut kannte, die sie um ihren Liebsten, den ehemaligen Offizier, allesamt beneideten, sprach sie natürlich auch über seine mißliche Lage. So aber sind die Menschen hier, in aller Not stets auf Glanz neidisch und erpicht, in eigener Not dem Glanze hilfsbereit. Sie überlegten wohl alle, wie dem hübschen Bengel, dem ehemaligen Leutnant, zu anständiger Stellung und Verdienst verholfen werden konnte. Im Handumdrehen vermittelte dem Bruno eine jener schönen Filmstatistinnen eine Anstellung in einem der großen Nachtlokale der Jägerstraße. Ein Betrieb, wo hochnoble Herrschaften ihre Inflationsgewinne schnell wieder verjubeln konnten. In der Tanzabteilung des Etablissements, dem noch eine Bar, ein Kabarett und ein Kaffee angegliedert waren, bekam Thein für einen

Rayon von etwa dreißig Tischen die Stellung des Empfangsherren. Bei Eignung hatte er hier beste Aussichten auf Vorwärtskommen; ehemalige Offiziere waren wegen ihres guten Auftretens besonders gesucht. Des Nachmittags wurde der Dienst im Cutanzug verrichtet, für die Abendarbeit mußte er sich allerdings einen pikfeinen Smoking anschaffen. Für dessen Kosten kam Hilde Möbius auf. Sie war beglückt, denn er sah darinnen wirklich aus wie ein ehemaliger Gardeleutnant, besonders wenn er, was vom Geschäftsbetrieb gewünscht wurde, ein Monokel ins Auge klemmte. Sein fester Monatslohn war allerdings nicht ebenso glänzend, doch wurde ihm von besoffenen Neureichen, besonders aber zu vorgerückten Morgenstunden von deren Damen, die ihn für einen besseren Gigolo halten mochten, manches hochnoble Douceur in die Hände gestopft, meist in Devisen.

Nachdem das kluge Mädchen zielbewußt auch den Liebsten in eine geordnete Lebensbahn hineingesteuert hatte, wurde Hilde Möbius schwanger. Auch dieses neue Wunder betrachtete sie als Glücksfolge und ganz hineingehörend in den kleinen Kreis ihrer Zufriedenheit. Natürlich hätte sie deswegen auch zu einer der unzähligen weisen Frauen oder zu den Großstadtärzten gehen können, die solche Liebesfolgen wegbrachten. Aber Hilde Möbius hatte ihren Heinz Bienaimé viel zu lieb, sie traute ihm keinerlei Unaufrichtigkeiten in seinen Absichten zu. Wenn er immer noch keine Anstalten zur Vorbereitung ihrer Heirat traf, konnte ihn nur die ge-

heimnisvolle Vergangenheit von der Ordnung der gemeinsamen Zukunft abhalten. Hat ein Mensch aber irgend etwas auf dem Kerbholze, geht er doch unbedingt einmal zu einem vertrauenswürdigen Anwalt; wenigstens war das hier in der Gegend so üblich, weil hier die Menschen alle keine Engel waren. Hilde Möbius wußte auch die Adresse eines ganz erstklassigen Strafjuristen. Von diesem Anwalt war bekannt, daß er offen zu sagen pflegte, ob der Hilfesuchende aus der Sache herausgewickelt werden könnte. Und das war es, worauf Hilde Möbius hinaus wollte! Klarheit um jeden Preis! Wog die Sache ihres Liebsten zu schwer, nun, auch dann hielte sie auf Gedeih und Verderb zu ihm. Die Größe wahrer Liebe klingt eben bei einem kleinen Konfitürenfräulein zu alltäglich.

Allerdings ging Thein auf ihr Drängen zu jenem Anwalt. Gewiß, er ging hin, aber er sagte der Hilde nichts davon. Ach, er hatte ja das ganze Versteckspielen tränendrängend satt. Die Monate der Lüge rissen das Verlangen in ihm auf, einmal nur wieder er Selbst sein zu dürfen! Nicht Schutz suchte er, nein, schützen tat ihn sein falscher Paß, aber einem Menschen sein Herz rückhaltlos ausschütten zu dürfen, das tat ihm not!

So saß der ehemalige Baltikumer, der völkisch eingeschworene Offizier vor einem Herrn Doktor Cohn. Fiebernd in seelischer Bedrängnis, schambeladen zog er sich den Lügenmantel vom Gewissen herunter, und der kleine, dickliche, bewegliche und doch stille und freundliche Herr half ihm, bis er sich aus dem Dreck von

Egoismus, Verführung und Verrat herausgefunden. Die Tragik kennt keine Paradoxe, im Gut oder Böse des Menschenherzen gibt es keine Unterschiede, ob Christ oder Jud. Und gerade an jenen Punkten, wo Thein noch jetzt schwer mit der Wahrheit rang, wo er früher die sogenannte Offiziersehre in großartigsten Tönen wie eine Monstranz über alle anderen Ehren gestellt, da half ihm der Doktor Cohn, die richtige Einstellung zu Recht und Unrecht zu finden. Dabei war dieser Doktor Cohn plötzlich genau so jung wie Thein, genau so menschlich. Mittendrin waren sie beide im Erzählen ihrer Felderlebnisse. Über die Kuriositäten zwischen den Kulissen des schaurigen Kriegstheaters suchten sie gemeinsam ihr erschütternd befreiendes Lachen, dessen Tränennähe nur der Frontsoldat voll begreifen kann. Danach erzählte ihm Doktor Cohn offen und ohne Bitterkeit, wie er drei Jahre lang als gemeiner Muskote in den vordersten Schützengräben gelegen, drei Jahre als tapferer Soldat seine schaurige Pflicht getan, ohne über die unterste Charge hinwegbefördert zu werden, während seine Standeskameraden allesamt Offiziere geworden waren. Und sogar für die antisemitische Anschauung seines einstigen hohen Herren an der Bataillonsstrippe hatte der Doktor lächelnd Verständnis. Thein saß doppelt beschämt, aber voll immer wachsender Zuneigung und Vertrauen vor diesem seltenen Menschen. Das war es, was den Mann zu dem hervorragenden Strafanwalt prädestinierte, was ihn als Mensch wie Juristen mit dem rückhaltlosen Vertrauen seiner Klienten ebenso wie sei-

ner Gegner auszeichnete, eine edle Erkenntnis, in jeder menschlichen Handlung zuerst danach zu suchen, ob nicht sogar das Schlechteste nur aus irrenden Kräften des Guten abgebogen ist. Denn des Menschen Seele ist Teil von Gott; und Gott ist das Gute. Der Mensch also ist gut.

Als Thein sich nach fast zwei Stunden mit festem Händedruck von dem Doktor verabschiedete, hatte er dem Anwalt versprochen, allerschnellstens aus Berlin zu verschwinden. Möglichst weit irgendwohin auf flachestes Land. Der Anwalt wollte verhindern, daß Thein jetzt mit falschen Pässen und unangemeldet in die Hände der Polizei fiele. Dadurch würde man sich verleitet sehen, seine winzige Mitschuld an dem oberschlesischen Fall ungünstig aufzubauschen. Um so mehr die von allen Seiten befehdete Justiz von den verschiedensten Extremen der politischen Leidenschaften gedrängt wurde, anstatt Recht zu sprechen nur weithin sichtbare Exempel für parteiliche Weltanschauungen zu statuieren. Der Anwalt aber wollte versuchen, an Hand einer aktenmäßigen Beweisführung die sogenannte Mitschuld seines Klienten von der eigentlichen Tat als nichts denn eine Notfolge abzusondern. Er zweifelte gar nicht daran, daß nach solcher Klärung für die Geringfügigkeit dieses Vergehens irgendein Amnestieparagraph Straferlaß bestimmte. Und wenn nicht heute, so doch morgen. Also nur schleunigst raus aus diesem Berlin!

So gab der jüdische Anwalt einem durch Irrtümer,

Verwirrung und Ängste immer mehr aus dem guten Kern seines Charakters herausgedrängten Menschen Rückgrat und Halt und Hoffnung am Leben wieder. Jetzt besann sich Thein eines Briefes, den er von dem einstigen Freunde und Kriegskameraden Hinkeldey durch Vermittlung seiner Eltern zugesandt bekommen. Wie hätte er damals unter falschem Namen dem Johannes darauf antworten sollen? Heute dagegen war ihm der Besitz der Adresse wie eine gütige, höhere Fügung. Ja, bei diesem Freunde und Kameraden Johannes Hinkeldey würde er ein neues Leben beginnen können, Halt im Guten finden, um Wurzeln aus der Kraft des Schaffens tief in die ländliche Erde zu senken, in neue, bessere Zukunft.

Am Tage vor der Abreise aus Berlin machte ihm der Doktor Cohn noch eine überraschende Freude. Die Untersuchungen im Falle des umgelegten Eisenbahnassistenten hatten ergeben, daß dieser vor Schreck nur in eine Ohnmacht gesunken, außer einem Nervenschock aber ohne ein gekrümmtes Haar davongekommen war. Infolge der rückhaltlos ehrlichen Aussagen seiner beiden ehemaligen Leute war Thein auch vom Verdacht der Mittäterschaft bei der Beraubung der Stationskasse entlastet. Die Teilnahme am Rauberlös galt kriminalistisch nur als Notakt einer Tatfolge, bei deren Winzigkeit die überlastete Justiz wohl kaum eine energische Verfolgung des Beschuldigten betreiben würde. Der Anwalt freute sich zu dem raschen Verschwinden seines Klienten aus den Fängen Berlins, er wünschte ihm eine

baldige Amnestie, darüber hinaus aber herzlich Glück für eine geordnete Zukunft.

Dieses waren die Bedrängnisse des Bruno Thein. Dies war die Beichte in einer Frühjahrsnacht vor dem blinden Freunde Johannes Hinkeldey. Es war, wie etwa ein jüngerer Bruder dem älteren seine Not anvertraut, damit das frühere Verstehen zwischen ihnen wiederhergestellt werde. Bruno erwartete wie eine Absolution die Freisprechung, nie aus Schlechtigkeit schuldig geworden zu sein.

Der blinde Johannes hatte stundenlang in seiner stillen Art zugehört. Kaum eine Geste ließ erkennen, was er dachte, selten einmal, daß er mit einer klärenden Frage den Bruno unterbrach. Nur war er mehrmals aufgestanden, behutsam leise im Zimmer umhergegangen, meist beim Fenster stehen geblieben, als könnte er mit seinem blinden Angesicht aus der Undurchdringlichkeit der Nacht irgendein befreiendes Wort herausholen. Dort beim Fenster stand er auch wieder, nachdem Thein schon lange geendet. Wartendes Schweigen lag im Zimmer. Bis die Worte vom Fenster herkamen, langsam, bedrückt:

„Dort in Berlin hast du allerdings eine schwere Schuld hinter dir gelassen . . ."

Bruno fuhr zusammen. Die Anklage kam so schmerzvoll, er fand keine Antwort.

„Das mit der Hilde Möbius wiegt schwer, schwer . ."

Bruno hielt die Lippen gepreßt. Johannes fuhr fort: „Ob sie das Kind schon hat?"

Zögernd würgte der Jüngere: „Das — das — das weiß ick wirklich nicht."

„Schlimm, schlimm, Bruno. Um so schlimmer!"

Danach blieb eine Stille, die wie Spinngewebe sich um die Schläfen zu legen schien. Bruno mußte sich mehrmals über Stirn und Augen wischen. Plötzlich sagte Johannes: „Es ist schrecklich, du weißt nichts von ihr und ihrem Kind, und sie weiß nichts von dir. Sie weiß nicht einmal, wie du heißt, nicht wo du bist, und hat doch ein Kind von dir . . ."

Wieder troff die Stille. Dann ging der Blinde im Zimmer umher. Dieses tastende und doch wieder so sichere Hin und Her, vom nachtschwarzen Fenster zur entgegengesetzten Wand, hinüber, herüber, das wurde dem Bruno so unheimlich wie der Pendelgang des mahnenden Gewissens. Auf einmal blieb der Blinde bei Bruno stehen: „Laß uns darüber klar werden, was nun weiter werden soll. Wie weiter? Alles?"

Aus diesem unterdrückten Schrei schien eine wehe, eine verlorene Hoffnung des Blinden selbst zu stöhnen. Bruno wurde darüber noch mehr verwirrt, er stammelte: „Ja was denn? Gewiß, sie war schwanger, gewiß hätte ich sie geheiratet —"

Noch hoffnungsärmer sagte dahinein Johannes: „Und du bleibst an sie gebunden . . ."

Jetzt sprang Thein hoch. Er schrie: „Nein! Nein! Nein!"

„Bruno, es ist schrecklich, das Mädchen hat dich

wirklich lieb gehabt, das war Liebe! Und nun das Kind . . ."

„Nein! Nein! Nein! Zurück gehe ich nicht! Zurück kann ich nicht! Johannes, bedenke nur jene Enge! Zwei Zimmer, der Konfitürenladen, die Nähmaschine. Ach, Johannes, was soll ich in Berlin? Arbeitslos, oder zurück in die Pöbelkneipen? Und Nähmaschine, zwei Zimmer, Laden, und dazu noch ein Kind, nein, Johannes, verlange das nicht!"

Johannes drängte die Hände des Freundes von sich. Dabei stand er nach vorn übergebeugt, als stiere er vor sich in den dunklen Abgrund hinein. Er sagte verzweifelt: „So treiben wir Kameraden wurzellos umher. Und die Menschen sind wie Raubtiere geworden, zerfetzen sich gegenseitig, lauern, was es weiter hinunterzuschlingen gibt. So sind wir alle Losgesprengte geworden! Wie nur weiter? Was soll werden?"

„Laß mich hier!"

Während dies bedrängt von den Lippen des jüngeren Mannes kam, Bruno sich jedoch mit keinem Schritt auf Johannes zu getraute, weil er den blinden Freund nie zuvor so haltlos und zerrissen gesehen, machte plötzlich der Hinkeldey zwei rasche Schritte zur Tür. Und stieß die Tür mit einem einzigen Ruck zum eisigen Flur hinaus auf. Mit gesenktem Kopf im offenen Türrahmen stehend, lauschte der Blinde, und nickte dann schwer. Er nickte mehrmals, als habe er genau das gehört, was er befürchtete. Er zog dann traurig die Tür wieder zu, ging leise nach dem jüngeren Kameraden hin, zog ihn

zum Tisch, setzte sich auf seinen Stuhl unter der Lampe, sagte flüsternd, als vertraute er dem Freunde sein eigenes Geständnis: „Natürlich bleibst du hier ..."

„Johannes!"

„Ich will nicht lügen, ich werde natürlich mitschuldig an jenem Mädchen. Aber ich kann dich ja hier gar nicht weglassen. Bruno, ich bin ja selber wurzellos, fremd, haltlos, und dazu ach so wehrlos im Kampfe gegen das Leben rundum! Warum läßt man solche kriegswunden Krüppel überhaupt weiterleben? Nun brauche ich dich, ich brauche einen Freund, der für mich sieht! Was kümmert mich das Mädchen dort in Berlin, ich hier kann dich nicht entbehren! Bleib! — Solange wir beide noch die Achtung vor uns selber behalten, wir armen Kameraden ..."

V

Wie steht der Dollar? Wie steigen die Aktien? Hausse, Hausse, Hausse!

Ein Laib Brot fünfzehntausend Mark. Brotpreiserhöhung, ein Laib Brot dreißigtausend Mark! Und Fleisch, und Butter, und Schuhe und Kleider? Schiebt! Schiebt! Es lebe, wer, befreit von Bindungen der Moral, die große Ruchlosigkeit begriffen!

In den deutschen Städten tanzten Menschen ums goldene Kalb, ihr Götzendienst war die Litanei des Börsenkurses. Sie erschoben in gewissenloser Habgier Tag und Nacht Vermögen, soffen, fraßen, praßten Tag und Nacht aus erraffitem Überfluß. Im Hause daneben, ach was, im Zimmer daneben hockten dumpf verzweifelt arbeitslose Menschen; Kinder, unbenennbar an Zahl, hungerten, Kinder wurden hohlwangig vor Darmleere; und alte Rentner legten sich einfach verhungert ins Bett und kamen um. Das Elend mit Straßenkrawallen, Selbstmordepidemien, öffentlichen Massenspeisungen grinste durchs Land. Lehrlinge aber spekulierten in Industrieaktien und tranken Sekt. Hausdiener schoben Devisen auf Halbpart mit der Gnädigen. Gymnasiasten handelten mit Autos. Angesehene Juristen finanzierten Lebensmittelschiebungen, Geheimräte und Dichter wurden Terrainspekulanten, die Chefs der Handelsfirmen aber taten alle diese Manipulationen zusammen und mit staatlich konzessionierter Großhandelserlaubnis.

Doch das Volk verhungerte. Wie sollte es auch die Lebensmittel zu essen bekommen, die hin und her verschoben wurden, damit nur recht viele Gewinnpartner profitieren konnten; nachher war die Ladung Butter, Fleisch, Schmalz, Mehl doch verfault. Wer aber gar Devisen besaß, der hatte seine Finger mit am Börsenkurs. Wer gar Devisen besaß, der konnte unter der Hand ganze stillgelegte Industriewerke ramschen, oder von einem Trödler Bestände der aufgelösten Heeresbranche aufkaufen, komplette russische Schlachtflotten als Alteisenmaterial, Kanonen inbegriffen.

Auf dem Lande hinkte man natürlich wieder hinter dem Rennen her. Man begriff immer noch nicht, wenn über Nacht, während doch eigentlich jeder Mensch geschlafen hatte, schon wieder alle Werte wertloser geworden waren. Doch blieb den Bauern kein Ausweg, als ein Stück Zuchtvieh nach dem anderen, dem in der Not schon das letzte Saatgut als Futter vorgeworfen war, dem Aufkäufer zum Schlachten zuzutreiben. Denn durch Kleie allein sind weder Rind noch Schwein am Leben zu halten, für Trockenfutter und Winterstreckfuttermittel aber sollten beim Händler Milliarden Papiermark bezahlt werden, Summen, die kein Bauernverstand begriff, viel weniger zu verdienen wußte. Was also noch als Vieh abgemergelt und unruhig in den Ställen an den Ketten riß, mußte so rasch wie möglich zum amtlichen Höchstpreis verkauft werden, ehe es vor Hunger ganz krepierte. Überhaupt die amtlichen Höchstpreise! Daß jeder Wurstzipfel zu amtlichem Höchst-

preis verkauft werden mußte, ansonsten der verkaufende Bauer als Verbrecher mit Gefängnis bedroht wurde, das ging in keinen Bauernschädel hinein!

Also rutschte man verzweifelt abwärts. Ochsen, Jungtiere, Schweine, und schließlich auch die Kühe aus dem Zuchtbestande, was man heute noch zu halten gehofft, mußte morgen dem Aufkäufer zugetrieben werden. Aber die phantastischen Papiermilliarden bekam man trotzdem nicht beisammen, um die Wirtschaft und Frühjahrsbestellung und alles ländliche Drum und Dran in Gang zu halten. Denn außer Saat, Phosphat, Gerätschaften und Kleinkram mußte man auch Löhne für das Gesinde aufbringen. Aber der Tagelohn eines Kleinknechtes war ja mehr Geld, als die Landesfeuerkasse den ganzen Bauernhof versicherte. Und die Löhne der Leute waren amtlich, genau wie Dollarkurs, Lebensmittelpreise und Steuern.

Die kleineren Landstellen, namentlich drüben in der Geest, waren mittlerweile natürlich allesamt verkracht. Die alten Besitzerfamilien waren von der Unglücksflut irgendwohin ins deutsche Land gespült. Hatten die Altsassen ihre Häuslereien oder Büdnereien nicht freiwillig unbekannten städtischen Spekulanten verkauft, waren sie sicher erst vom Gerichtsvollzieher leergepfändet worden bis zum letzten Kuhschwanz, danach subhastiert, zwangsversteigert worden. Die großen Bauerngewese, Büdnereien und Höfe konnten sich auch nur verzweifelt halten, indem sie restlos ihre natürlichen wie altererbten Werte auskehrten. Vieh, Fleisch, alte Möbel, Butter,

Eier, Geflügel, alte Truhen und Stahlstiche, Speck, Seidentücher, silbernen Bauernschmuck, Obst, Kartoffeln, sogar alte Türflügel und Dielenschränke nahmen ihnen die umherwimmelnden Aufkäufer ab.

Mal hin und wieder blieb die Mark stehen. Wenn die Mark stand, war es, als überlegten die Schieber einen neuen Raubzug. Aber bitte, was sollte man auch mit den Haufen Papiergeld machen, wenn morgen schon die Mark wieder fallen konnte?

Inzwischen hatten die Bauern gesehen, wie sich die Herren Großgrundbesitzer auf den Gütern zu rangieren begannen. Zwar wußte man nicht, daß die in den Städten sitzenden adeligen oder sonstigen Grundherren sich meist nur durch teuer erkaufte Börsenmaßnahmen, Wechseldiskonte oder andere Bankhilfe zu schützen verstanden; trotzdem glaubte man mit seinen Papiergeldhaufen es diesen großen Vorbildern nachmachen zu müssen, um reich, unmäßig reich, um selber wie die Großgrundbesitzer zu werden. Also stürzte man sich auf Maschinenkäufe. Hier wurden elektrische Betriebseinrichtungen angelegt, dort technische Anlagen geplant, alles unter dem Schlagwort, daß der rationalisierte Betrieb Löhne einsparte. Jeder Bauer begann sich aufzuplustern, redete von Traktoren, Motorpflügen, Trockenstallanlagen, als bewirtschafte er ein halbes Fürstentum. Und plötzlich tat jeder kleine Landwirt wütend, als wenn das Gerede von der Geldstabilisierung eigens erfunden worden wäre, um den endlich erwachten Bauern um seinen Gewinn und Fortschritt zu bringen.

Nun erst war ganz Deutschland wie ein einziges Irrenhaus geworden.

Das war die Zeit, zu der der blinde Johannes Hinkeldey in die Ecke geschoben wurde als das allerwertloseste Gerümpel. Unnützer als ein hilfloses Kind saß er herum. Er war zweckloser geworden als die Hauskatze, wertloser als ein Bund Stroh, aber auch wehrloser in diesem niederstampfenden Lebensgetriebe denn ein Kellerwurm. Der nutzlose, überflüssige blinde Mensch versank geradezu in seinem Hader mit sich selbst, erstickte fast in seinem Mißtrauen gegen den Freund und gegen die Frau.

Und der blinde Bauer Johannes Hinkeldey saß eingehüllt in weltfremder Einsamkeit an seinem Fenster in der Wohnstube und hörte, wie ihn die Menschen einen beneidenswerten Glückspilz nannten. Ja, meinten die Leute im Dorf, neidisch geworden unter dem Druck ihrer furchtbaren Tagessorgen, Kinder und Blinde haben eben ihren von Gott gesandten Schutzengel.

Aha, der Bruno Thein nämlich schwamm längst in der trüben Flut der Zeit umher wie ein Geschöpf in seinem Urelement. In der furchtbaren Bedrängnis des Hinkeldeyhofes hatte er plötzlich herausgeklügelt, wie man mit dem Einsatz landwirtschaftlicher Erzeugnisse selber an den Dollarkursen mitprofitieren konnte. Seitdem durfte sich kein Aufkäufer mehr auf dem Hofe sehen lassen. Beim Hinkeldey ließ man sich nicht mehr begaunern! Was man an Werten besaß, was man erzeugte, züchtete, erntete, das war ja gerade das gegebene

Mittel, um die Menschen auszupowern, anstatt sich selber bestehlen zu lassen.

Ja, auf dem Hinkeldeyhofe war man durch den Freund des Bauern längst obenauf! Wie beneidete man den Blinden um diesen Mann, der nicht nur die Hände hatte, um die Zeit mit richtigem Griff an der Gurgel zu packen, sondern auch den hellen Zeitverstand besaß, um den raffinierten Zeitschlichen mit noch gerisseneren Kniffen den Erfolg zum Reichwerden abzujagen! Und wo dem Herrn Leutnant, wie er jetzt im Dorfe und bis nach Husum hinauf hieß, die bäuerliche Erfahrung mangelte, stand ihm die Bäuerin vom Hinkeldeyhofe, die schlaue Katrin, als rechte Ergänzung zur Seite. Ja, der blinde Hinkeldeyhannes konnte wohl mit seiner stillen Ruhe am Fenster sitzen! Wie beneidete man ihn, diesen Glücksvogel!

Immer öfter fuhren Katrin und Bruno gemeinsam in die Stadt. Besonders in Husum, aber auch in dem kleineren Büsum bekam man im Handumdrehen genug Verbindungen, um direkt mit den Herren Filialagenten der großen Berliner oder Hamburger Lebensmitteleinkaufsfirmen seine Abschlüsse zu tätigen. Wenn man mit Dollartabellen, Kursnotierungen, amtlichen Preisstatistiken nur auf dem richtigen Quivive war, dann schöpfte man dort mit an der Quelle des börsenmäßigen Rummels. Die Offerten in Schinken, Speck, Eierlieferungen, Buttermengen, über den Ertrag der künftigen Ernte, die noch auf dem Halm stand, alles wurde hier vertraglich schwarz auf weiß abgeschlossen. Und aus diesen Ab-

schlüssen floß das Geld nur so auf den Hof. Jedesmal wenn Katrin und Bruno aus Husum oder Büsum zurückkehrten, brachten sie Summen Geldes in ihren Taschen mit, die alle Begriffe vom Reichsein überstiegen. Meistens drängte man ihnen schon als Vertragsanzahlung Teilsummen für Erzeugnisse auf, die erst geerntet werden mußten, für Vieh, das erst noch auf den Weiden übersommerte, Schweinelieferungen, die noch im Stalle schlachtreif gemästet werden mußten. Es war geradezu lachhaft, daß man erst jetzt dahinterkam, wie auch der Bauer seine Landwirtschaft als kaufmännischen Betrieb aufziehen, sich organisatorisch umstellen mußte als Erzeuger kaufmännischer Waren, fast genau wie die Fabrikherren in der Industrie dies waren. So machten es ja die Großgrundbesitzer schon immer! Der Großhändler hatte die Erzeugnisse bei der Lieferung abzunehmen nach dem beim Vertragszuschlag vereinbarten Dollarpreis, umgerechnet zum amtlichen Börsenkurs des Liefertages, so daß sich der Bauer den Deubel darum zu scheren brauchte, ob die Mark stand, stieg oder fiel.

Ehe noch die Herbstnebel wallten, die Ernte gedroschen, das Vieh in die Ställe eingetrieben, kamen auf den Hinkeldeyhof Sachwerte herein, fast genau wie bei den Gutsbesitzern. Denn Sachwerte mußte man allerdings für das viele Papiergeld anschaffen, um die Gewinne daraus zu realisieren. Thein war berauscht von stolzen Schlagworten, die hießen Goldwerte, Betriebsinvestationen, Wirtschaftsaufbau und ähnlich. Thein pries jetzt den wirtschaftlichen Schachzug der Inflation.

Und es kamen Dreschmaschinen, Motorpflüge, auswechselbare Motoreggen und Hackmaschinen. Auch zwei Traktoren hatte er sich auf Rat des städtischen Vertreters der Maschinenfabrik bestellt, als unumgängliche Kraftersparnis der modernisierten Landwirtschaft. Maschinen waren ja so billig, und Bruno wog voll Übermut am liebsten die Millionenscheine ab, anstatt sie erst einzeln zu zählen. In Husum, Marne und Büsum galt Thein aber auch als großartiger Mann, und Katrin erlebte dies alles voll Genugtuung und Bewunderung mit ihm.

Im Hofe standen allerdings alle diese neuen Dinge fremd, starr, gefühllos, oder auch sinnlos. Sie standen herum, als wüßte man gar nicht, wie man sie bei der Kleinheit des bäuerlichen Betriebes überhaupt verwerten sollte. Sie standen herum, daß der blinde Hinkeldey seine gewohnte Wegsicherheit verlor. Vielleicht war dieses im Wegestehen daran schuld, daß der Blinde sich um die fremden Maschinen mit verbissener Feindseligkeit herumtastete, obwohl er immer wieder mit anhören mußte, wie ihn die von Sorgen beladenen Leute im Dorfe auch darum beneideten. Kaum wagte es Johannes, den Bruno darauf hinzuweisen, wenn man schon die eingehenden Gelder in Hast wieder zu sachlichen Gewinnen realisieren müßte, lieber erst die Gebäude ausbessern zu lassen. Er beschwor ihn fast darum; denn darinnen wußte der Blinde Bescheid, wie reparaturbedürftig die Scheunen, vor allem aber die Stallungen nach fast neunjährigem Verfall geworden waren. Fast

flehend machte der blinde Bauer den Freund auf die schadhaften Schindelbedachungen der Wirtschaftsbauten aufmerksam.

Gut! Gut! Bruno sah dies durchaus ein. Schon am nächsten Tag verhandelte er in Marne mit einem Maurermeister. Der bewies ihm nun, daß es vom praktischen wie finanziellen Standpunkte gleich das Beste wäre, die Gebäude auszubauen, die massive Scheune zu vergrößern, um Raum für künftigen Betriebsaufbau zu gewinnen. Bruno erkannte, daß seine Maschinen erst einmal unter wettersicheres Dach kommen mußten, die elektrischen Anschlüsse zu schaffen waren, sollten die Betriebsumstellung und damit die Vergrößerung des Hofes zur Tatsache werden. Rundum in der Marsch bauten ja auch schon eine ganze Reihe Höfe derartig für eine großartige Zukunft!

Gegen solche Pläne lehnte sich aber der Blinde auf. Er nannte die ganze Vergrößerung ohne jegliche Nutzungsmöglichkeiten einen wahnsinnigen Popanz. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen. Bruno war jedoch die Geduld gerissen, der blinde Freund in seiner eingekapselten Weltfremdheit konnte gar nicht wissen, was die Zeit erforderte! Er warf dem Johannes Rückständigkeit vor, und er schleifte den Maurermeister gewaltsam in diese Auseinandersetzungen hinein, damit ein Sachverständiger dem Blinden bewies, daß er nichts mehr von der Notwendigkeit des Wirtschaftsaufbaues verstand. Der Bauunternehmer hatte gewiß die redlichste Absicht, wenn er am Beispiel handwerklicher

Kalkulationen klarmachte, daß die einfachen Renovationen der Ställe auch nicht viel billiger wurden, als wenn man diese gleich nach neuesten Systemen zu mustergültigen Trockenfütterungsanlagen umbaute. Und der Scheunenausbau für die Einrichtung der Maschinen hatte doch überhaupt nur Sinn, wenn man die ganze Anlage gleich mit allem dem Zweck entsprechenden Fortschritt versah. Johannes wand sich verzweifelt: „Wozu dies nur alles, wozu, wozu nur?"

Bruno schleuderte gereizt zurück: „Für die erreichte Betriebsvergrößerung! Für die gesteigerte Umsatzmöglichkeit! Wir werden uns ausdehnen, wir wollen zu etwas kommen!"

Johannes rang die Hände: „Über die Ernte seines Grund und Bodens kann doch kein Bauer hinaus!"

Mit verzweifeltem Achselzucken wandten sich die beiden anderen Männer vor soviel rückständigem Unverstand ab. Da hörte Johannes, wie Katrin zu Bruno sprach. Mit kaum unterdrücktem Spottlachen schalt sie auf ihn ein, warum er überhaupt solchen nutzlosen Krüppel in Angelegenheiten befragte, davon ein Blinder in seiner abgeschiedenen Weltfremdheit gar nichts verstehen könnte! Ganz deutlich hörte Johannes, Wort um Wort ganz genau, wie Katrin scheltend hohnlachte: „Mak dat wi ik, kümmer di nich um den undankbaren, blinnen Narr!"

Da zog sich Johannes in seinen Sessel beim Fenster zurück. Ein Blinder mußte stillehalten, wo fremder Wille beschloß. Ein Blinder durfte nicht einmal die ge-

ballten Fäuste sehen lassen, sonst wurde er ein undankbarer, blinder Narr. Auf einmal wußte Johannes, dies war die erste Schuldzahlung, weil er sich an den Freund geklammert, damit dieser für ihn sehend sei. Wehrlos mußte er die erste Untreue des Freundes erkennen, wehrlos gegen das Leben, das über ihn wegschritt.

Auf dem Hinkeldeyhofe wurde gebaut. Und die Leute im Dorfe beneideten den blinden Bauern, denn dieser war ein Glückspilz, und Gottes Segen über ihm.

Oftmals, wenn Katrin und Bruno in die Stadt fuhren, kauften sie gemeinsam von allem Überfluß, den die ungeheuerliche Inflationsgier als Luxus an die Oberfläche des gemeinen Alltags gespült. Sie kauften Leinen, schöne Stoffe, feine Wäsche. Sie kauften für Katrin Kleider, Schuhe, Strümpfe nach der modischen Art, der die Frauen und Mädchen auf dem solidesten Lande genau so verfielen, wie in den Städten und in der ganzen Welt. In Wirklichkeit kaufte Katrin natürlich, was Bruno ihr riet. Katrin fand nur schön, was Bruno erblickte, um sie darinnen nach seinem Sinne schön gekleidet zu finden. Katrins Verwandlung in das Weib seiner seelischen Atmosphäre war längst vollkommen. Obwohl sonst zwischen ihnen das Gemeinschaftsverhältnis fern ehebrecherischer Sünde geblieben war. Dennoch war Katrin längst genau so besessen von seiner hemmungslosen Psyche, wie Bruno selber; sie ging im Taumel der Zeit umher, erhoben von dem gleichen Hochmut, wie Bruno dies als ihr Vorbild tat.

Stets offen zu sich selbst, wußte sich Bruno einzuge-

stehen, daß ihm Gefahr aus diesem Verhältnis drohte. Er war, ebenso wie sie von ihm, besessen von ihrer lebenshungerigen, bluterschauernden Süße, sie waren stets beide geladen von einer Spannung, die sie zueinander trieb. Die Enge ihrer Arbeitsgemeinschaft brachte steigende körperliche Vertrautheit mit sich, liebevolle Worte, Güte, oft auch einen raschen Kuß. Aber im entscheidenden Augenblick wurde Bruno doch immer wieder von seiner Anständigkeit beherrscht, immer im letzten Moment verkroch er sich noch hinter seiner Pflicht zur Treue am blinden Freunde. Oder hinter Feigheit vor dem Eindringen in das Geheimnis der inneren Vorgänge zwischen Johannes und dieser Katrin. Wohl waren ihm selbst immer mehr Erkenntnisse aufgedämmert, danach viele Zusammenhänge, wie Johannes sie einst im Felde den Kameraden über sein Leben geschildert, sich unmöglich so zugetragen haben konnten, wie hier die Dinge lagen. Aber schließlich war zu viel Zeit ins Meer der Vergangenheit geflossen, zu viele eigene Erlebnisse, menschliche wie politische Ereignisse lagen dazwischen, als daß Bruno wissen konnte, wo die Gründe der Täuschung herkamen. Auch sträubte sich ja seine eigene Lebensnot aufs heftigste, hinter Geheimnisse zu dringen, die ihn gar nichts angingen, denn er wollte nicht in eine neue Schuld hineingerissen werden, die ihm nur wieder seine eigene Lebenssicherheit zerstören konnte. Hier hatte sich endlich sein sicherer Hafen aufgetan, hier beim blinden Freunde Johannes Hinkeldey, hier wollte er bleiben!

Um nach Husum zu gelangen, mußten sie immer erst mit fast zweistündiger Fahrt die Kleinbahn benutzen. Ebenso rasch, mit dem leichten Wagen sogar in noch kürzerer Zeit, konnten sie aber Büsum erreichen. Wie man hier so sagt, lag dies mehr auf halbem Weg. Nun ist Büsum nicht etwa nur ein Fischerhafen, oder höchstens noch ein größerer Landflecken, wo die bäuerliche Umgebung gerade ihren nötigsten Bedarf eindecken kann. Nein, Büsum ist viel mehr! Büsum ist nicht allein eine regelrechte Stadt, wo man fixe Geschäfte macht, sondern dazu ist Büsum noch ein Badeort. Zwar erst seit kurzer Zeit, aber schon weht hier ganz besonders großstädtische Weltluft. Und in den Läden kann man tausenderlei modische Neuheiten kaufen, das Allerneueste direkt aus Hamburg und Berlin, was man in Husum lange suchen müßte. Überhaupt Husum, diese graue Stadt am Meer, diese steife Altertümlichkeit, wo sich jeder Bürger auf den Straßen so würdig benimmt, als sei er noch heute dazu verpflichtet, weil mal vor hundert Jahren dort ein großer Dichter namens Storm gelebt. Dagegen Büsum! Die ganze Stadt besteht fast nur aus Gasthäusern. In jedem Gasthause fast ist auch ein Kaffee. In jedem Kaffee aber machen schmucke, glattrasierte Jungen die allerneueste Musik. Eine extra aus Amerika importierte Negermusik, die hämmert, trommelt, tutet, lärmt, alles das in einem zwar blödsinnigen, aber forschen und früher nie gekannten Rhythmus. Dazu grölen die Glattrasierten in unverständlichem, aber garantiert echtem Amerikanisch

irgendein Lied von Bananen und Babies. Und danach wird dann getanzt. Das Ganze nennt man eine Jazzband. In Büsum ist eben was los. Hier fühlt man den Pulsschlag der Großstadt, und in geschäftlichen Dingen weht eine Luft wie geradeswegs aus Berlin bezogen.

Katrin hatte Bruno bald davon überzeugt, daß sie ihre Geschäfte ebensogut in Büsum abwickeln könnten, als immer erst mit der Eisenbahn nach dem langweiligen Husum zu fahren. Ware ist Ware, und Geld ist Geld. Wozu machten sie denn ihre Geschäfte nur auf Dollarbasis? Dafür hatten sie in Büsum die Möglichkeit, auf gepolsterten Bänken hinter den Kaffeehaustischen zu sitzen, wenn sie ihre Geschäfte erledigt und das viele Geld in den Taschen hatten. Es saß sich dort wunderschön so eng beieinander, um den seltsam erregenden Bewegungen der im Tanze aneinander gedrängten Paare zuzusehen. Auch riskierten sie beide selber mal solchen Tanz. Erst nur manchmal, nicht oft. Aber schließlich tanzten sie dann am liebsten jeden Jazz miteinander. Denn Bruno war ja auch ein bewundernswerter Mann. Und alles konnte er, aus seiner verflossenen Weltmannszeit her, sogar diese sämtlichen Niggertanzereien. Und Katrin? Gestern noch eine schwer unter harter Landarbeit zu Boden gebückte Bauernmagd, konnte sie heute in modischer Aufmachung in die Städte fahren, mit Aufkäufern nach Dollarkurs und Marktstatistiken verhandeln, hernach tanzen, tanzen, am liebsten ganz im Wirbel der neuen Zeit aufgehen!

Bruno mußte sich immer mehr zusammenreißen, um

der bluterschauernden Gier nach der Frau nicht zu verfallen. Der Lebenshunger nach einander war schon so stark, keiner mochte den anderen mehr von seiner Seite lassen, und oftmals schon mußten sie mit schwerem Atem aneinander vorbeisehen. Auch die Eifersucht bohrte längst in beiden gegen jeden Dritten. Aber gerade diese Eifersucht war es auch, die den Bruno in einem seltsamen Moment vor der Untreue gegen Johannes bewahrte.

In dem großen Kaffee hinter der Kirche saßen sie für einige Stunden vor der Heimfahrt, ihnen gegenüber an einem andern Tisch mehrere Männer. Vielleicht waren es Fischer, die ihren guten Fang betrinken wollten, oder Seeleute, die ihre Heuer durchbrachten. Auch Landleute konnten es sein, denn leicht verdientes Geld lassen alle Menschen rasch springen. Die Männer waren, wie viele Besucher im Lokal, schon angeheitert, nur der eine stierte immerfort herüber, wo Katrin mit Bruno saß. Beim neuen Einsatz der Musik kam er schnurstracks auf Katrin zu.

Sieh da, der schmale Kerl mit etwas schiefer Schulter und Hinkefuß war ja der Schneider Kruse aus dem Dorf. Will der hier etwa die Frau vom Hinkeldeyhof zum Tanz auffordern? Herausstaffiert war er allerdings, als bekäme auch ihm die Hungerzeit vortrefflich. Sogar einen bunten Schlips hatte er um einen weißen Halskragen, und aus der Jackettasche baumelte ihm lang ein seidenes Tuch heraus, wie sich jetzt so des Sonntags die jungen Leute schmücken.

„Mal tau, Katrin, riskiern wi en Danz!“

Mehr sagte er nicht. Da steht er vor ihrem Tisch, sicher in seiner Haltung und mit selbstbewußtem Gesicht. Katrin ist blutrot geworden. Warum senkt sie vor dem dreisten Schneider den Blick auf den Tischrand nieder? Über den ganzen Vorgang seltsam erstaunt, überlegt Bruno gerade, wie er den Kruse fortweisen solle, da redet der schon ungeschreckt: „Na, Katrin, hüt bün ik di wol nich gaud nug? Ik schallt dorbi glöwen, soviel as düssen Leutnant möt ik bei di immer noch Anrecht häben!“

Wobei seine Blicke aus den weißblonden, wie abgeknabberten Wimpern hämisch zu Bruno zwinkern. Thein ist aufgesprungen: „Weg!“

Doch schon fühlt er, wie Katrin ihn heftig am Arm zupft. Ihre erschrockene Bewegung irritiert ihn so sehr, daß er fragend zu ihr hinuntersieht. In dem Moment fängt er irgendeinen Vorgang auf, der zwischen Katrin und dem hinkenden Schneider sticht, wonach Katrin wieder vor sich niederblickt. Schlechtes Gewissen und schuldbeladene Bedrückung, wenn nicht noch viel schlimmere Geheimnisse mit dem Kruse verbirgt sie unter blutrot hochsteigender Scham und Angst. Das sieht auch der Schneider, dazu was jetzt in Bruno vorgeht, und in schmatzender Genugtuung sagt er: „Dat Wiftüg is al undankbor. Ik häv ihr vor den Hannes warnt, se awer wollt partu en Blinnen taum Mann. Den Spaß von min Guttat häd nu en Dritter. Dat Wiftüg is all undankbor . . .“

Und als habe er nur den denkbar gutmütigsten Scherz gemacht, geht er mit lachend schaukelnder Schulter davon.

Mehr war gar nicht geschehen. Ein frecher Scherz, dazu war der Kruse ganz sichtlich angetrunken.

Aber für seine Eifersucht verriet dem Bruno der Gesichtsausdruck der Katrin übergenug. Irgendeine unrechte Gemeinschaft, noch viel Schlimmeres sogar mußte Katrin mit diesem widerlichen, krummen Schneider gehabt haben. Gepeitscht von Eifersucht, griff Bruno sofort heraus, daß Katrin die schlechte Handlung zusammen mit jenem Kruse gegen Johannes begangen habe. Für seine knirschende Eifersucht war die Empörung, als sei er in seiner eigenen Ehre beleidigt worden, die beste Entladung. Also verschanzte er sich mit moralischer Scheinheiligkeit hinter sein Treuegefühl für Johannes. Ernüchtert kam er zur Besinnung, denn hier lag auch wieder einer jener unbegreiflichen Zusammenhänge der Feindschaft zwischen Johannes und Katrin über dem Wege, und diesmal war es ihm klar, Katrin wußte um jene Geheimnisse. Keinen Schritt also weiter! Er wollte nicht in jene ungeklärten Dinge hineingezogen werden! Und plötzlich fühlte er sich durch Katrin in seiner eigenen Sicherheit bedroht.

Die Heimfahrt zu zweien auf dem schmalen Kutschsitze des leichten Wagens wurde heute zu einer Qual. Als sie aber erst auf der schlecht geschotterten Straße unterhalb des Deiches fuhren, um hier rascher nach Hause zu kommen, flogen sie gar bei jeder Wegbiegung Leib gegen Leib. Dann wandten beide die Gesichter

starr voneinander, wie auf gegenseitiger Flucht. Durch warmen Seewind schlug dünner Regen. Schon dem Dorfe nahe, stößt Katrin auf einmal ein Stück Lachen von sich. Ein gefährliches Lachen, ganz nach frecher Weiber Art, womit sie gewaltsam aus bedrücktem Schweigen den Mann wieder in ihre Gewalt reißen will. So auch sagt sie fast trällernd, lachend, obenhin: „Paß nur up, nu heißt dat in Dorp, wi häben en Levschaft tausamen."

Er hat sie durchschaut. Darum ist er auf der Hut vor ihr und antwortet nicht. Wieder klingelt sie in sein Geradeausstarren einige Fetzen Lachen hinein: „Hörst nich, wi beden häben nu en Levschaft. Dat heißt dat nu in Dorp."

Jetzt preßt ihm Eifersucht, Wut, Schmerz, Empörung aus den Zähnen: „Laß deinen lästerlichen Quatsch! Ich halte meine Sachen alleine sauber! Du kannst ja zusehen, wie du mit deinem Gewissen fertig wirst!"

Kein Wort mehr. Die Peitsche hieb dem Pferde einen pfeifenden Schlag. Das kam so brutal, als würde er sie im nächsten Moment packen und vom Wagen stürzen. Sie hatte sich geduckt, als erwarte sie den Schlag. Aber genau wie ein Weibchen, das die Prügel fürchtet, dennoch den Mann vor erhobener Faust mit heißer Glut anfällt, wirft sie ihm schon wieder Lachen zu: „Up ens büst Duckmäuser worrn? Wenn dat gante Dorp redt, wi häben en Levschaft tausamen, und wenn de Hannes dat hürt, wat daust denn? Seit wann kriechst vor dem Blinnen int Mäuseloch?"

Was wollte sie? Zunächst ihn von seiner Fährte ihrer Schuld mit dem Kruse weglocken. Ja, das wollte sie! Und dazu wollte sie wohl sagen, er solle nun nicht mehr dumm sein, sondern sie endlich ebenfalls hinnehmen, die ihm willig zur Liebsten sein würde. Ja, das wollte sie sagen! Aber nun war er nicht mehr zur Untreue zu verlocken, die Gefahr war zu groß und drohend. Mochte sie mit dem Kruse in Geheimnisse verfilzt sein, er mußte ein anständiger Kerl gegen Johannes bleiben!

Dabei schlug nichts als lohende Eifersucht aus ihm, als er sie anschrie: „Du irrst dich, wenn du von dir und Kruse auch auf mich schließt! Du irrst dich!"

Und als sie bleich, wie zusammengefallen durch diesen Schlag, vor sich hinstarrt, höhnt er unter verachtendem Lachen über die Schulter: „Johannes kennt mich auch besser als du. Zwei solche Kameraden betrügen einander nicht! Für mich bist du die Frau des Johannes Hinkeldey, und dir möchte ich nicht raten, daß du anders denkst!"

Als Bruno an diesem Abend in der Wohnstube neben Johannes am Tisch unter der Lampe saß, hatte er sich entschlossen, jeder Gefahr rechtzeitig das Genick abzudrehen. Er hatte sich hier bei dem blinden Freunde aus eigener Kraft eine Heimat geschaffen, die ließ er sich nicht zerstören. Im Gegenteil, durch ein hochanständiges Selbstbekenntnis wollte er seine Position bei Johannes noch festigen. Katrin war ihm ja heute durch das Aufdecken ihres Verhältnisses mit dem Kruse so anheimgefallen, er brauchte eigentlich nur zugreifen,

wenn er sie haben wollte! So völlig hatte er sie in seinen Händen. Aber er wollte ja gar nicht!

Deswegen erzählte heute Thein dem blinden Freunde mit ungeschminkter Offenheit, durch welche harmlose Zusammenhänge er und Katrin in den Mund der Leute im Dorf kommen könnten. Den Kern des Zwischenfalls mit dem Kruse verschwieg er natürlich. Katrin wollte er nicht preisgeben, nein, auch gegen die Frau mußte er immer anständig bleiben!

Doch in die ersten Darlegungen fuhr der Blinde schon unerwartet barsch hinein: „Wozu erzählst du mir nun dies? Mich überrascht davon nichts. Wirklich, mich beunruhigt viel mehr dein plötzliches Geständnis. Wozu dies? Du kommst doch nicht zu mir, um erkannte Fehler gutzumachen, dazu kenne ich dich zu genau! Also welche Gefahr witterst du? Was ist geschehen, deswegen du dich vorweg bei mir freisprechen willst?“

Dieser Ausbruch, dieses klare Sehen des blinden Mannes machte Thein beinahe wehrlos. Er stammelte verwirrt: „Was nur? — Was soll ich denn getan haben? Aber Johannes!“

Der Blinde nickte mehrmals vor sich hin: „Du hast die Frau in den Wirbel hineintauchen lassen, und immer mehr hast du sie werden lassen, wie deine Art ist. Ich konnte nichts dagegen tun, denn die Frau ist mir fremd und feind, und ich bin in meiner blinden Minderwertigkeit wehrlos und gelte nur als undankbarer Narr. Nun wirbelt ihr beide in eurem und meinem Leben herum

und wißt nicht aus irgendeiner Gefahr heraus, das ist es . . .“

„Gefahr?“

„Wozu deine Bekenntnisse? Damit du dich wieder schuldlos hinter falschen Pässen deines Gewissens verkriechen kannst. Aber diesmal handelt es sich nicht um Hilde Möbius — — —“

„Johannes! Was willst du nur!“

„Für mich solltest du hier sehen! Nicht aber ein neues Leben entdecken für diese — — — ich meine, nicht für meine Frau!“

Das letzte Wort warf der blinde Mann von sich, daß es wie Glas zu zersplittern schien. Und nun saß er da, mit gesenktem Kopf, als erdrückte ihn die Scham.

Hier hakte Bruno ein. An dem verzweifelten Werben des Johannes um Brunos Freundestreue erkannte er, daß die Anschuldigungen des Blinden nur aus Instinkt kamen. Sofort war er obenauf, gab sich voll überlegener Ruhe: „Rede bitte nicht wieder solchen Unsinn zusammen, Johannes. An mir darfst du nicht zweifeln! Nur weil du blind bist, kannst du doch nicht ebenso wie dich auch deine Frau und mich aus der Wirklichkeit aussperren wollen! Hast du denn noch immer nicht gemerkt, daß du immer nur dazu beiträgst, deinen treuesten Menschen den Boden unter den Füßen wegzuziehen?“

„Herrgott! Ich? Bruno, das ist furchtbar — — —“

„Ja, du! Das tust du! Du siehst das Leben nicht mehr richtig! Dadurch ist wohl auch in der Ehe zwi-

schen dir und deiner Frau diese entsetzliche Feindschaft dahingekommen, wo ihr heute steht!"

„Bruno! Bruno! Wenn ich doch nur einmal sehen könnte, nur ein einziges Mal sehen!"

„Da haben wir es, diesen verzweifelten Haß gegen dein Unglück läßt du an deiner Umwelt aus. Sei vernünftig, glaube es mir, wenn du sehen würdest, dann würdest du sofort erkennen, du trägst hauptsächlich Schuld, daß hier alles in Geheimnissen und Feindschaft fast versumpft!"

„Das mußt du mir beweisen! Bruno, wenn du mir das beweisen könntest!"

„Aber bedenke doch nur, wie du früher von der Frau gesprochen hattest!"

„Früher — — —? Früher — — —? Wenn ich doch nur einmal sehen könnte, nur ein einziges Mal sehen . . ."

Plötzlich schwieg Thein, als wenn er selber nicht mehr weiter auf diesem Wege gehen durfte. Vor dem wehen Schmerzensschrei vermochte er doch nicht die Beschuldigungen über die Lippen zu bringen, mit denen er soeben noch bereit gewesen, dem blinden Kameraden den Unterschied zwischen früher und jetzt vorzuhalten. Er würgte alles hinunter und blieb bedrückt stumm. Der Blinde saß da, als wenn er wartete und lauschte. Weil das Schweigen wie Wände hochwuchs, rüttelte er dagegen: „Bruno, nein, wenn ich auch blind bin, ich weiß alles, was um mich her vorgeht, als wenn ich sehe!" Mit wehem Hohn lachte der Blinde: „Ich sehe! Ich sehe,

wie Katrin girrt und lockt, ich sehe, wohin sie dich drängt! Sie aber ist die Mutter des Kindes dort drüben, meines Kindes, das Kind heißt wie ich!“

Soviel der Blinde auch lauschte, er erhielt von Bruno keine Antwort. Der stand beim Fenster. Die Lippen aufeinandergepreßt, trommelte er mit den Fingern irgendeinen Marschtakt gegen die Scheiben, als wollte er damit die Worte des Blinden übertönen. In ihm war die Erschütterung in Widerwillen übergegangen, gegen den blinden Menschen dort, gegen die Frau drüben, gegen das ganze Leben hier.

Da sagte Johannes leise und bittend: „Nein, nein, Bruno, ich sehe doch nichts, gar nichts. Ein Blinder ist nicht nur aus der Zeit herausgeworfen, in allem hast du recht, auch aus dem Lebenskreis der nächsten Menschen um ihn! Aber sage mir deswegen, wo ist der Grund, daß ich die Frau wie einen Feind und eine Fremde empfinde? Weißt du das? Weißt du das?“

Bruno fühlte sich so bedrückt, er fand keine Antwort. Auf einmal bat er den Blinden, daß sie die Aussprache beendeten. Er sagte ihm klipp und klar, er werde sich vor der Frau zu behüten wissen, aber er wünsche nicht, daß Johannes ihn grundlos der Untreue verdächtige. Danach ging er aus dem Zimmer, noch einmal hinüber zu den Ställen, trieb sich unnötig lange drüben herum, hernach ging er mit dem Blinden in die Kammer hinter der Wohnstube, wo sie beide schliefen. Jede Andeutung über den Streit wurde vermieden, in ihren wenigen

Worten, die sie noch an diesem Abend wechselten, gaben sie sich beide von alter Herzlichkeit.

Seitdem wich Thein der Katrin offensichtlich aus. Wo er ein Beisammensein nicht umgehen konnte, zeigte er eine kühle Höflichkeit des Umganges, wie solche zwischen ihnen in den ersten Monaten seines Aufenthaltes geherrscht. Selbstverständlich erledigte Bruno nun auch die Geschäfte, die er auswärts betrieb, plötzlich ganz allein.

Immerhin war auch das Herbstwetter inzwischen hundsgemein geworden. Das ist hier oben an der Nordseekante nun einmal so, zum November kommen die schweren Stürme, der Regen dratscht in dicken Striemen, dazwischen klatscht der erste Schnee vom grauen Himmel. Die Landwege gleichen schwarzen Morastpfützen, sogar die Radspur ist im fetten Sumpfboden versackt, wenn man von der Hauptchaussee abbiegt, um schneller in die Dörfer der Marsch oder Geest zu kommen.

Wenn Bruno jetzt allein auf dem leichten Wagen dahinzottelte, in den Kutscherpelz bis zur Nase verkrochen, unter ihm die Wasserrinnen spritzten, über ihm tiefgedrücktes Wolkengrau, verfiel er selber widerstandslos einem dumpfen Sinnieren. Knick, Weiden, Meeresrauschen, Einsamkeit und Weite der Landschaft, dazu die schroffe Wortkargheit des Menschenschlages hatten wie eine Krankheit auf ihn übergegriffen. In solchem stundenlangen Sinnieren kam ihm die Katrin wie ein Irrlicht vor, dessen Lockungen zu folgen er sich hüten mußte. Seitdem er ihr auswich, saß sie die langen Win-

ternachmittage über immer drüben in der Alkovenstube bei ihrem Kinde, wobei er sie öfter leise singen hörte. Ein seltsames Summen und Singen, so wie eben dieses ganze Weibsgeschöpf von Seltsamkeiten umgeben war. Liebte nun der blinde Johannes die Frau, oder liebte er sie nicht? Auch diese Frage war wie von einem Geheimnis umgeben, daran man nicht rühren mochte. Und liebte er selber denn die Frau des blinden Freundes? Dieses Weib, diese irrlichterierende Katrin brachte auf jeden Fall sein Blut in pochende Bedrängnis, wenn er nur an sie dachte. Und er dachte eigentlich an nichts anderes mehr, als nur an sie! Ob er nicht besser täte, sich endlich hier herauszureißen aus dieser Landschaft, diesem Leben, diesen Geheimnissen? Er wollte doch schließlich hier nicht ewig bleiben! Also heraus aus diesem Sinnieren, heraus aus den Verlockungen eines irrlichtschönen Weibsbildes, ein anständiger Kerl bleiben, sich nicht in neue Schuld verstricken lassen!

Am Abend, als Bruno unter der Lampe wie immer neben dem Blinden saß und seine notwendigen Eintragungen in die Wirtschaftsbücher machte, nahm er sich plötzlich ein Briefpapier her. Mit entschlossen festen Zügen schrieb er an den Rechtsanwalt Doktor Cohn nach Berlin. Er teilte seine Adresse mit und bat um Nachricht darüber, wie es eigentlich mit seiner Sache stünde. Nachdem er diesen Brief geschrieben, fühlte er vor sich eine rechte Hochachtung. Er hatte wieder die Möglichkeit ins Auge gefaßt, sich droben in der ostpreußischen Soldatensiedlung festzusetzen. In den zwei

Jahren hier beim blinden Johannes hatte er viel von der Landwirtschaft gelernt, was ihm dort von großem Nutzen sein würde.

Beide Männer hoben jetzt gleichzeitig die Köpfe. Über den Flur, von der Schlafstube drüben, hörten sie die Stimme der Katrin aufklingen. Katrin sang. Was sie sang, war wie ein Heben und Sinken, war eine ganz eigentümliche Melodie, immerfort wechselnd von Süße zur Herbe. Wie Meereswellen. Oder Meeresrauschen. Man hatte sie an den Winterabenden schon oft drüben beim Kinde summen gehört, aber immer nur ganz leise, still vor sich hin. Was heute wie langgesponnene Fäden herüberwellte, war wie unwirkliche Töne aus einer geheimnisvollen Welt. Je länger Bruno lauschte, um so umnebelter wurde ihm zu Sinn. Er wehrte sich gegen diesen Eindruck, saß doch immer gleich wieder wie eingeschraubt reglos und mühte sich, wenigstens eine Zeile von den seltsamen Versen, nur eine zusammenhängende Zeile des Gesanges zu erfassen, als müßte er sich dadurch an die Wirklichkeit klammern.

Dahinein fing der Blinde plötzlich leise zu Bruno zu reden an. Doch den Ton gedämpft, als dürfte er von dem Singsang keinen Laut im Raume verdrängen: „Ich habe dir schon gesagt, ich kenne die Frau dort drüben nicht mehr. Aber darauf bist du mir neulich die Antwort schuldig geblieben. Schließlich bist du doch hier, um für mich zu sehen. Wie ist nun die Frau eigentlich? Mach' mir die Frau doch einmal klar!"

Die leise Melodie wehte süß und herb. Thein wäre

am liebsten aufgesprungen, zu Katrin hinübergelaufen. Eine maßlose Wut auf den Blinden faßte ihn: „Du sollst mich mit deinem Ehekram zufrieden lassen! In eure Feindschaft mische ich mich nicht rein! Dazu bin ich nicht hergekommen!“

Die Singfetzen scheinen gespenstisch nahe aus den dunklen Zimmerecken zu phosphoreszieren. Der Blinde hält Bruno am Handgelenk, sagt beschwörend: „Du verstehst mich nicht richtig! Warum ist mir die ganze Heimat fern und fremd geblieben? Du bist mir schuldig, dies zu sagen, damit ich hier nicht langsam verrückt werde! Die Frau nennt mich einen undankbaren Narren, du wirfst mich in die Gerümpelecke, die Kinder rufen mich Spökenkieker . . . Was ist das!“

Thein hatte geballte Fäuste. Am liebsten hätte er damit auf den Blinden eingeschlagen. Doch seine Erregung irrte immer wieder lauschend zu dem wellenden Singsang ab. Bald nah, bald ferner, schien die singende Frau dort drüben die beiden Männer hypnotisieren zu wollen.

Johannes rüttelte Bruno heftig an den Armgelenken: „Warum antwortetest du nicht? Bin ich denn verurteilt, wie eine leere Menschenblase in jedem Lufthauche zu treiben, nur weil die verfluchte Granate mir die Augen zerfetzte? Wo ist denn des Vaterlandes Dank geblieben? Das Leben ist entglitten, statt Dank ist Fluch beschert! Ist drüben die Frau daran schuld? Das will ich endlich einmal wissen!“

In Thein platzte die Wut zu Feindschaft: „Bist selber

schuld! Wie oft soll ich das noch sagen? Wie hier alles geworden, durch deine eigene Schuld ist das so gekommen! Oder willst du etwa leugnen, daß du uns draußen im Schlamassel Wunder und Herrlichkeiten über dein Leben daheim und über die Frau erzählt hast? Also warum sind nun die Wege zugeschüttet, und um dich her das ganze Leben wie verrammelt? Nicht deine Blindheit ist daran schuld, sondern dein Haß auf alle Gesunden! Und nicht die Frau drüben ist dran schuld, ich will es dir sagen, ja, sie ist noch immer so, wie du sie uns einst geschildert hast, ein Weib, das einen Mann wahnsinnig, toll, besessen, verrückt machen kann vor Verlangen und Glück!"

Bruno hatte sich dabei hochgebogen, stand mit hochrotem Gesicht über dem Blinden. Und auf einmal schrie er diesem ins Schwarz der Augenbinde hinein: „Aber zwischen dir und der Frau liegen nichts als Lügen, Lügen, Lügen! Und von mir wird immer nur Treue, Treue verlangt! Da mache ich nicht mehr lange mit!"

Jetzt stand auch der Blinde. Aufgereckt hielt er den Jüngeren vorn bei der Jacke gepackt. Nicht etwa drohend, nein, aber herausrüttelnd knirschte er: „Ich kann doch nicht sehen, woher dies alles kommt! Du aber siehst die Not, die Feindschaft, nennst dies Lüge, sage jetzt endlich, woher dies kommt, woher dies kommt!"

Bruno hatte sich von den rüttelnden Griffen freigemacht. Er suchte sich, trotz der eigenen hochgehenden

Erregung, zu beherrschen, denn aus der Verzweiflung des Blinden schrie schon wieder jene ungeahnte Anklage, die einen erschütternd verstummen ließ. In letzter Ausflucht würgte er noch hervor: „Fragen stellst du wie Fallen. Ebensogut könnte ich dich ja auch fragen, wie bist du überhaupt zu dieser Frau gekommen?“

Johannes stand ganz still. Merkwürdig nach innen lauschend. Dann ließ er das Kinn zur Brust sinken, als zerfiele er in völlige Resignation.

Johannes setzte sich auf seinen Stuhl unter der Lampe und schwieg. Bruno blickte auf die Verzweiflung des blinden Kameraden und kam sich selber wie zerrissen und verkrüppelt von all dem Leid vor, das wie ein Fluch aus dem Kriege an ihnen haften geblieben.

Thein blickte umher. Hatte sich nicht der Raum verändert? Nein, nur weil der Singsang von drüben ausblieb, schien die Leere unheimlich von den Wänden zurückzufallen. Dem jungen Menschen war so beklommen zumute von all den Seltsamkeiten, er drückte sich fast aus dem Zimmer hinaus. Da sagte der Blinde leise hinterher: „Bruno, bei Katrin sei sehr vorsichtig. Sie trägt doch nun einmal meinen Namen . . .“

Jedes Wort, jede Geste würde dem Jüngeren jetzt schamlos vorgekommen sein.

Die Haustür in der Hand, hält Bruno unwillkürlich den Schritt an. Er hatte mäusleinrasche Schritte huschen gehört. Das Huschen war nach dem Zimmer mit den beiden Alkoven verraschelt. Hatte Katrin etwa hier auf dem Flur gelauscht? War daher die Hypnose des bald

fernen, bald nahen Singsangs gekommen? Was waren das hier alles für Seltsamkeiten!

Soviel Thein in der nassen Nachtkälte auch umherrannte, es nutzte ihm nichts. Die Gedanken kamen nicht davon ab, daß dem Johannes irgendein Unrecht zugefügt wurde; aber alles Grübeln wurde überwuchert von der Unruhe in seinem Blute nach der Frau des blinden Freundes. Nur fort hier! Wenn die Sache in Berlin in Ordnung war, dann würde er sofort nach Ostpreußen gehen. Nur fort hier, und ein anständiger Kerl vor sich selber bleiben!

Bruno, der im gleichen Zimmer mit Johannes schlief, lag dann noch stundenlang in halbwacher Unruhe. Warum eigentlich wollte er hier fort? Saß er hier nicht wie in den Boden verwurzelt, wie in einer neuen Heimat? Und wenn er bedachte, wie er Katrin in Händen hatte! Warum nahm er das Weib nicht? Dem blinden Freunde wurde ja bei dem Mißklang zwischen jenen beiden Menschen nicht das geringste genommen. Wie kam überhaupt Johannes zu der Frau? Schlief Bruno bei der Frage? Träumte er? Er träumte, der sehende Johannes erzählte wieder von seinem Leben. Aber die Frau um Johannes hieß nicht Katrin.

Der Bauernmorgen fängt früh an. Der Bauernmorgen kam und war wie immer. Bruno schlief wohl im Winter eine kurze halbe Stunde länger als sonst, stand aber doch gewohnheitsmäßig lange vor dem blinden Johannes auf. Heute fühlte er einen Druck im Schädel, wie früher nach durchsoffenen Nächten. Dann war er stets

gereizter Stimmung, so daß er bei der ersten Gelegenheit Streit suchte, um sich auszutoben. Nach dem Ankleiden ging Bruno hinüber in die große Bauernküche, wo alltäglich das Frühstück von jedem nach seiner Zeit genommen wurde. Auf dickbohligem, langgestreckten Eichentisch, der etliche hundert Jahre hier mitten im Raume stehen mochte, dampfte in großer, blauer Kanne der Kaffee. Da lagen, zum Zugreifen für jeden Hunger, das schwarze Bauernbrot, daneben Wurst und Speck, dazwischen stand auch der brauntonerne Buttertopf.

Über den Hof dämmerte noch die schwarze Wintermorgenkühle. Katrin war beim Lampenlicht beschäftigt, mit den beiden Mägden Teile der Buttermaschine und Milchkannen zu säubern. Bruno, noch halb benommen von Schlaf und Kopfschmerz, nahm vor sich hindösend sein Frühstück. Auf einmal fuhr er erschrokken herum. Katrin hatte mit irgendeinem Arbeitsauftrag beide Mägde hinausgeschickt, und nun stand sie neben ihm, direkt an seiner Schulter, kam immer dichter an seinen Leib.

„Rut jetzt mit de Wahrhed, wat is jestern twischen di un dem Blinnen wesen? Rut mit de Wahrhed. De Blinne hed mi slecht makt? Un du glöwst jeden Unsinn, wo solch blinnen Spökenkieker sich tausammenrümmelt?“

Dazu hatte sie aus ihren Augenwinkeln ein aufreizendes Lächeln und griff jetzt langsam mit ihrer Rechten in sein Haar. Da ging er hoch. Sein Haar zurückstrei-

chend, sie von sich schiebend, hatte er das Objekt für seine Streitlust gefunden: „Von Schlechtmachen kann gar keine Rede sein. Was ich von dir zu halten hab', weiß ich seit Büsum ganz allein! Aber wärest du nur so, wie Johannes dich sehen möchte, dann brauchte er nicht mit verrückten Geschichten sich und die ganze Welt rundum unglücklich machen! Solange ich hier bin, dich habe ich noch nie die geringste Rücksicht nehmen sehen, daß er zerschossen ist, und er ist doch nun mal dein Mann!"

Sie hatte wieder das zerfetzte Lachen: „Gaud! Utgezeichent! He is nu mal min Mann! Gaud, daran kann ik nix mehr ännern. Awer de öwrigen Tauständ könn nich ewig so bliewen, de wer ik ännern!"

Sie stand ihm eng Leib an Leib. Während sie ihn unter halb geschlossenen Augenlidern anglühte, nagte sie mit starken weißen Zähnen über die Lippen. So stand sie ihm nahe als eine nicht mißzuverstehende Herausforderung.

„He is en unnützen Blinnen, he is ebenso en unnützen Mann. Du mötst doch längst merkt häben, wat hier vorjeiht. Un wenn ik nu en anern as dissen unnützen Blinnen liev häv, denn is he schold! Mi will he bei di slecht maken, un he häd mi ja min Levsten sülben utwählt!"

Um seinen Hals waren ihre Arme geworfen, mit ihrem heißen Munde wollte sie sich festbeißen. Seine Streitsucht ging durch diese Lustempfindung gerade noch höher, wie ein Triumph, daß dieses wilde Geschöpf sich

ihm anbot. Aus Lustempfindung der Gewalt über sie stieß er sie zurück: „Und wieder irrst du dich! Auch wenn du uns belauscht hast, ich bin nicht sowas wie der Kruse! Und gerade deinetwegen mache ich hier nicht mehr lange mit, du treibst es so, daß ich hier weggehe!"

Er sah, wie sie erbleichte, als schwinde ihr Blutdruck unter jäher Angst. In dieser wollüstigen Genugtuung ließ er sie stehen. Er ging hinaus, ohne sich nur umzuwenden.

Donnerwetter, wie er doch die Frau in Händen hatte!

Warum sich Bruno den ganzen Tag nicht im Hause blicken ließ, wußte er selber nicht. Auch nicht zur Essenszeit kam er in die Küche, wo das Mittagsmahl gemeinsam mit dem Gesinde eingenommen wurde. Das Geständnis der Frau tobte gar zu hitzig in seinem Blute. Er wanderte einige Stunden lang unten beim Deich dicht an den Meereswellen entlang, saß im Nachbardorf im Wirtshaus, wanderte durch Knicks und Felder zurück durch im leichten Regen diesige Landeinsamkeit, hörte bald näher, bald ferner das Rauschen der Nordsee als Melodie in allem Sinnieren. Vom Doktor Cohn war prompt eine Antwort gekommen, daß seine Kriminalsache durch Amnestie längst erledigt sei. Nun hätte also nichts mehr im Wege gestanden, daß er auf die Wanderung nach Ostpreußen ging. Wollte er sich hier wirklich herausreißen? Alles aufgeben? Wozu? Hatte er denn überhaupt die Kraft, sich von der Landschaft, dem Boden, den Menschen loszureißen? Und von Katrin?

Über solche Fragen grübelte er noch beim Abend-

essen her. Auch noch, als er in der Wohnstube am Tisch unter der Lampe saß, der blinde Johannes neben ihm. Es war ein Abend, als sei nie Trennendes zwischen den Menschen im Bauernhause vorgefallen.

Aber als dürfte der geheimnisvolle Strom in ihm sich nicht wieder verlaufen, begann von drüben überm Flur auch wieder der Singsang der Katrin aufzuwellen. Beide Männer rührten sich zunächst nicht, als seien sie gemeinsam umsponnen von dem Kommenden. Sekundenlang hatte Bruno noch gedacht, Katrin versuche wohl berechnend und absichtlich mit diesem Singsang eine Hypnose auf ihn auszuüben, damit sie nicht aus seiner Brust herauskäme; dann lauschte er schon eingeschraubt. Als umwiegte ihn die Luft ringsum, ja, wie das Wiegen eines Kindes in Mutterarmen, floß jeder Ton, auf und nieder, auf und nieder. Aber heute kam jedes Wort klar und hörbar:

Min Schatz de is buten
tau See in sin Schuten,
swarten un sülbern Fischen to fangen.
Ik dorf mi nich bangen,
bün em annern
int Netz gegangen.

Auf einmal schlug die leichte Melodie um. Wie fromme Orgel bannte nun die betende Mutterweise:

Eia popeia min Kind,
Gott schall di bihöden vor Sünd,
vor Hangen un Bangen un Wannern

twischen Unschold un Sünd,
eia popeia min Kind...
eia popeia min Kind...

Und immer wieder, wie unter Tränen ein Gebet, und dennoch nichts als dieses „eia popeia min Kind..." So nahe, wie leiseste Orgeltöne sich ins Herz einwühlen. So nahe, Bruno mußte sich mehrmals über Gesicht und Augen wischen. Er legte den Kopf auf die harte Tischkante, sonst würde er losheulen müssen. Und wußte doch nicht warum? Die Liebe der Mutter schien über ihn hinzustreichen, eia popeia...

Da fuhr Bruno hoch. Weil Johannes mit harten Knöcheln in den Singsang hineintrommelte, als wollte er diesen zerreißen. Wie ein Sakrileg empfand es Bruno. In seinem Blute brannte ein unerlöstes Verlangen nach jenem Weibe, zu dem es ihn hinzog, wie sich ein Mann erdentsprungenen Urweibern in den Schoß stürzen möchte. Und dieser Blinde stand im Wege!

Was ging ihn dieser blinde Mensch überhaupt an? Weniger als das Weib drüben! Eine Wut fraß in ihm, ein Zorn, in dem er zerstören wollte, was durch diesen jammervollen Dritten ihn noch verhinderte, das Weib drüben zu besitzen! Er wollte es zum Bruch der Freundschaft treiben, vielleicht das Weib dann hinnehmen, und bei Nacht und Nebel davon! Und so hieb er dem Blinden die Frage hin: „Warum hattest du uns im Felde ganz andere Dinge von dir und der Frau erzählt?"

„Was habe ich?"

„Tausend Lügen gehen hier um. Heraus mit der Wahrheit! Der Hof, die Menschen, und die Frau, keine Ausreden jetzt, alles erzähltest du uns anders!“

„Ich — — —?“

„Laß jetzt die Täuschung! Ich entsinne mich sehr genau, deine Liebste hattest du uns schlank und groß und blond geschildert. Und fein und klug und vornehm. Genau passend, wie du und dein Wesen uns selber erschienen, so schildertest du auch deinen Besitz. Was war das damals für ein Schwindel? Oder was stimmt hier nicht? Wie kommst du zu dieser Frau drüben?“

„Ich — — —?“

„Jetzt nutzt dir keine Ausrede! Den Haß und die Feindschaft und die ganze Geheimnistuerei mache ich nicht mehr mit! Und was hattest du uns über eure herrlichen Musikabende erzählt! Sie am Flügel, und du am Cello! Wo hast du denn dein Cello? Warum musizierst du denn hier nicht? Und wo ist denn der Flügel?“

Unter dem Hohngelächter des wutgeifernden Mannes hob sich der Blinde ruckweise in seinem Stuhle hoch. Und die Hände halb vorgestreckt, tappte er durch die leere Luft, in einem Suchen, einem Zerren. Eine kranke Seele riß, riß sich blutig, und sank wieder wehrlos zusammen. Als würde der Jüngere gerade dadurch immer mitleidsloser aufgebracht, geiferte er unter einem Druck grausamer Entladung: „Das Mädel, deine Frau, oder deine Liebste, ganz gleich was, hieß ja gar nicht Katrin! Warum erzähltest du uns immer von einer Elisabeth — — —?“

„E — — —“

„Ja, ja, ja, Elisabeth hieß sie, deine andere, lüg' nicht, Elisabeth — — —“

„Elisabeth — — —“

Als ein röchelndes Hervorlösen wölbte der Schrei: „Elisabeth — — —“

Nochmals ein stürzendes Niederbrechen: „Elisabeth — — —“

Ein Stuhl krachte. Der Mann reckte sich wie hochgesprengt. Und nun brach wie Lava und Gesteinflut aus einem Vulkan der Schrei aus ihm: „Elisabeth ... Elisabeth ... Elisabeth ... Elisabeth ...“

Bruno Thein stand da mit aufgesperrten Augen. Ein Kind, das erwachte. Der arme gute Junge, ganz zu sich selbst wieder zurückgekommen. Zur Gegenwart überraschend ernüchtert. Nichts als der gute junge Kamerad, der urplötzlich den niederstürzenden Katastrophenvorhang erkennt, erschütternd in den Abgrund der Seele des armselig zerschossenen Unglücklichen hineinblickt, neben dem er im Kriege und im Friedensleben seine Tage hingekämpft hatte. Er ist nichts als der einfache, ursprünglichste gute Kamerad, der in das Feuer dieses entsetzlichen Geschehens mit hineinspringt, auch den Zusammenbrechenden um den Leib packt, damit Johannes, der arme Freund, nicht gefällt umsinkt.

Die Tür zum Flur wurde aufgerissen. Katrin stürzt herein, funkelnd: „Wat geiht hier vor!“

Sie sieht umschlungene Männer. Sie glaubt an Kampf. Entschlossen steht sie neben Bruno. Hinkeldey

taumelt wie ein schwer Geschlagener mit dem Rücken gegen die Zimmerwand. Katrin reißt beide Hände des Bruno an sich. Sie küßt diese Hände, sie preßt diese Hände im hysterischen Auflachen an ihre Brüste. Nun fliegt sie mit ihren Armen um seinen Hals, kreischt vor Hohn und Lachen zum Blinden, weil dieser ja ihr tolles Liebesgehabe nicht sehen kann: „Jott sei Dank, det End twischen juch beden is dor! Gaud, gaud, gaud! Un wenn ik solch Best worrn bün, dat häd de Blinne sülben verdahn! Unglück häd he int Hus brächt! He schall sik vorsehn, dat ik ehm dat Unglück nich dusentmal vergällen un heimzohl dau!"

Und sie drängt sich mit heißem Leibe an Bruno, als schützte sie ihn und rettete ihn vor dem Blinden für sich.

„Du bist hier still!" zischt sie der junge Mann an und reißt sie von sich mit einem Ruck ab. Er hatte klar und nüchtern die Fremde in der Frau erkannt, die Gefahr ihrer Gegenwart für den Freund in diesem Augenblick. Als habe er das Recht jetzt zu kommandieren und auch über sie übernommen, herrschte er weiter: „Mach' daß du hinauskommst! Wir ordnen jeder unseren Kram allein! Darin kennst du mich doch!"

Und wirklich, als wäre seine Herrschaft schon zwingend über sie, vergehen nur Sekunden. Den Kopf scheu geduckt, ist sie Schritt um Schritt zum Flur gegangen, ihre Schritte verhallen nach drüben.

Schon steht Bruno neben Johannes. Den Taumelnden führt er mit linder Bruderhand zum Stuhl. Fast bricht der Blinde über der Tischfläche zusammen. Schützend

nahe setzt sich der Jüngere, hält des Blinden im Krampfe fliegende Hände: „Ja, Johannes, das ist ein schreckliches Erleben! Aber still jetzt, zusammengenommen, Alter, lieber Alter! Furchtbar ist das Unrecht, das hier aufklafft! Natürlich begreife ich jetzt immer mehr die Zusammenhänge! Ein Verhängnis, Johannes, du bist hier ganz fremd! Das ist gar nicht die Wilstermarsch, nicht wahr, die Wilstermarsch. Du stammst doch aus der Wilstermarsch! Und der Name des Gutes? Ich komme schon drauf... Du erzähltest doch von den Hinkeldeyschen Tannen. Richtig, das ist ja hier gar nicht der Tannenhof!“

„Tannenhof...“ und der Blinde fährt nochmals hoch, röchelt: „Tannenhof...“ Und sinkt zerbrochen zu einem entsetzlichen Stück Menschenelend zusammen: „Tannenhof!“

„Johannes, wir müssen das durchkämpfen! Zum Kuckuck noch mal, die verfluchte Gemeinheit des Schicksals müssen wir alte Soldaten doch noch aus dem Wege räumen können! Johannes, wir zwei alte Kameraden — — —“

Wie Schwerverwundete nicht mehr schreien konnten, sondern nur Tieren gleich mit offenen Mäulern Atem keuchten, stöhnt der Blinde aus sich heraus. Das Zimmer ist wie zum Bersten angefüllt mit stöhnendem, nicht schmerzfaßbarem Seelenschrei. Da springt Thein hoch.

Gereizt, feindselig ist er zur Tür gesetzt, stößt mit dem Fuße die Füllung nach draußen auf, ist auf dem Flur, packt Katrin bei den Schultern, daß sie überrascht zu-

rücktaumelt. Mit wutbebender Überlegenheit stößt er sie vor sich über den Flur, drängt sie in die Stube mit den Bettalkoven.

Dort aber geschieht das Entsetzliche. Mit beiden Armen und mit dem ganzen glutgespannten Leibe ist sie fest an ihm, hat ihre Lippen auf seinem Munde festgesogen, ist mit durstiger Gier ihrer Küsse über ihn her. Ihre Zunge wühlt in ihm, ihre Zähne beißen ins Fleisch seines Gesichts, Halses. Ihre Hände sind wild und unbezähmbar umschleichende, umschmeichelnde, vergiftende Tiere. Eingehüllt in eine Gewalt und Berauschung besiegender Sinnesglut, läßt die Überlegenheit seiner Männerkraft in diesem seltsamen Kampfe nach. Wie unter einem Gift willenlos geworden, taumelt der Mann immer weiter zurück, sinkt auf ein weiches Bett nieder, wird immer lockerer, anheimgefallen einer narkotisierenden Besitzesnahme. Kleine, leise Jubelschreie umflammen ihn, wie ein Tier es in Brunst ausstoßen mag.

„Nu büst min ... Nu heb ik di ... Nu bliewst min ... Nu häd de Qual en End ... Lievster, Lievster, Lievster ... Düssen gante Nacht mötst bei mi liegen, düssen gante Nacht durch ...“

Da rafft er sich plötzlich in verzweifelter Entschlußkraft zusammen. Wie man einem wilden Bestienvieh in den Rachen hineinschlägt, weil man schon sein eigenes Blut rinnen fühlt, so hat er sie fortgestoßen, er hört sie irgendwo zu Boden niederschlagen.

Noch benommen vom Gift, taumelig unter dem Rasen seines Herzstromes, rennt er davon. Die Tür dieses Zim-

mers schlägt er mit solchem Schuß hinter sich zu, als riegele er eine Raubtierfalle ab. Während er über den Flur zum Wohnzimmer stürzt, durchrast ihm die Frage das Hirn: was weiß nun eigentlich die Frau von dem Vorfall? Was weiß sie überhaupt von dem Geheimnis? Was hat sie selber längst gewußt und verborgen?

Im Wohnzimmer war der Blinde nicht.

Drüben in der Kammer lag Johannes quer über seinem Bett, wie in einer Ohnmacht hingefällt. Er hat keine Antwort auf Brunos verwirrte Rufe, besorgte Fragen. Als der Jüngere ihn angstvoll rüttelt, hebt Johannes endlich aus der Ohnmacht den Kopf und die Hand, erhebt sich, entkleidet sich wohl auch und versinkt wieder. Auch Bruno Thein ist zerschlagen, fällt mit Qual im Herzen auf sein Bett. Während er in der Kühle der Kissen wühlt, auf seiner Haut ihn Feuer brennt von Küssen und Bissen, seine Nerven rasend jagen vor Erschütterung oder Verlangen, ist noch immer die Frage in seinem Hirn: was weiß die Frau? Was hat sie belauscht? Was hatte sie gewußt?

Und Bruno erwachte. Da war der dunkle Bauernmorgen zuerst wie immer. Nur die Knochen waren ihm wie zerschlagen nach einem schrecklichen Angsttraum. Um aus der Dumpfheit herauszukommen, gießt Bruno das kalte Wasser nur so über seinen Nacken aus. Mitten unter Frostschauern fährt er hoch, merkt plötzlich, daß der blinde Freund Johannes ja gar nicht in seinem Bette liegt.

Erst in dem Moment überfallen den jungen Mann die

Erinnerungen der furchtbaren Erlebnisfolge des gestrigen Abends. Und wo ist Johannes? Er sucht sich selbst zu beruhigen; in tiefer Seelennot wird der blinde Kamerad wohl wenig Schlaf gefunden haben und irgendwo in dem nächtlichen Morgen draußen umhertappen. Und mit irgendwelchen Entschlüssen wird er ringen. Denn Entschlüsse müssen nun gefaßt werden, folgenschwere Entschlüsse. Folgenschwer für alle Teile!

Mit übermüdeten Gliedern hatte sich Bruno langsam angezogen. Gewohnheitsmäßig geht er hinüber in die Küche. Auch hier ist der Bauernmorgen wie immer. Katrin arbeitet mit den Mägden am Spültrog. Da setzt sich Bruno an den Eichentisch, schenkt sich Kaffee ein, zieht das Schwarzbrot heran. Dabei schielt er nach Katrin, denn es lastet ein Fluidum in der Luft, das gar nicht ist wie immer und gewöhnlich. Und er blickt geradeswegs in die blank herausfordernden Augen dieser Frau. Sie mußte ihn also auch beobachtet haben. Mit leisem Vogelgegirre spöttelt sie stracks los, unbekümmert um die Gegenwart der Mägde: „Orrentlichen Appetit mitbröcht, gnän Herr? Dat Kummandieren von slechten Frugensmenschers möt ok bannig swer sün."

Und so geht ihr Mundwerk, während die Mägde mit verzogenen Schultern lautlos vor sich hinkichern. Und jedes Wort ein Sticheln über den gestrigen Abend: „De gnän Herr is öwel gelaunt, Vorsicht. He is seker de Nacht bi sin Levsten west. Dat is ein Komtessen vom adlig Gut. De häd ehm awer nich inlaten. Unsereint is dem jong Herrn nich gaud nog."

Gekicher zirpt von den Mägden. Knechte glotzen aus dem dämmerdunklen Hof mit sturen Augen durch die Fensterscheiben. Bruno steht auf, läßt Kaffee und Brot im Stich, geht wortlos hinaus. Irgend etwas ist anders geworden, droht aus dem Tage heranzukommen. Dem will er ausweichen. Deswegen geht er hinüber in die Scheune, deren Anbau knapp unter Dach gebracht worden ist, aber im weiteren Ausbau über Winter ruht. Er steigt hinauf zum alten Kornboden. Hafer muß abgewogen werden. Den wollte er heute nach Büsum liefern. Wie gut, daß sogar inmitten der verfluchtesten Schicksalsumwälzungen das Leben draußen weiterrennt, unbarmherzig, unverändert wegen menschlicher Kümmernisse und jeden Menschen mitdrängt. Dadurch hat er heute genug Arbeit, kann sich vom Hof fortmachen, um auf der einsamen Fahrt nach Büsum einmal alle Gedanken ins Reine zu bringen. Vielleicht findet er einen Ausweg. Auch der blinde Johannes wird, wenn Thein am Abend zurückkehrt, entschieden haben, was nun weiter werden soll. Entschlüsse, folgenschwer für alle Teile, müssen ja nun für die nächste Zukunft Änderungen herbeiführen.

Nachdem er mit dem Auswiegen der Säcke fertig ist, die Leiter vom Kornboden knarrend herunterklettert, steht auf einmal im Halbdunkel der Tenne Katrin vor ihm. Mäuschenstill steht sie da. Aber aus ihren schwarzen Augen blinkt eine Forderung, oder ein Verlangen, das seinen Blick nicht losläßt. Feigheit treibt ihn, sie gar nicht erst zu Worte kommen zu lassen; so zürnt er

gleich los: „Damit du es nun weißt, ich mache nicht mehr mit! Du magst meinetwegen den ganzen Hof mit deinem Mundwerk schikanieren, zwischen uns ist es aus! Ich geh' in den nächsten Tagen fort, ganz weg, ich weiß genug andere Orte in der Welt!"

Wie unter Schlägen hat sie die runden Mädchenschultern zusammengezogen. Das Fordern in ihren Augen ist zu einer scheuen Sehnsucht gewechselt, die ihn angstvoll anbettelt. So schreit sie auch halblaut auf: „Geihst nich fort! Geihst nich fort!"

In dieser scheuen Angst ist sie schon ganz nahe herangekommen. Mit den Armen flattert sie an seinen Schultern, ihr Leib umweht ihn ganz eng an seinem: „Jetzt därfst du nich weglöpen! Nu grad mötst du mi helpen, dat ik mit dem Blinnen ferrig werd!"

Er biegt sie unwillkürlich bei den Schultern ab, forscht hastig in ihren Blicken, was sie denn nun wirklich weiß, und was sie jetzt will. Er sagt lauernd: „Gegen Johannes mache ich nichts mit!"

Unter Angstschauern zieht sie sich zusammen, senkt die Lider über das sehnsüchtige Glühen ihrer Augen, dennoch sticht nun erst recht aus dem dunklen Spalt ein entschlossener Weibeswille nach ihm: „Wenn nu aber ik disse Tauständ hier ok nich mehr mitmak — — —?"

Er ist so verwirrt, er findet nicht die Worte, um den blinden Freund zu schützen. Sie kommt wieder näher, Schrittchen nach Schrittchen: „Wenn ik nu mit dem blinnen Johannes nich mehr mitmaken will — — —?"

Dabei hebt sie mit siegeshafter Sicherheit beide Arme,

unter einem hypnotisierenden Lächeln faltet sie die Hände hinter seinem Hals, mit kleinen, summenden Tönen zieht sie sich ganz an seinen Körper heran. So sicher, wie eine Schlange ein Tier verschlingt. Er hält still, wehrlos, und doch lauernd. Mit ihrer Liebe und brünstigen Zuneigung ihn umhüllend, ist sie List und Klugheit. Sie küßt ihn, mit dem weichen Frauenkörper voll an ihn gepreßt, küßt ihn, als nehme sie sich sieghaftes Besitzesrecht. Jeder Kuß lang, genießerisch, restlos, tierisch. Und während er wehrlos versinkt in dieser Glut, lauert doch sein Verstand: was hat sie gestern belauscht? Was weiß sie von den Geheimnissen? Vielleicht gar nichts! Und dies ist nur eine brünstige Berechnung!

Dazu sagt Katrin, ganz leise, ihn unter Küssen streichelnd: „Wenn du wüßt, wie lev ik di häb! Du mötst bei mi blieven, denn kann ok de Geschicht mit dem Blinnen utgeihn wie se will, un kann am End allent hier noch gaud werren! Geihst du awer von mi wech, mit dem Blinnen bliev ik nich mehr tausammen up dissen Hof! Ik dau dem unnützen Minsch allent Slechte an, wat man solchen wehrlosen Kreatur nur schinden kann! Und denn büst du schold! Wat ik di lev häv, wat ik di lev häv!“

Also sie wußte nichts! Sie hatte nur ihre eigenen Geheimnisse gegen den Blinden. Ihren eigenen Haß gegen den Blinden als ihren Mann, ihren Lebenshunger und ihr Liebesverlangen nach Bruno. Unwillkürlich streichelt er sie, froh, gut, auch voll Liebeserwiderung. Dabei fühlt

er, wie sie unter seinen Händen ganz willenlos wird. Es ist erschreckend und erstaunlich zugleich, es ist wie ein Wunder, woher solche Macht von ihm über diese Frau strömt! Er flüstert ihr liebe Worte zu. Und dann läßt sie sich hinausschicken; sie geht allein über den Hof, geht still, überselig lächelnd an ihre Arbeit ins Haus.

Ist das Ganze nicht wie ein Wunder? Auch durch Brunos Gedanken kreist der seltsame Umschwung. Wie in seinem Hirn die seltsamen Schlußfolgerungen aus den neuen Gedanken keimen, will auch in seiner Brust, in seinem Herzen eine eben zuvor noch ungeahnte Glückseligkeit aufzublühen beginnen. Denn Entschlüsse müssen ja nun gefaßt werden, folgenschwere Entscheidungen für alle Teile, die völlige Änderungen für die Zukunft bringen. Ist es da nicht wirklich ein Wunder, daß infolge des furchtbaren Schicksalspieles dem blinden Kriegskameraden diese Frau gar nicht gehört? Wem also gehört dann Katrin? Nun doch keinem andern, als dem, den sie liebt! Und Katrin liebt ihn, ihn! Und wenn nun das Wunder Erfüllung wird, so ist diesmal alle Wandlung ohne Untreue und ohne Schuld ihm als Glück zugefallen.

Das sind die Gedanken, von denen Bruno nicht mehr loskann. Darüber sinnt er her, während er mit dem Haferwagen über Land fährt. Darinnen versinkt er, als er mit ungeduldigem Peitschenschlag auf der Heimfahrt kutschiert. Von Johannes selber muß ja die Lösung aller jetzigen Verhältnisse kommen, aber Bruno wird dabei auf rasche Wandlung drängen! Das große Wunder kann

gar nicht anders aufgehen als in einer für Bruno bis heute ungeahnten Glückserfüllung!

Als er am Nachmittag aus Büsum zurück ist, war der blinde Johannes Hinkeldey noch nicht wieder auf dem Hofe gesehen worden. Kaum ist Thein vom Wagen herunter, macht er sich auf die Suche. Denn er ist nun doch beunruhigt. Er geht durchs Dorf, fragt hier, fragt dort, scheinbar gleichgültig und nebenher, vorsichtig, jeden Klatsch zu vermeiden. Nirgends war der blinde Bauer zu finden. Niemand auch hatte ihn gesehen. Bedrückt will Bruno noch hinunter zu den Weiden, die auf dem Wege zum Deich und der Nordsee liegen. Da muß er die Schienen der Bahn kreuzen, dicht bei der kleinen Station. Hier sieht er den Stationshalter stehen, in dessen Nähe ein Bahngehilfe Steine zwischen die Schienen hackt. Auf Brunos Frage nach dem Hinkeldey ruft der Mann vom Gleis her, der Hinkeldey sei doch am Morgen mit dem ersten Zug zur Stadt gefahren. In Husum sei doch heute Herbstmarkt, meint der Stationshalter, als er das große Erschrecken des Bruno merkt. Und setzt mit Handbewegung hinzu, es sei ganz falsch, den Hinkeldey auf seinem Hofe wie ein kleines Kind zu halten. Er habe gesehen, wie man in den großen Städten die Kriegsblinden selbständig loslaufen lasse. Der Hinkeldeyhannes wolle sich eben auch einmal wieder lebendig fühlen! Und wo er nicht alleine weiterkäme, würde man ihm überall behilflich sein!

Bruno nickt nur, um sich nicht zu verraten, und geht. Nun weiß er ja, auf welchen Weg des grausamen Le-

bens sich der arme, blinde Mensch gemacht. Aber sicher ist dieser Schritt der richtige. Dieses kurz entschlossene Wiederauftauchen des blinden Johannes drunten bei seinen Angehörigen auf seinem Besitz in der Wilstermarsch kann allein die rasche Schicksalswende aus allen begangenen Irrtümern erzwingen. Wenn's not tut, wird er dabei dem Johannes als Kamerad und Zeuge zur Seite stehen. Seiner Treue kann der alte Freund sicher sein, und dann wird das Leben gut und schön für alle Teile werden! Und wieder kreist die wundersame Glückserfüllung in den Gedanken des Bruno, so greifbar nahe ist sie, daß seine Brust und sein ganzes Wesen davon erfüllt ist.

Als er mit Katrin und dem Gesinde beim Abendessen in der Küche um den Eichentisch sitzt, sieht er, wie Katrin ihn mit forschenden Blicken betrachtet. Er glaubt, er müsse das Ausbleiben des Bauern irgendwie erklären. Also sagt er schlicht und fast lächelnd und ganz plausibel und horcht dabei selber verwundert auf den sorglosen Klang seiner Stimme: „Hinkeldey ist zur Stadt gefahren. Man wird ihm schon behilflich sein. Dort hat er eine alte, wichtige Sache dringend in Ordnung zu bringen . . ."

Gleich zuckt er hoch. Hat er richtig gehört? Katrin fragt, genau so, als wüßte sie nicht einmal das geringste vom wirklichen Kern der Vorgänge: „Is dat wegen euren Zank un Bruch gestern? Wat son blinnen Minsch gliks för komischen Gedanken in Kopp hät!"

Bruno kneift die Augenlider eng. Er wird nicht klug aus ihr. Fast wünschte er jetzt, sie wüßte mehr von dem Geheimnis. Sehr vorsichtig antwortet er: „Auch zwischen mir und Johannes muß allerlei glatt und geordnet werden."

Dabei aber lächelt er zu ihr hinüber in Gedanken an das kommende Glück. Doch gleich wieder tut er so, als interessiere ihn jetzt nur noch das Essen. Denn er möchte vor dem Gesinde nicht in neue Verwirrung über die Unsicherheit geraten, wie tief die Frau eigentlich in die Geheimnisse eingedrungen sei, und was sie nicht wüßte. Im nächsten Augenblick aber schreckt er schon wieder auf, denn unbekümmert um die kauenden Leute warf sie ihm zu: „Minswegen mag de Blinne wechblieven solang as he will! Wenn he gor nich wedderkömmt, is dat vielleicht am besten so, för ehn un mi ok!"

Dabei hat sie ihre Blicke offen und fest in den seinen. Und umhüllt ihn mit einer besitzessicheren Glut, daß er rasch zu seinem Teller niederblickt. Schon damit das Gesinde nichts von den Vorgängen merkt oder gar begreift. Die Leute kauen schweigend. Sicherlich haben sie überhaupt keine Teilnahme am Gespräch gehabt. Als keine Speckgriebe mehr in den Schüsseln verblieben, die Teller leer gekratzt worden sind, stehen die Instleute einzeln auf, jeder stapelt sein Geschirr in den Spültrog, unter das Wasser. Einzeln gehen sie hinaus, immer mit dem gleichen „Nacht ok . . ." und mit den langsam über den Hof verhallenden Schritten. Nun sind

sie drüben in den Leutestuben verschwunden. Katrin und Bruno hören lange nichts im Raum als ihren eigenen Atem. Aber die kaum mehr verhüllte Glut aus den Augen der Frau zwingt ihn, auch seine Blicke nicht von ihr zu lassen. Da fragt sie ihn, klar und fest: „Werd de Blinne wedderkömmen? Ik möt weten, woran ik bün, ja or ne?“

Was wollte sie? Was wußte sie? War sie nicht selbst tiefer in die Geheimnisse verwoben, als der arme Johannes, und wollte sie sich vor der Schuld decken? Oder wußte sie wirklich deren Zusammenhänge nicht und suchte ihn auszuforschen, wohin die Vorfälle jetzt trieben? Durfte er den Freund durch Preisgabe seines Wissens verraten? Nein! Aber war es denn Verrat? Mußte nicht gerade Katrin von der Schicksalslösung durch Johannes Veränderungen erwarten, deren Zukunft sie mitzubestimmen fordern konnte? Und da war Bruno schon wieder mitten in der berauschenden Erwartung auf unbeschreiblich nahe Glückserfüllung, weswegen er ihr auf einmal mit herzlich gutem Lächeln zunickte: „Nun sei doch schon ruhig. Du hast ja selbst gesagt, wenn ich nur bei dir bliebe, wird jetzt alles gut werden. Also es wird alles gut, und ich bleibe bei dir. Nur stille jetzt davon, stille.“

Da schließt sie langsam für Sekunden die langen, dunklen Lider über die Augenglut. Auf der anderen Seite der Küche steht sie, durch den breiten Tisch von ihm noch besonders entfernt und getrennt. Dort steht sie, zwar wie fern, aber dennoch erreichbar, steht dort nur

für ihn, und mit lockeren, weichen Schultern in einer rührenden Mädchenseligkeit. Drüben steht sie, und doch für ihn, für ihn, so als beuge sie sich einem bis ins Blut erschauernden, bald kommenden Glück. In Bruno aber ist in diesem Augenblick die Sicherheit ihres künftigen Besitzes wie ein herrlich gemächliches Ausruhen nach vielem Umherirren. Mit einem sicheren Männerlächeln auf den Lippen geht er zur Tür hinaus.

Über den dunklen, eisigen, fliesenbelegten Flur geht er hinüber in die Wohnstube. Er dreht das Licht an, setzt sich gewohnheitsmäßig so an den Tisch unter der Lampe, wie er es an jedem Abend mit dem blinden Johannes getan haben würde. Nur hat er jetzt das Bild der Katrin in sich auf der Augenlinse, sinniert über die Lösung, die bald kommen mußte, um sein Schicksal zu wandeln. Kommen mußte! Denn Johannes kehrte zurück auf seinen Besitz in der Wilstermarsch, wo eine schöne Frau den Blinden mit allen Himmelswundern ihrer Liebe einhüllen wird. Das konnte gar nicht anders sein. Aber auch Katrin würde hier nicht allein zurückbleiben, Katrin und er sind bereits eins geworden für die Zukunft hier auf dem Hinkeldeyhofe. Das hat er sich selbst durch seine Anständigkeit und Treue verdient! Diese Befreiung aus der Unfruchtbarkeit seines verzweifelten Abenteurerlebens ist ein Lohn, darinnen gab es diesmal nichts von Verbrechen, Untreue, Schuld oder Verrat.

Bruno schauert zusammen. Es ist kalt im Zimmer. Weil Johannes nicht hier ist, wurde heute auch nicht in dem Raume geheizt. Draußen war zunehmender Mond,

der unangenehm hereinhellte und knisternden Frost brachte. Eisiger Luftzug strich Töne durch den Kamin. Das Zimmer war unheimlich, als wenn von den Wänden unter schwarzen Binden mahnende Blicke hervorschauten. Als ob die sehend gewordenen Augen des fernen Johannes zu warnen schienen vor Untreue und Schuld und Verrat.

Voll aufgerüttelter Wut erhebt sich Bruno, geht mit einer höhnischen Ruhe zum Schalter, dreht das Licht aus, begibt sich langsam hinüber in die Schlafkammer. Mit geschlossenen Augen entkleidet er sich, denn er will sich nicht aus der Sicherheit seiner glückhaften Zukunft verdrängen lassen, die nun kommen mußte! Weil er unter der Bettdecke fror, verkroch er sich in sich hinein, umklammerte mit entschlossenem Willen die ersehnte Zukunftslösung. Seine Treue zu Johannes mußte ihm diesen Lohn bringen! Katrin wird sein, der Hinkeldeyhof hier dazu!

Im Schlafversinken durchzündet es ihn wie ein Blitz. Unter der Glut des Einschlags rückt er mit hart gestrafftem Manneskörper jäh ab zur Wand. Aber ihm nach, wieder näher, ganz glutheiß an seinen Leib, dringt das tierisch Weiche, Glutheiße. Er ist umhüllt von fremdem, aufreizenden Duft. Halb erst bei Sinnen, fühlt er sammetglatt einen Körper an sich gepreßt. Sein kaum klares Bewußtsein taumelt wieder, wobei das Blut schon zu fiebern beginnt, die Sinne aufgereizt rauschen. Eng an seinen Körper geschmiegt liegt ein Weiberkörper, glatt, kühl, heiß andrängend, will ihn auflösen. Er hört

an seinem Herzschlag ein zweites Pochen, Herzblut fordert Eingang in sein Innerstes. Er bäumt sich, aber Sinne dringen in Sinne, wie Atem in Atem, und Mund an seinem Munde hängt.

„Büst nu min . . . Büst nu min . . .“

Jagender Blutslauf stürmt. Doch ehe die Gluten so hoch steigen, daß letztes Ineinanderströmen droht, überkommt den Mann noch einmal die Vernunft. Er bäumt sich, damit seine Sinne nicht von den Fesseln der letzten Hingabe umbunden werden, er versucht, sich loszureißen. Aber ihre Kraft ist über ihm mit umwindenden Armen, mit vergiftender Lust, wobei sie ihm kleine, süße Schreie zustößt, dazwischen immer wieder aufreizend: „Nun is he ok bi sinen Lievste! . . . Nu is he ok bi sinen Lievste . . .“

Wie unter Rauschgift versank er in der Hingabe ihres Schoßes. Er nahm ihre Liebe fern dem Bewußtsein der Untreue. Unter Wollust und Liebesdank war es ihm, als nehme er nur Eingang in sein Eigentum. Wenn er aber in aufatmender Ruhe flüsternd von der märchenhaften Zukunftslösung sprach, die nun kommen mußte ohne Untreue und Schuld, war doch in seinem Unterbewußtsein ein leises Erschrecken, daß die Liebste sein Innerstes nicht verstünde. Sie hielt ihm immer wieder die Hand auf die Lippen: „Wart af, wart af. Ik will jetzt nich von später hörn! Ik würd datsülben immer wedder daun und will dat daun in jedder nigen Nacht, un wenn allent dorbi kaput geiht! Du nich?“ Und weil er schwieg: „Du nich?“

Er hob mehrmals witternd den Kopf. Verstanden sie sich denn wirklich nicht? So blieb er die Antwort schuldig. Da sagte sie, wie scheu und an ihm zweifelnd: „Wenn dat nur so bliwt, as dat hüt nacht is, mehr will ik nich. Ik bün woll tau dumm, um tau verstahn, wat du von Recht or Unrecht snackst. Mit dem Blinnen is mi längst allent einerlei. Ik will nur di! Ik will nur, dat es so bliewt, dat du mi so lievst, mit jedder nigen Nacht — — —“

Da erschrak er tief in seinem Innersten, denn auf einmal war es ihm bewußt, Katrin wußte nichts vom innersten Kern der Vorgänge; Katrin hatte eigene Geheimnisse; was Katrin getan, war eigentlich Ehebruch. Er stieß aber den Gedanken von sich, gewaltsam weit, nein, nein, hier war nirgends eine Schuld und keine Untreue!

VI

Johannes Hinkeldey hatte die Bahnfahrt über Husum, hinunter nach Dithmarschen, in die Gegend von Michaelisdonn, mit der schlafwandlerischen Sicherheit unternommen, die blinden Menschen eigen wird. Sie umgehen dabei körperliche Hindernisse mit einer ihnen unbewußten Tollkühnheit, es ist, als weichen die Gefahren vor ihnen aus. Immer sind zahlreiche Menschen bereit, ihnen zu helfen. Immer sprangen Menschen herzu, um den großen, breitschultrigen Kriegsblinden in der grünen Joppe zu leiten, wo dies nötig wurde. Meist waren es Arbeiter, Männer, die selber im Felde gestanden, die rauh und derb kameradschaftliche Menschenliebe zu üben gelernt. Frauen schreckten vor dem Riesen ohne Angesicht in einem flüchtenden Mitleid zurück. Auf der Bahnfahrt sorgten auch die Eisenbahner für ihn, deren Dienstvorschriften befehlen, jedem Invaliden hilfreich zur Seite zu stehen.

Johannes Hinkeldey nahm alles mit unbewegter Selbstverständlichkeit hin.

Auf dem Bahnhofe Michaelisdonn, der eigentlich nur Knotenpunkt für die weitläufigen Dorfschaften der reichen Marsch ist, tat man ohne irgendwelches Fragen oder neugieriges Reden dem blinden Menschen den Gefallen, nach dem Tannenhof zu telefonieren, einem der großen Bauernhöfe. Hier sind die Menschen nicht gewohnt, mit unnötigem Maulauftun einander zu be-

helligen. Gut also, der Invalide hatte Geschäfte auf dem Tannenhof, was das für Sachen sind, geht keinen Dritten etwas an.

Man sagte dem Blinden, der Wagen würde bald kommen. Es sind ja nur etliche Kilometer bis zum Tannenhof. Wo die Bahn zum Nordostseekanal ansteigt, zweigt bald von der großen Chaussee eine breite Landstraße ab, die danach durch schmale Tannenreihen, dem geringen Wald der Marsch, zu dem alten Bauernsitz führt, bei dem vorüber die Straße dann nach Brunsbüttelkoog mündet.

Im Warteraum war es längst leer geworden. Hinkeldey saß unbeweglich auf einem Stuhl nahe der Wand. Nur ein sechsjähriges Kind ließ keinen Blick von dem schwarzumbundenen Gesicht, als sei es gebannt von der Unheimlichkeit dieser versprengten Menscheneinsamkeit. Dann kamen zwei Männer, der eine wies den andern auf den Blinden hin. Schritte näherten sich, wonach jemand zu Johannes sagte, er sei der Verwalter vom Tannenhof.

Der Verwalter?

Der Blinde hob erstaunt den Kopf; doch verharrte er ohne Antwort. Dagegen war jetzt der Mann vom Tannenhof mit sachlicher Höflichkeit bemüht, aus dem blinden Menschen herauszukriegen, welcher Art die Geschäfte wohl wären, die ihn hierherführten. Denn wie jener angab, sei es seine Pflicht als Verwalter, unnötige kaufmännische Angelegenheiten von der Besitzersfrau fernzuhalten. Wenn der Blinde seine Geschäfte gleich hier auf dem Bahnhofe mit ihm erledigen

könnte, ersparte er sich doch auch die unnötige Fahrt zum Hofe. Aber der Riese in der grünen Joppe blieb wie eingehüllt in einer kurzen, hartnäckigen Ablehnung. Als der Verwalter immer noch zögerte, forderte der blinde Mensch, fast hochfahrend herrisch, mit der Besitzerin vom Tannenhofe selber reden zu dürfen, so daß gar nichts anderes übrig blieb, als ihn zum Wagen zu führen.

Während sie in flotter Fahrt hinrollten, fragte der Verwalter den Blinden höflich, aber neugierig interessiert, ob er vielleicht Nachrichten über den vor Jahren im Felde gefallenen Hofbesitzer brächte?

Gefallen? Der Fahrgast hatte sich unwillkürlich herumgedreht, saß danach aber wieder so unbeweglich wie zuvor, so daß der Verwalter es aufgab, mit dem Menschen zu reden. Wozu sollte er sich ärgern lassen? Der Mann schien tatsächlich in Privatdingen zur Besitzersfrau zu kommen, also mochte sie selber sehen, wie sie mit dem seltsamen Kauz fertig würde.

Johannes hatte nun gehört, was er sich selbst seit der gestrigen Nacht, wohl den furchtbarsten Stunden seit seiner Verwundung im Felde, gesagt. Man hielt ihn hier in der Heimat für tot. Seit den gestrigen Nachtstunden, da die Dunkelheit von seiner versunken gewesenen Erinnerung hinweggerissen worden, hatte sein fieberndes Hirn keine der vertausendfacht scheinenden Sekunden ausgesetzt, die Geheimnisse um sich herum zu rekonstruieren, rückwärts zu durchleben. Wobei sein kluger Verstand einigermaßen die schreckliche Schicksals-

verwechslung zu entwirren wußte. Daß eine Verwechslung zwischen verschollenen Toten und gefangenen Schwerverwundeten vorgekommen sein mußte, war ihm klar; das war unter Millionen Toter und Millionen Verwundeter in abervielen Fällen passiert! Johannes fluchte nicht den Gründen, die Menschenmassen in Krieg und Tod gehetzt, er fluchte nicht der überheblichen Rechthaberei eines über Menschenleben bestimmenden Bürokratismus; er verfluchte einzig die mitleidige Granate, die zerschossene Menschenruinen am Leben gelassen hatte. Denn in ihm pochte das Herz vor Entsetzen, zum zweiten Male als nutzloser Krüppel aus dem Tode zum Leben zurückzukehren. Dies Bewußtsein war schlimmer, als in der Hölle zu brennen, er wünschte in banger Seelennot, daß er lieber tot sein möchte!

Gefallen war also der Hofbauer Johannes Hinkeldey droben aus der nordfriesischen Gemarkung zwischen Büsum und Husum. Eine gar nicht einmal weitläufige Verwandtschaft, sogar noch in direkter Linie, verband dieses Geschlecht mit dem Bauernhofbesitz der Hinkeldey auf Tannenhof in Dithmarschen. Obwohl die Stammverwandten keinerlei Familienbeziehungen auch nur geringfügigster Art mitsammen pflegten. Das ist so alte schleswigsche Bauernart. Was vom Stamm entfernt ist, muß sehen, selber weiter Art zu treiben. Einer schert sich nicht mehr um den andern. Oft ist schon der Bruder fern dem Bruder wie jeder Fremde. Aber da der gefallene Vizefeldwebel nicht verehelicht gewesen, als letzter seines Zweiges keinen Nachkommen für die Erb-

folge seines Hofes gehabt, so wäre diese Scholle droben dennoch dem Hinkeldey auf Tannenhof zugefallen. Demselben blinden Johannes Hinkeldey, der all die Jahre droben wie entwurzelt um Heimatsrecht auf fremdem Boden gerungen, welche Ironie!

Die Familie der Hinkeldey konnte ihr geschichtliches Vorkommen bis in die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zurückverfolgen. Nachweislich waren sie schon auf dem Küstenstriche der Wilstermarsch angesiedelt, als die dänisch-schleswigschen Herzöge die Heeresstraßen zu ihren Fehden wider Hamburg, Lübeck und die lauenburgischen Grafen unsicher machten. Hier betrieben die Hinkeldey durch Hunderte von Jahren neben der alther traditionellen Viehzucht eine Herberge, dafür ihnen die Dänen die Brauereigerechtsame verliehen hatten. Soweit man nun die Chronik von unten bis hinauf ins neunzehnte Jahrhundert verfolgte, waren sie dagegen bedienstet, die Deichwacht auf ihrer Heimatküste zu halten. Daher ihr Name. Hinkel ist der Wirt vom Henkelkrug, Herbergsvater, den Landsknecht wie Fuhrmann einfach Hinkel riefen. Dey ist die glatte Hinweisung auf ihre Amtspflicht als Deichwärter. Ein bald anmaßendes Amt, das die Bauern zusammentrieb zum zinspflichtigen Bau am Strand, den Deich zusammenzuschnüren wider die anbrandenden Raubbisse des blanken Hannes, des wilden Nordmeeres. Im neunzehnten Jahrhundert waren sie nicht nur die Besitzer großer Gräsereien und milchgebender Viehherden, sondern auch die erbbeamteten Hardesvögte.

Ein herrschsüchtiger Bauernschlag, dessen Erstgeborener sich alleweil anmaßen durfte, mehr sein zu wollen, als die übrigen Nichterben. Damals schon war es ungeschriebenes Familiengesetz: so die männlichen Namensträger nicht Gesinde beim Vater oder Bruder auf dem Stammgewese sein mochten, wanderten sie nach Norden aus. Immer hinauf ins Jütländische. Oft und immer öfter weit hinein ins Dänische, sogar bis nach Norwegen. Als zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Grenzkämpfe an der Eider Deutsche von Dänen mit dem Schwerte schied, waren auch schon die Familienzusammenhänge zwischen der Art diesseits und jenseits der Eider so zerrissen, daß der damals einsetzende nationalchauvinistische Phrasenrausch genügte, alle Blutsbande vergessen zu lassen. Die wilhelminische Kaiserepoche, die den großen agrarischen Besitzern nun wiederum Kastengeist gegen die kleinen Bauern einimpfte, auch auf dem Tannenhofe den Hinkeldey bürgerliche Kultur mit Bildung und Einbildung aufpfropfte, ließ die Hofbauern fast vergessen, daß es noch etliche arme Verwandte droben in Holstein und unten im Lübschen zwischen Lübeck und Schönberg gab. Und diese Verwandtschaft hielt sich ebenso von ihnen fern wie Fremde, obwohl sie allesamt die letzten ihres zum Aussterben verurteilten Geschlechtes waren. Nur ihre gleichen Familientraditionen hielten sie allesamt starr fest; so auch, daß der Erstgeborene, wie seit Jahrhunderten, stets auf den Namen eines katholischen Patrons auf Johannes getauft wurde.

Der Blinde wußte nun, wie die Schicksalswürfel eines entsetzlichen Krieges mit ihm gespielt hatten. Wie ein Hohn dieses Familienschicksals war der schwerwunde und wehrlose Kriegsblinde mit dem gefallenen kleinen Hofbauern und Vetter Johannes Hinkeldey vertauscht worden. Ach, welch nebensächliches Fünkchen Unglück beim Lebenszusammenbruch eines großen, mächtigen Volkes. Aber ihm wäre jetzt doch wohler, wenn er selbst wirklich tot, und der Vetter am Leben geblieben wäre.

Der Wagen hielt.

Johannes stieg herunter. Er wurde vom Verwalter leicht am Arm geführt. Der Mann machte ein verwundertes Gesicht, weil der Blinde seine Schritte langsam, so langsam setzte, als vertiefte er sich in das Zählen jeder Stufe der steinernen Vorfahrt, die zu dem von zwei Empiresäulen getragenen Portal des Herrschaftshauses hinaufführten. Wie mißtrauisch flüsterten die Lippen des Blinden dabei vor sich hin: „Eins . . . zwei . . . drei . . . vier . . .“ Der Verwalter kam aus dem Kopfschütteln über dieses unheimliche Mißtrauen nicht hinaus, denn als er den Blinden nun über die mächtige Diele leitete, tappte sich der, anstatt ihm zu folgen, erst nach rechts zum Fenster, eigensinnig den Raum dort abfühlend. Bis er mit ausgestreckt suchenden Händen vor dem riesenhaften Dielenschranke stand. Das war nun allerdings ein auserwähltes Prunkstück altererbten Familienreichtums. Ein überreich geschnitzter, sogenannter Barockschap, wie

man solches in gleicher Schönheit sogar höchst selten noch in alten Landschlössern findet. Vier Türen hatte der Schrank, auf vorgebauten, volutegedrehten Säulenträgern ruhend, die in große Engelsköpfe mündeten. Die Türfüllungen aber trugen Ornamente aus Tieren, Früchten, alles überkrönt vom alten Familienwappen. Im Hause war noch manches uralte Familieninventar, das so mancher Museumsdirektor schon besichtigen kam, wovon sicherlich der Blinde gehört haben mochte. Was war das für ein komischer Mensch! Da streichelte er nun mit behutsam zärtlichen Fingern über die großen Schrankflächen. Der Verwalter hatte allerdings den Eindruck, der Besucher sei nicht ganz richtig im Kopfe. So war er sehr froh, als er den Mann endlich am Arm in das Empfangszimmer der Gnädigen hineingeführt hatte. Er bat den Blinden noch rasch, hier zu warten und verschwand erleichtert.

Johannes stand mit schwerem Atem im Raum. Er roch und roch. Hier war er zu Hause, das war Muttergeruch! Der Duft kam von den uralten, nußbraun polierten Barockmöbeln, zwischen denen der Blinde umhertastete. Mit wehem Gefühl entdeckte er den großen Glasvitrinenschrank. Aus dem Schranke klirrte es. Dort drinnen standen sicherlich die alten Fayencen und Geschirre, die mit roten, gelben und blauen Blümchen bemalten Meißener Porzellane. Welche liebliche Sprache, dieses Klirren, fast glaubte er, seine Mutter leise zu ihm reden zu hören. Wenn er doch jetzt nur einmal sehen könnte, nur ein einziges Mal jetzt sehen! Er glaubte

zu fühlen, wie die alten Familienbilder aus geschnitzten Goldrahmen erstaunte Augen auf ihn richteten, denn das war noch nie vorgekommen, einen blinden Hinkeldey auf den Tannenhof heimkehren zu sehen!

In nervös übermannenden Gefühlen drängt es ihn, gleich ins Nebenzimmer zu gehen. Dort mußte der schwarze Flügel stehen, dort wird auch sein Cello ruhen. Endlich wird er das Instrument in seinen Händen halten! Ihm ist es, dann erst wird der Schmerz in seiner Brust verschwinden, als müßte in seinem Innern ein auseinandergeklaffter Sprung und Riß sich endlich schließen. Er hat den messingnen Türgriff gefunden. Durch die ihm das Blut durchbrausende Erregung mußte er wohl den raschen, wiegenden Gang, der von draußen ins Zimmer hereinkam, völlig überhört haben. So schrak er zusammen, wie bei einem Unrecht ertappt, als eine Stimme ihn jetzt plötzlich fragte: „Wo wollen Sie denn dort hin?"

Schwer wandte sich der Körper des riesengroßen Mannes herum. Der Atem ging ihm so erregt, daß er kein Wort hervorbrachte. Das dort war ja Elisabeth!

Nach kurzer Pause seltsam betretenen Schweigens fragte sie zögernd: „Wen eigentlich wünschen Sie zu sprechen?"

Dort also stand Elisabeth! Das war ihre Stimme! Der weiche Alt in hamburgischer Art ihres Hochdeutsch. Gleich die vertrauten Eigentümlichkeiten der geliebten Frau!

Auch dem schlanken Wesen, das in unerklärlicher

Beklommenheit immer noch bei der Tür zur Diele stehen geblieben, wollten die weiteren Worte nicht über die Lippen kommen. Elisabeth war nicht besonders groß; aber die leichtfüßige Schlankheit und vornehme Sicherheit nordisch blonder Frauen, um die es immer wie warme Sommersonne leuchtet, ließ sie größer erscheinen. Endlich brachte sie fassungslos hervor: „Ja, aber was denn? — Ich begreife nicht — was wünschen Sie?“

In dumpfem Schmerz hörte Johannes, sie erkannte ihn nicht, oder sie wollte dem Erkennen nicht nachgeben. Er würgte ihr den Schrei entgegen: „Elisabeth! Dich! Elisabeth! Ja doch, dich selbst!“

Als hätte sein Seelenschmerz Widerhall, erklirrte das Familienporzellan in der Vitrine. Aber die Frau blieb stumm. Sie machte einige halbe Schritte. Er hörte, wie sie angewurzelt wieder stehen blieb.

„Elisabeth!“

Und wieder machte sie einige zögernde Schritte auf ihn zu. Johannes lehnte gegen die Tür zum Musikzimmer. Wenn er sich jetzt bewegte, würde er zu Boden brechen.

„Aber nein! Das ist nicht möglich!“ Über halbem Weg kam ihre Stimme, wie zitternd unterdrücktes Weinen aus gequältem Herzen: „Nein, sag' — das ist unmöglich!“ Und auf einmal ein abwehrend entsetzter Schrei: „Johannes, bist du das?“

Ruckweise kamen ihre Schritte ihm näher. Mit ruckweisem Krampf legte der Blinde seine beiden Hände

langsam vor die schwarze Gesichtsbinde. Der Blinde weinte. Denn nicht das Entsetzen allein hatte er gehört, nein, auch die Abwehr gegen einen Toten, der ins Leben zurückkehrte. Das war so davonjagend, zerschmetternd, der Heimgekehrte weinte, weil er nicht gestorben, weil er nicht auf der Stelle ins Grab hinuntersinken konnte. Und wieder so dieser Schrei: „Das ist doch ein Unding! Johannes — — —?"

Dabei stand sie ihm schon so nahe, er hörte ihren hochgehenden Atem.

Aber dann lag er doch in ihren Armen. In ihren Armen streichelte sie ihn, während sie beide von trockenem Schluchzen gepeitscht wurden. Immer wieder hörte er wehe, beladene Worte: „Ach mein armer Johannes... Ach mein armer Johannes... Lieber, lieber Johannes, wie ist das schrecklich . . . Wie ist das schrecklich..."

Warum? Diese Frage hätte er herausbrüllen mögen!

Aber sie schluchzten nur gemeinsam. Zusammen wankten sie zum Sofa. Völlig wortlos saßen sie nebeneinander. Je länger sie in diesem Schweigen erstarrten, um so schwerer wollte es dem blinden Manne scheinen, nun wieder in die Wirklichkeit hineinzugreifen, um zu zerreißen, was unbekannt zwischen ihnen, vor ihnen und hinter ihnen lag. Warum nur wagte keiner von ihnen zu reden?

Endlich rang sich Johannes aus diesem betäubenden Schmerz eines Wiedersehens zu Worten durch, die den grauen Schleier zerreißen sollten. Er begann zu reden.

Er erzählte in Bruchstücken. Zwischen den Bruchstücken klafften natürlich noch Lücken. Entsetzlich diese Lücken, wie Fraßspuren von Raubtieren in seinem Hirn, aber sie gerade zeigten so recht den Abgrund, an welchem dieses Menschenschicksal entlang getaumelt war. Elisabeth überschaute dennoch die Zusammenhänge seines Erlebens bis auf den heutigen Tag. Und sie kannte den Mann, sie wußte, er verbarg nie etwas, in Wahrheitssucht beschönigte er nicht das Schlimmste.

Johannes dagegen fühlte, wie bei seinen ansteigenden Darlegungen die Hände der Frau, die lind und leise in seinen Händen gelegen hatten, immer ruheloser wurden. Schließlich flatterten die gotisch spitzen Finger unruhig in seinen Handflächen, bogen sich langsam aus seiner Berührung zurück, je weiter er erzählte. Die Hände waren ihm plötzlich ganz entzogen. Was ging in ihr vor?

Das war, als er die Folgen der schrecklichen Schicksalsirrtümer zu berühren begann. Die ungesetzlichen Wirrungen suchte er klarzulegen, die nunmehr gelöst werden mußten, damit kein Dritter länger zu leiden brauchte.

Stille folgte. Eine Stille, die wie körperlich trennend zwischen zwei Menschen trat. Johannes saß da wie verlassen. Von Elisabeth wieder verlassen. Warum nur schwieg sie in dieser hartherzig trennenden Stille?

Und als Elisabeth doch zu reden begann, zuckte der blinde Mann zusammen. In ihrer Stimme lag ein Unterton, ganz deutlich hörte er eine fremde Abwehr. Diese

fremde Abwehr hatte ihn vorhin schon getroffen, als er sich schuldig fühlte, in die Heimat zurückgekehrt zu sein, anstatt gestorben. Diese fremde Abwehr war jetzt nicht mehr Entsetzen, nein, Entschlossenheit! Entschlossenheit zur Abwehr eines Toten, der in ihr Gegenwartsleben eindringen wollte! Ja, das hörte der Blinde.

„Keinem Dritten soll also nach deinem Willen länger unrecht getan werden aus den Folgen deines fürchterlichen Schicksals? Das ist gut gemeint, gewiß, und so bist du immer gewesen. Wer aber ist der Zweite, derjenige, Johannes, der mit dir zu tragen hat?"

Nun stand sie klar da in ihrer Abwehr gegen ihn als einen Toten! Als er schwieg, sagte sie weiter: „Beim Unrecht denkst du nur an denjenigen Menschenkreis, in dem du bis jetzt gelebt. Und ich bin in deinem Rechtsempfinden diejenige, die dort mit dir wieder anzuknüpfen hat, wo wir uns im Leben verließen. Das war im Kriegsweihnachten 1916 ..."

Sie schwieg. Er fühlte ein blutiges Auseinanderreißen. Sie sprach: „Ich habe doch auch meine Jahre weitergelebt. Schwere Jahre waren es für mich. Zerstört schien zuerst mein Dasein, als du im Herbst 1918 als gefallen galtest. Es hat Jahre gedauert, aber endlich hat sich auch mein Lebenskreis wieder geschlossen. Andere Menschen wurden mein Dasein, meine Heimat, meine Familie. Johannes, ich habe mich wieder verheiratet ..."

Graue Schleier, grauenvolle Schleier, wäret ihr doch

lieber geblieben! Nun waren sie von ihren Worten weggerissen. Nichts kann Menschenseelen feindseliger zerfleischen, als Worte. In diesem Augenblick überschaute Johannes von der Vergangenheit bis zur gegenwärtigen Minute klar, ihm war alles genommen, das letzte genommen, er hatte seine Heimat verloren! Er hatte dazu dasjenige verloren, was sogar einem Toten als Unwandelbares gehören sollte! Die Liebe ...

Elisabeth hatte sich wieder verheiratet.

Er faßte das nicht. Das war ja ganz unmöglich! Weil sie sich beide mit heiligen Schwüren ihrer Liebe verbunden hatten, da mußte diese Liebe doch ewig, für alle Ewigkeiten halten, selbst noch über ein Grab hinaus!

Elisabeth hatte sich wieder verheiratet. Warum nicht? Sie war eine Lebende, der er ein Toter zu sein hatte!

Ja und ja und ja, so war das Leben hinweggewalzt über Millionen Tote. Über millionenfache Glückswellen hinweg war der erbarmungslose Kriegsmord geschritten. Was kümmerte dies alles das Leben? Zwar nennen wir die Menschenseele in Überheblichkeit göttlich, doch Menschenleben in Freuden, Wonnen, Habgierden und allen hohen wie niederen Bedingungen ist letzten Endes ganz genau so tierisch, wie der egoistische Trieb aller Tiere. Ja und ja und ja, die Menschen haben noch nie besessen, was sie Liebe nannten, sonst könnten sie die ewige Liebe nicht über ein Grab hinaus sterben lassen, weil das schönere Dasein es so fordert.

Aber gewiß! Lächerlich! Warum nicht! Sie war eine Lebende, der er ein Toter zu sein hatte! Sie hatte ihn beerbt, sie hatte das Recht am Leben, mitsamt dem Erbe in der egoistisch weiterfließenden Naturbestimmung des Lebendigseins ihren Daseinskreis neu erblühen zu lassen. Er hatte gar nichts zu fordern! Von ihr nicht, für die er ein Toter war, nichts als seit langen Jahren schon ein Toter.

Er stürzte diese seelischen Zerwürfnisse heraus, er konnte seinen wahnsinnigen Schmerz einfach nicht verhalten. Sie rang mit ihm. Er tat ihr unendlich leid. Aber liebte sie ihn, lebte die ewige Liebe in ihr über ein geöffnetes Grab hinaus? Nein, nach sieben Jahren Trennung, nach fünf Jahren Totglaubens, nach Jahren schweren Zeitringens in gänzlich neuen Strukturen der veränderten Gegenwart, nein und nein, da kann man von keinem Menschen das romantische Opfer ewiger Liebe fordern! Elisabeth appellierte an seinen Verstand.

„Über fünf Jahre sind jetzt vergangen, seit der Nachricht von deinem Tode. Welche lange Zeit habe ich um dich getrauert, fassungslos über unsere entschwundene Liebe! Aber ewige Treue? Ach, das drängende Leben gestattet es einem gar nicht, sich einer entschwundenen Liebe hinzuopfern! Aber erst nächste Ostern, am Gründonnerstag, wird es ein Jahr, seit ich wieder verheiratet bin. Mit Kurt von Berg."

Der blinde Mann fror bei ihrer sachlichen Verstandesschärfe. Auch bei der Nennung des Namens ihres Mannes kam keine Bewegung in den zusammengekauert

dasitzenden Blinden. Er preßte nur die Lippen noch fester zusammen. Der Genannte war ja sein Freund gewesen. Zwei sich hoch schätzende Freunde hatten sie sich stets genannt. Ja, wenn nicht er, so paßte dieser Kurt von Berg zu Elisabeth als Gatte. Vor dem Kriege schon war er einer der fähigsten Wirtschaftsorganisatoren gewesen. Seit Kriegsbeginn hatte Herr von Berg die ganzen Jahre hindurch an der Spitze der norddeutschen Schwerindustrie gestanden, die auf Kriegserzeugung umgestellt, die Front mit Geschützen und Munition versah. Ein im Heimatsdienst unabkömmlicher, für seine Zivildienste vielfach ausgezeichneter Mann. Ein Mensch voll Charakter und bewundernswerter Verstandesschärfe, der durchaus wert war, Elisabeths Gatte zu sein.

Sie stellte ihm immer weiter ihre eigenen Tatsachen entgegen, aus denen sich in den verflossenen Jahren ihr Leben geformt hatte.

Als der Umschwung durch die Auswirkungen des verlorenen Krieges auch nach dem Tannenhofe in ruinöser Form greifen wollte, als es Elisabeth mit jedem Tage schwerer wurde, den auf sie übergegangenen Erbsitz ihres gefallenen Gatten zu halten, war ihr der Freund ihres Mannes treu zur Seite getreten. Doktor von Berg hatte nicht nur begonnen, sie zu beraten, sondern ihr uneigennützig geholfen, mit seinen praktischen banktechnischen Möglichkeiten ihr Besitztum und Vermögen zu retten. Er als leitender Industrieller kannte natürlich stets im voraus alle jene Zusammenhänge, die

zu den Kursveränderungen und zur Inflationsentwertung der deutschen Zahlungsmittel führten. Doktor von Berg nutzte seine kenntnisreiche Position nicht nur, um sein eigenes Vermögen vor Wertschwund zu bewahren, sondern er gab auch der Frau seines gefallenen Freundes alle Chancen in die Hand, um ihren Besitz technisch zu verbessern, die Verwaltung rationeller auszugestalten. Allmählich widmete er ihr und dem Tannenhofe Zeit und Kenntnisse; die von ihm für sie getätigten, inflationistischen Spekulationsgewinne gaben ihr die nie wiederkehrenden Möglichkeiten, das Besitzesgelände zu parzellieren, arrondieren, entwässern. Von den rundum in Not geratenen kleinbäuerlichen Nachbarn wurden Ländereien aufgekauft, die den Hof vortrefflich abrundeten. Unter solchen klugen Maßnahmen wuchs ihr Besitz, der Doktor aber fand seine Freude daran, die Arbeit seiner Mußezeit damit zuzubringen, den Betrieb dieser Bauernwirtschaft auf modernste Formen umzustellen.

So kam es ganz von selbst, daß Herr von Berg, immer mehr mit der Existenz der Frau Elisabeth verknüpft, durch ihr vielfältiges enges Beisammensein auch in anderen Interessen mit ihr harmonierend, die Frau seines einstigen Freundes zu einer neuen Ehe heimführte. War Kurt von Berg zwar durch seine industrielle Tätigkeit sehr in Anspruch genommen, jetzt wurde es ihm zur schönsten Erholung, das angeheiratete Bauernwesen seiner Gattin mit Hilfe seiner eigenen reichen Mittel zu einer kleinen Mustergutswirtschaft auszugestalten.

„Du würdest, wenn du nur sehen könntest, den alten Hof der Hinkeldey gar nicht wiedererkennen!“ bemerkte Elisabeth in ihren Darlegungen. „Außer diesem alten Herrschaftshause deiner Eltern steht keines mehr von den alten Wirtschaftsbaulichkeiten. Die Stallungen sind für Großviehzucht, dazu mit eigener Meierei umgewandelt. Für den großen Betrieb hat mein Mann eine ganze Reihe Neubauten aufführen lassen, auch Familienhäuser für die landwirtschaftlichen Angestellten, die zum größten Teil aus rein fachtechnischem Personal bestehen . . .“

Wie sie sich hinreißen ließ, ihm die Erfolge des wirtschaftlichen Aufstieges zu schildern, klang durchaus der Stolz auf die Tat durch, und auf den Tatmenschen, ihren Mann, den Doktor von Berg. Gewiß merkte sie dann auch, wie sehr er darunter litt. Aber sie hatte bei dieser Sachlichkeit das Bestreben, unbedingte Klarheit zu schaffen. Unter keinen Umständen wollte sie durch weibliches Mitleid nur neue Verwirrungen heraufbeschwören. Da hinein unterbrach sie Johannes:

„Bist du nun glücklich, Elisabeth?“

Sie zögerte keinen Moment mit der Antwort.

„Sage mir, Johannes, ob ich dies wohl früher gewesen bin? Glücklichsein ist doch ein abstrakter Begriff. Du faßt ihn sicher nur von der Seite der Romantik her auf. Von meiner Gegenwart aber weiß ich bestimmt, daß ich früher nie so mit Lebenswirklichkeit ausgefüllt gewesen war! Heute gibt mir das Selbstbewußtsein mit am Werke zu stehen die Kraft, selber Werte zu schaffen,

und das ist meine heutige sachliche Auffassung vom Glück. Wir haben reiche Arbeit, und wir leben im Genuß schaffenden Reichtums. Ich wünsche mir nichts anderes. Ich würde mich sogar gegen jede Änderung wehren!"

Das war unkomplizierte, harte Aufrichtigkeit. Nun wußte Johannes, solche aus Bildung und Verstand hochgehobenen Individuen hatte er einst verehrt und geliebt, ja, zu denen hatte er wohl einst selbst gehört. Sie sind es gewesen, die der Zeit ihren Willen aufgezwungen, die das Gesicht der Gegenwart prägten. Dagegen die Frontsoldaten hatten in dem täglichen furchtbarsten Grauen von mehr als vier Jahren mit dem Hirnverstand auch den geistigen Hochmut fahren lassen müssen, waren hinuntergezwungen worden zur Mutter Erde, ihre Charaktere hatten sich zu Gefühlen zurückgewandelt. So waren die Millionen Männer in Feldgrau in Lebensnachteil gegen die von ihnen in der Heimat Beschützten gedrängt worden. So also hatte sich nicht Elisabeth von ihm, er sich nur vom Ursprung seiner einstmaligen Erziehung und Lebensanschauung entfernt. Wäre der Krieg nicht gekommen, oder er nicht ins Feld gegangen, sicherlich würde er an ihrer Seite einen gleichen Entwicklungsgang geschritten sein. Das Ideal im neuen Zeitalter hieß sachlicher Materialismus. Diese Weltanschauung ließ sich nicht mit gefühlsmäßigen Lebensauffassungen aus Schützengräben angreifen, nicht einmal definieren.

So konnte er jetzt nichts, als mit müden Kopfbewe-

gungen ungläubig vor sich hinzumurmeln: „Und wir sollen uns unbegreiflich lieb gehabt haben?“

Sie antwortete lebhaft: „Wie nahe mir dein Schicksal geht, Johannes, ist nicht mit den Worten zu sagen, daß du mir leid tust, und ich mit dir leide. Was uns trennt, das ist, du hast dir in furchtbaren Leidensjahren darinnen aufbewahrt, was du Liebe nennst, während mir das Leben solche Begriffe als Nutzlosigkeit abschliff, um mir dafür ganz andere Werte zu weisen . . .“

Er preßte die Hände, er wollte nicht diesen sachlichen Verstand gelten lassen: „Schrecklich ist diese Wandlung! Die Liebe des Weibes scheint mir minder wert zu sein, das ist es! Die Liebe des Weibes wird rasch geringer im Fluß des Lebens, das ist es! Und das ist furchtbar!“

„Vielleicht ist es auch so . . .“ Elisabeth nickte. Er sah nicht die Schärfe ihrer Erkenntnis, als trüge sie damit eine Schuld, die das ganze moderne Frauengeschlecht belastet. Dann sagte sie, wieder sachliche Sicherheit: „Vielleicht ist die sogenannte Liebe überhaupt nur zum Leid, für die Seele und das Streben des Mannes geschaffen? Es ist doch möglich. Ich weiß das nicht. Ebensowenig, wie ich jetzt dir in deinem Leide zu helfen weiß, wenn du die Auswege nicht selber schaffst!“

Sie war ihm verloren! Von ihrer Liebe gab es für ihn nichts mehr zu erhoffen. Selbst wenn er nun vor Zorn beginnen würde, mit dem Machtmittel der Gesetze sich aus der Vergangenheit zurückzufordern, was ihm als Schein des Rechts zustände, er würde nichts ge-

winnen. Was waren doch Recht und Gesetz für kläglich hilflose Ausflüchte, die höchstens noch mehr zerstören konnten! Die Frau, die Heimat, alles was er geliebt und als höchste Werte erstrebt, sie blieben ihm nichts als Wünsche kindischen Trotzes. Elisabeth aber war die Stärkere. Sie war nicht nur die Gebietende, nein, trotz Recht und Gesetz würde sie über ihn als Lebensmeisterin unerreichbar bleiben. Mochten alle Gerichte mit juristischen Weisheitssprüchen ihm noch so viele Rechte zuerkennen, sie hatten keine Macht, die Werte seines verflossenen Lebens ihm zurückzubringen. Er war ein auferstandener Toter. Er blieb ein Fremder in der Fremde unter Fremden!

Jetzt war also er zur Entscheidung gedrängt. Sollte er Rache nehmen? War er nicht einem mit sachlicher Entschlossenheit gepanzerten Feinde gegenübergestellt?

Elisabeth hatte mit dem Eisenwerk telefoniert. Doch Herr von Berg weilte zu wichtigen Wirtschaftsbesprechungen in Hamburg. Im Sekretariat hielt man es für ausgeschlossen, daß der Herr Direktor noch diese Nacht, etwa mit dem letzten Zuge aus Hamburg, nach Itzehoe zurückkehrte. In solchen Fällen pflegte Herr von Berg in seiner früheren Stadtwohnung zu nächtigen, die er eigens für solche Reisezwecke beibehalten hatte. Vom Werksekretariat sicherte man Elisabeth zu, den Herrn Direktor bei seiner Rückkehr sofort von ihrem Wunsche zu unterrichten, ihn in einer unaufschiebbaren Angelegenheit sprechen zu müssen. Spätestens also würde Kurt von Berg am nächsten frühen Morgen auf Tannenhof eintreffen.

Ein Übernachten des Johannes schien für Elisabeth ebenso selbstverständlich wie natürlich zu sein. Es war unbedingt nötig, daß er ein Wiedersehen mit ihrem Manne abwartete. Soviel Gemeinsamkeit verband sie doch alle drei, meinte Elisabeth den schweigsamen Blinden mahnen zu müssen, daß sie sich zunächst untereinander bemühen sollten, ihre außergewöhnlichen Schicksale auszugleichen.

Dann saßen sich diese beiden einstens so nahe stehenden Menschen am runden Tisch im englischen Zimmer bei einer Mahlzeit gegenüber. Der blinde Heimkehrer als unerwünschter Gast bei sich selbst, im feinen, wohligen Raum seiner Vorfahren, ein unerwünschtes, fremdes Stück Leben, das doch längst hatte tot sein sollen. Unter schweigendem Druck würgten die beiden Menschen an einigen Bissen, oder auch an verhaltenen Tränen.

Später geleitete die blonde Frau den Blinden in das obere Stockwerk.

Johannes wurden bei jeder Stufe treppaufwärts die Füße immer schwerer. Als wenn Bleigewichte ihn niederzogen, damit er nicht weiterginge. Er erkannte, sie führte ihn ins Fremdenzimmer. Elisabeth geleitete ihn selbst dorthin.

Nun ja, ins Fremdenzimmer! Wohin denn sonst mit ihm, dem lebenden Toten als Gast bei sich selbst?

Wahrhaftig, jedes einzelne Erlebnis, das ihn hier in der Heimat umfing, wurde zu immer höher geschraubter Entsetzlichkeit, als das zuvor erduldete! Hohn über Hohn wurde bei jedem Schritt des Heimgekehrten über

seine gefühlswerten Ideale ausgegossen. Wahrlich, so tragen heute abertausend Menschen hier auf Erden alltäglich oft und mehrmals ihr Kreuz gen Golgatha!

Als Johannes jetzt mitten im Fremdenzimmer stand, reglos, stumm, verlassen, erkannte Frau Elisabeth wohl die Unüberbrückbarkeit zwischen Pflicht und Gerechtigkeit, Recht oder Unrecht, Verstand gegen Gefühl. Dort stand der Blinde in unüberbrückbarer Einsamkeit, sie hier drüben konnte ihm nicht helfen, sondern höchstens durch Mitleid die Tragödie nur vergrößern. Plötzlich ging sie ganz rasch aus dem Zimmer, vielleicht auf der Flucht vor der Sinnlosigkeit aller ethischen Größe.

Johannes stand einsam, reglos in dem Zimmer und dachte nur, dort ging nun seine Frau von ihm als einem Fremden, ging hinüber in die ehelichen Räume, die sie mit einem anderen Manne teilte. Moralisch, pflichtgemäß, rechtlich und gesetzlich, genau wie ihr und diesem Manne als Folge eines Krieges das Erbe der Hinkeldey als Besitz und Vermögen anheimgefallen war. So oder ähnlich war es als Kriegsfolge vertausendfacht geschehen, und das Lebensgetriebe lief dennoch weiter. Welche Winzigkeiten sind doch Rechte und Moral und Sittengesetze, welche Winzigkeiten sind auch Millionen zerschossener Invaliden im Wettlauf des Lebens.

Worauf wartete der blinde Hinkeldey wohl, als er noch immer reglos mitten im Fremdenzimmer unterm Dache stand? Er wartete auf nichts. Oder auf das

endliche Begreifen dieses Nichts. Sollte er etwa daran denken, sich ganz gewöhnlich zu Bette zu legen in dieses grabesleere Nichts hinein? Mit Blutdruck das Hirn überspannt, jeder Nerv nahe am Zerreißen, fühlte er nur um sich her taumelnd das dunkele Nichts. Natürlich war ihm noch droben der Hinkeldeyhof geblieben, und er sah leibhaftig aus dem grabesschwarzen Nichts Katrin winken und Bruno, den guten Kameraden. Sollte er wirklich zu jenen Menschen zurückkehren? Sollte er Unrecht, Recht, Gerechtigkeit abschütteln wie verfaulten Plunder und sich dort in eine neue Heimat flüchten zu Katrin und Bruno? Irgendein Schlag bei diesem Gedankenzwang durchfuhr sein überspanntes Hirn. Aufblitzende Bildeindrücke rasten plötzlich mit innerem Ahnen vorüber. Positiv erkannte er gar nichts, was seine Hirnantennen als springende Seelenfunken aufnahmen. Nur irgend etwas war auch dort jetzt geschehen zwischen Bruno und Katrin durch ihn, gegen ihn. In Wirklichkeit war Johannes Hinkeldey irgendwo auf ein Bett oder eine Chaiselongue in ohnmächtigen Schlaf gesunken.

Am nächsten Morgen, sehr früh, erwachte Johannes Hinkeldey, von Katastrophen zerrissen, von Leid zermürbt und gebeugt. Darüber also war er sich klar, so völlig hatte er Elisabeth und die Heimat verloren, so vollkommen war er von der materialistischen Gegenwart seines Erbbesitzes enteignet worden, daß es sich gar nicht mehr für ihn verlohnte, um Dinge zu streiten, deren schäbiger Rest ihn nur noch unglücklicher machen

konnte. Es war dies nicht etwa Mutlosigkeit und verbissener Trotz, darinnen er nur alles von sich stieß, was aus einer früheren Welt mit der Geliebten und der Heimat zusammenhing, sondern die einfachste Ehrlichkeit zu sich selbst. Wozu sollte er durch Gewalt Entschlüsse erzwingen, die nichts als nur neue Katastrophen aufreißen würden?

So saß er denn auch dem einstmaligen Freunde, dem Doktor Kurt von Berg gegenüber. Unheimlich schweigsam, undurchsichtig hinter seiner schwarzen Gesichtsbinde, eine unüberbrückbare Einsamkeit. Auf der anderen Seite der Freund und die Frau, von ihm getrennt durch das Leben, die lebendige Gegenwart, die neue Sachlichkeit der gegenwärtigen Welt. Qualvoll lange dauerte es, bis nach diesem Wiedersehen der Doktor von Berg überhaupt innere Fühlung mit dem einstigen Freunde bekommen konnte. Es blieb gar nichts anderes zwischen ihnen als nur die Aussprache übrig, wie die gegenwärtige Lage für beide Teile zu vereinigen oder zu bereinigen möglich wäre. Da Johannes kaum ein Wort redete, in einer aus seinem Leide ganz natürlichen Starrheit seine wahren Empfindungen verbarg, so war es für den Doktor nicht leicht, den ersten Vorschlag dahin zu machen, daß sie einen Ausgleich aller ihrer Interessen versuchen sollten. Und weil Johannes weder zustimmte noch ablehnte, mußte also das noch gefährlichere Terrain der materiellen und rechtlichen Fragen betreten werden. Weil aber die Schweigsamkeit des blinden Johannes auch Herrn von Berg zu immer grös-

serer Zurückhaltung gegen den einstmaligen Freund zwang, versuchte der Doktor schließlich verzweifelt, den Bann zwischen ihnen zu brechen, indem er beschwörend ausrief, daß sie doch als zwei hochachtbare Menschen sich keinerlei Unrecht antun wollten, weil sie niemals Böses gegeneinander beabsichtigt hätten! Zwei Männer seien sie, davon keiner des anderen Gegner oder gar Feind werden dürfte!

Johannes bekräftigte dies alles durch Kopfnicken.

Aber jedesmal, wenn der Doktor hierauf die Faktoren der tatsächlichen jetzigen Lage dargelegt hatte, warf Johannes nur einige ganz wenige Worte hin, und da stand es dann wieder gräßlich klar bewiesen, daß eine Veränderung des einen Teils Verdrängung und Unrecht gegen den anderen Teil beanspruchte. Recht hier vernichtete zu Unrecht dort so hohe Werte, daß solche selbst über den besten, gütigsten Willen hinweg nicht vernichtet werden durften. Und was gar aus dieser Tragik das bürgerliche Gesetz als Rechtsordnung beanspruchte, das hieße vollends, sich gegenseitig in den Abgrund zu stürzen, Ruf, Ehre, Stellung, Besitz, Zukunft, alles würde zerstört werden müssen, damit die sogenannte juristische Gerechtigkeit triumphierte.

Vielleicht mochte der Doktor von Berg infolge seines bedeutend wirtschaftlicheren Verstandes dem blinden Heimgekehrten geschäftlich weit überlegen sein. Aber nicht nur die Gefährlichkeit der Umstände dieser Tragödie schaltete von vornherein jede Absicht einer Übervorteilung aus, sondern der Gatte der Elisabeth war

allein schon durch Bildung wie Gesinnung, dann auch durch seine großartige Lebensstellung ein keiner unnobelen Handlung fähiger Charakter. Aber die erste Tageshälfte verging, doch kein Ausweg hatte sich gefunden. Der Abend war da, als Doktor von Berg selber erschöpft resignierte, denn es gab keinen Vorschlag mehr zur Diskussion zu stellen. Was er auch in immer schmerzvollerem Ringen mit guten Absichten und bestem Willen zur Einigung hervorgebracht, der Blinde fiel immer nur aus der Schanze seiner Schweigsamkeit, um an jedem Vorschlag zu zeigen, wieviel neues Leid und vervielfältigte Ungeheuerlichkeiten für beide Teile folgen würden. Nach diesem wie eine einzige Sinnlosigkeit hingegangenen Tage durchfieberte Johannes Hinkeldey eine zweite Nacht und diesmal ohne jeden Schlaf auf dem Erbsitz seines Bauerngeschlechts.

Zur Überraschung der Frau Elisabeth und des Herrn von Berg bat in der ersten Frühe des kommenden Morgens der blinde Gast, ihm noch rechtzeitig zum Frühzuge einen Wagen zur Verfügung zu stellen, der ihn zur Bahn brächte. Nichts konnte seinen Entschluß umstoßen, Johannes war zur Abreise entschlossen. Verwirrt und erschüttert standen die Eheleute vor diesem Beschluß, dieser Heimfahrt, wie der Blinde selber, zwar tonlos, doch entschieden sagte: Heimfahrt! Durften sie an so viel Großmut glauben? Würde sich der unglückliche Hinkeldey wirklich in schweigendem Verzicht droben auf den Kleinbauernsitz seines gefallenen Vetters, dessen Hof ihm ja durch Erbfolge gehörte, als

seiner nunmehrigen Heimat zurückziehen wollen? In banger Hoffnung auf solche Lösung und auch Erlösung erkannte das Ehepaar jetzt erst voll, daß nur dieses stillschweigende Verschwinden des Blinden im Augenblick die einzig mögliche Rettung aus allen Wirrnissen sein konnte. Gewiß hätte irgendeine ideologe Lebensfremdheit auch von ihnen fordern können, daß die zwei gesunden Menschen schleunigst ihre Koffer packten und einfach vom Gutsbesitz verschwänden. Aber jeder normal eingestellte Verstand, jeder die juristischen wie wirtschaftlichen, die moralischen wie rechtlichen Faktoren dieses Falles gewissenhaft wägende Richter würde sich hüten, durch solche sentimentale Unsachlichkeit das böse Geschick dieses Kriegsblinden Unschuldigen aufzubürden. Und das schien Johannes Hinkeldey selber erkannt zu haben. Selbstverständlich wollten es Herr und Frau von Berg niemals bei dieser heroischen Großmut des Blinden bleiben lassen, das verbot ihnen schon der Adel ihrer Gesinnung. Vielmehr würden sie nach einer ausgleichenden Lösung hinstreben, die, sobald es die Umstände erlaubten, wenigstens in Bruchteilen dem Unglück gerecht werden konnte, ohne nach innen oder außen neue Zerstörungen heraufzubeschwören!

Außer einem Kutscher ließen sie auch den Verwalter noch mit nach dem Bahnhofe fahren. Dieser sollte dem blinden Gast bis zur Abfahrt des Zuges hilfreich zur Seite bleiben. Johannes aber schluckte nur verbittert die allerletzte Enttäuschung herunter. Gewiß hatte er erwartet, daß Elisabeth ihn zum Abschied nach dem

Bahnhofe begleiten würde! Gewiß hoffte er, noch eine letzte, eine allerletzte Aussprache mit ihr allein zu haben! Denn er erwartete immer noch, im tiefsten Winkel ihrer Seele irgendeinen Abglanz ihrer einstigen großen Liebe zu ihm entdecken zu können. So hoffte er bis zuletzt, wenigstens einen guten Glauben als Erinnerung an die Vergangenheit unter der Asche seines leergebrannten Herzens mitnehmen zu dürfen in die traurige Zukunft.

Doch nein, der Freund und die Frau des Kriegsblinden Hinkeldey verabschiedeten sich auf der Anfahrt vor dem Herrschaftshause von Johannes mit Herzlichkeit und festem Händedruck. Es war, als ob sie einem trefflich bewährten Lebenskameraden nachwinkten, der eine weite Reise machte, daher ein Wiedersehen so schnell nicht erwartet oder erhofft werde.

Verbittert dachte Hinkeldey, während er im Wagen dahinrollte, an diese Heimat. Erbarmungslos hatte sie ihn verstoßen. Er mußte hier heraus, als sei er wirklich längst ein Toter. Er kam sich vor, während er den Erbsitz seines Geschlechts verließ, als erlebte er sein eigenes Begräbnis.

Im Eisenbahnzuge saß der Blinde. Die Räder summten das monoton hineilende Geräusch. Ihn zwang dieses hindrängende Rollen, an die kommende Gegenwart zu denken. Dort droben der Bauernhof seines gefallenen Vetters, dem er entgegenfuhr, mußte nun endgültig seine Heimat werden. Zwar warteten dort Not und Sorgen, dort gab es aber auch diejenigen Menschen, die schon wieder mit seinem Eigenleben verbunden waren, die für

ihn in hartem Schaffen die Gegenwart zu meistern und die Zukunft zu besitzen suchten. Seine nächsten Menschen also waren Katrin und Bruno.

Auf einmal drängte sich ein Nachtgesicht vor sein inneres Auge. Er grübelte plötzlich, was wohl inzwischen dort oben, infolge seiner Abwesenheit, geschehen sein mochte? Hatte er wirklich Katrin in den Armen des Bruno gesehen? Nachtgesichte, Nachtgesichte, Einbildung überreizter Nerven! Katrin war sein Weib, dort droben hatte sie sein Kind geboren. Und dieses Kind mußte durch die Treue der Eltern wieder in den Boden hineinwurzeln, damit eine neue Heimat erblühte.

Im Räderrollen des voranstrebenden Zuges hörte Hinkeldey Lieder im Ohre. Jene Heimatlieder sind es, die sie als Soldaten im Felde gesungen, die auch während seiner Entlassungsfahrt die anderen Invaliden immer wieder hatten hören lassen. Mit gebeugtem Rücken auf harter Holzbank hin und her gerüttelt, summt der blinde Bauer Johannes Hinkeldey jetzt das so unendlich traurige, ach so hoffnungsvolle Soldatenlied vor sich hin. Ihm ist es, als unterhalte er sich dabei mit den vielen toten Kameraden, die alle einst mit ihm voll Heimkehrhoffnung dieses Liedlein vor sich hingesungen hatten:

Die Vögelein im Walde,
die sangen so wunderschön,
in der Heimat, in der Heimat,
da — — — — — —

VII

Der Abend dieses Tages kam.

Der blinde Bauer Johannes Hinkeldey befand sich wieder in der Wohnstube des Hauses auf dem Hinkeldeyhof, saß an seinem alten Platz am Tische unter der Lampe. Neben ihm, wie es immer zuvor gewesen, sein Freund Bruno Thein. Da saß der blinde Mann, als sei er niemals fortgewesen. Nur war die Ruhe, mit der er sich umgab, noch undurchsichtiger als früher, wie auch er selbst sich noch schweigsamer verhielt.

Hinkeldey saß da, als sollte sich nichts, aber auch gar nichts geändert haben!

Hiergegen hatte Thein nicht die seelische Tiefe, nun abwartend daneben zu sitzen, stillezuhalten und so zu tun, als habe sich gar nichts geändert! Voll fieberhaftem Reden und Erzählen umlauerte er den zurückgekehrten Johannes, versuchte dessen Schweigen anzubohren, suchte jenem Worte von den Lippen zu zwingen, die Hinkeldey aber nicht aussprach. Unangenehm kroch über das Gewissen des Jüngeren die Erkenntnis, daß die Glückserfüllung, die nun für ihn kommen sollte und kommen mußte, immer weiter fernrückte, je schweigsamer der Blinde sich verhielt.

Johannes war noch zu sehr mit dem Stillen der bitterlich schmerzenden Wunden seiner eigenen Seele beschäftigt, sonst würde er sicherlich mit seinen feinen Nervenfühlern herausgehört haben, wie ihn nicht nur

dieser Mensch, nein, zwei Menschen gar umlauerten. Wie zwei Menschen sich suchten, zueinander fanden, sich auseinander rissen, und immer mehr furchtgequält wurden, weil sie bei ihren Umarmungen wie bei einem Verbrechen ertappt werden konnten. Denn drinnen saß der blinde Freund, versunken in einem nach außen abgemauerten Leid, draußen aber küßte Thein die Frau des Hinkeldey, und glutgierig sanken sie in den Abgrund ihrer Sinne, rangen sich wieder voneinander los, beluden sich durch das unabänderliche Vorhandensein des blinden Menschen Tag und Tag mit einer riesengroß anwachsenden Schuld der Untreue. Denn mit jedem Tage schwand mehr vom letzten Hoffnungsrest auf das Kommen jener Glückslösung, die aller Geschicke auf diesem Hof hätte wandeln sollen.

Schließlich hielt Bruno diesen Zustand nicht mehr aus. An einem der nächsten Abende zerbrach er entschlossen die ganze Ungewißheit. Im Tone entrüsteter Enttäuschung fragte er den Blinden, ob ein treuer Freund nicht das Anrecht habe, zu erfahren, wie sich die Lösung auf Tannenhof weiterentwickeln werde?

Zuerst schien sich Johannes sträuben zu wollen, einen Menschen an seinem Leide teilnehmen zu lassen. Dann aber riß er sich zusammen, stimmte der Forderung auf rückhaltloses Vertrauen für die Treue des Freundes zu und gab ihm, mehr bedrückt als erleichtert, restlose und detaillierte Auskunft. Er schilderte die Sachlage, wie er sie auf Tannenhof wirklich angetroffen, verheimlichte durchaus nicht die ihn bewegenden seelischen Mo-

mente, erklärte ihm aber auch mit einer unwiderlegbaren Vernunft und Logik das wirtschaftliche wie juristische Bild und den sich daraus ergebenden Zwang seiner Entscheidungen. Bruno sollte wissen, daß Johannes sich ihm zu dieser Rechenschaft verpflichtet fühlte. Natürlich traten jetzt die wirtschaftlichen Motive hauptsächlich in den Vordergrund, denn sie waren ja zur Begründung seiner Beschlüsse schwerwiegend genug. Was ihm also günstigsten Falles bei einem mit allen Folgen erzwungenen Rechtsspruch aus dem industrialisierten Landgroßbesitz des Herrn von Berg zugesprochen werden konnte, das würde heute ein so zerstückeltes Anwesen bleiben, von einer rationalisierten Musterlandwirtschaft eingekesselt, daß er bei seiner gänzlichen Mittellosigkeit darinnen bald ersticken mußte! Und was sollte danach aus ihm werden? Die Zeit kannte kein Mitleid in Geldangelegenheiten. Wo ihm also das sogenannte Gesetzesrecht zu seinem Erbe verhülfe, würden die Teufel der mechanisierten Fortschritte der sachlichen Gegenwart den blinden Bauern rasch erledigen. Alle Gründe folgten wie eine einzige gegliederte Kette, aus deren Zwangsläufigkeit der tragische Entschluß des Johannes auch praktisch gutgeheißen werden mußte. Ein Toter war eben vom Leben restlos enteignet worden!

Da horchte Johannes scharf auf.

Thein nämlich widersprach ihm in einer aufgeregten Hast. In einer ebenso sinnlosen Motivierung, wie sie voll angreifender Heftigkeit war. Mit diesem seltsamen Benehmen enthüllte Thein rückhaltlos seine rein persön-

liche Enttäuschung. Nur die ihn dabei treibenden Kräfte blieben dem erschrocken horchenden Johannes völlig rätselhaft. Welches persönliche Interesse verbarg Bruno nur hinter dieser unlogischen Verstiegenheit? Scheinheilige Thesen und verworrene Begründungen schickte er mit immer gesteigerter Heftigkeit vor, als müßte er alle Gewalt dransetzen, um den blinden Freund hier zu vertreiben und dort in den sicheren Ruin hineinzuhetzen. Da blieb schließlich dem entsetzten Johannes keine andere Abwehr, als mit schroffem Mißtrauen die direkte Frage, welche eigensüchtigen Interessen Bruno eigentlich verfolge?

Dieser unerwartete Gegenangriff machte Thein fast wehrlos. Er rang schon damit, jetzt dem Blinden die ganze Wahrheit seines ehebrecherischen Verhältnisses mit Katrin zu gestehen, doch alle Schuld davon auf Johannes zu werfen, oder dessen verworrenem Schicksal aufzubürden. Im Krampf dieser Entschlußsekunden aber griff er plötzlich eine ganz andere Waffe auf, um sich aus der erniedrigenden Enge herauszuschlagen. Ebenso schroff hieb er dem Blinden schon seine Antwort zu: „Du fragst noch nach meinen Gründen? Ja, bist du dir denn nicht selbst darüber klar, daß von nun an dein ganzes Leben hier auf dem Hofe ein einziger Betrug wird? Eine fortgesetzte Kette von Lüge und Betrügen und sogar durchaus strafbarer Verbrechen!“

Sekundenlange Stille folgte.

Man hatte Johannes selten lachen gehört. Aber jetzt

dieses Auflachen hatte nichts von Erleichterung, nicht einmal erleichternden Hohn, sondern dieses Lachen war durchwühlt von wehester Verachtung: „Also Betrug? Von wem hast du das schöne Wort, von wem? Und Betrug an wem? Bitte, sogar Verbrechen gegen wen? Ach sag' doch, so sag' es doch klar!"

Immer noch lachte der Blinde wie im blutenden Schmerze. Bruno schwieg. Denn Katrin durfte er jetzt unter keinen Umständen nennen! Er war seiner Anklage gar nicht mehr sicher. Aber unbarmherzig schlug ihn Johannes mit seiner eigenen Waffe weiter: „Ich werde verantworten, was ich tue! Doch du kannst nur die Antwort schuldig bleiben! Du bist ja auch bestimmt nicht aus Berlin hierher zu mir gekommen, um deinem Kameraden bei Betrug und Verbrechen zu helfen! Nur wundert es mich, wie du gerade für Katrin gegen mich einzutreten fertig bekommst, wo du doch noch allerlei Schuld bei einer Hilde Möbius zu tilgen hast. Belastet mein Verhalten gegen Katrin oder gegen mein Kind dein Gewissen, vielleicht überlegst du es dir, ob du nicht besser hier fortgehst und nach Berlin zurückkehrst!"

Bruno stand mit bleichem Gesicht vor dem Blinden. Es gab kein Wort zur Entgegnung! Er war geschlagen, und er war durchschaut! Der blinde Freund war schon auf der Spur seines Verhältnisses mit Katrin. Und die grausamen Vorwürfe waren nur zu gerecht! Thein war fanatisch aufrichtig gegen sich selbst. Johannes hatte damals an Brunos Seite gestanden, ihn als treuer Freund

aufgenommen, beschützt und noch dazu ihm einen Teil seiner Schuld gegen das Mädchen in Berlin abgenommen. Und was tat er? Wie vergalt er gerade in dieser Not dem Kameraden Treue um Treue? Er hurte mit dessen Ehefrau, er suchte des Blinden schuldlose Not für sich auszubeuten, er gierte nach dessen ganzem Lebenswert! Pfui Teufel . . .

Und so blieb selbst nach dieser Unterredung äußerlich alles auf dem Hinkeldeyhofe unverändert, wie es bisher gewesen war. Äußerlich. Dennoch hatte der blinde Johannes sich mit solcher überlegenen Kraft auf seinem Platze behauptet, daß viele unsichtbare Vorgänge sich wiederum veränderten. Und nur sein Freund war es, der diese überlegene Kraft des Blinden erkannte, um sich sofort dahinter zu bergen.

Wenn nun auch Bruno Thein zunächst noch sein heimliches Verhältnis zu Katrin fortsetzte, war ihm doch schon die Liebe der Katrin geringer geworden und bald ganz entwertet. An der Kraft des Johannes spürte er die gänzliche Aussichtslosigkeit der von ihm erträumten Schicksalslösung. Nichts war ihm davon geblieben, als ein beklemmendes Abenteuer. Dessen Name hieß Ehebruch, dessen Inhalt Untreue. Schon quälten ihn Unwille, Unbequemlichkeit, daraus kam rasch Überdruß, und aus Heimlichkeit und Zwang keimte Abneigung, so daß er immer öfter versuchte, sich der Frau zu entziehen. Indem er sich hinter der Treue zu Johannes vor seinem eigenen Gewissen rechtfertigte, sann er bald nur noch darüber nach, wie er sich die schon wieder seltener wer-

denden nächtlichen Hurereien mit Katrin ganz vom Halse schaffen konnte.

So waren tatsächlich die Fundamente der ungetreuen Gemeinschaft gegen Johannes schon gänzlich auseinandergesprengt, ehe sich der Freund und die Frau des Blinden dieses Vorganges bewußt geworden. Denn so leicht ließ Katrin ihren Geliebten nicht aus ihrer begehrenden Umklammerung. Sie war ja aus ganz anderen Lebendigkeiten in diese Liebe hineingeströmt. Ihr war diese Liebe wirklich von der großen Einmaligkeit durchseelt, das ganz große Erleben. Hätte er nur gewollt, ihrer Natur würde es durchaus entsprochen haben, für diese Liebe jede Lösung oder Loslösung von dem blinden Johannes zu erzwingen.

So war man aus tausend Bedrängnissen und Verdrängungen vom Winter in die Frühjahrsbestellung hineingekommen.

Neben den eigenen inneren Enttäuschungen und der daraus resultierenden steigenden Unzufriedenheit hatte Bruno Thein aber auch das immer schwerer gewordene Packen der wirtschaftlichen Not des ganzen Hinkeldeyhofes zu tragen. Denn inzwischen war die Mark wirklich stabilisiert worden. Zuerst hatte man neben Papierbillionen die Dollarschatzanweisungen wie Devisen genommen, dann aber rechnete man mit Rentengoldmark und Goldpfennigen. Mit dem gleichen Augenblick blieben sämtliche spekulativen Geschäfte weg, das Augurenlächeln der Schläue war aus allen Gesichtern weggewischt. Fachkenntnisse begannen mit peinlich

korrekten Kalkulationen die Gewinne in Goldpfennigen zu errechnen, ehrlichste Konkurrenz hieß plötzlich der allein gültige Geschäftstrumpf. Was von den Papierbillionen des vergangenen Winters jetzt nach der Schneeschmelze übrig geblieben, ergab so winzige Goldmarkwerte, daß nur die schnellste Einsicht helfen konnte, wie arm, restlos arm man in Wirklichkeit geworden war. Leider mußten dagegen die aus spekulativen Inflationsgründen eingegangenen Vertragsverpflichtungen innegehalten werden; denn die langfristigen Verträge, die man unterschrieben hatte, waren unanfechtbar gültig, weil sie ja sämtlich schon auf der Goldbasis des Dollars geschlossen worden waren. Zu spät sahen die Bauern, daß sie ihren Großabnehmern die Erzeugnisse zu so lächerlich geringen Preisen geliefert hatten, dagegen die jetzt handelsüblichen Goldpfennige noch hundertprozentig besser standen. Neben solchen blamabelen Verpflichtungen hatten sie auch fast alle noch kostspielige Bauabschlüsse an den Nasen hängen, wogegen an eine Benutzung der aus den Papiermarkfluten beschafften Maschinen gar nicht zu denken war, weil die Goldbetriebsunkosten viel zu teuer wurden.

Bruno Thein lief mit sorgenvollem Kopfe umher, Notstände klafften, die ihn fast zur Verzweiflung hetzten. Überall stieß er gegen die Fehler seiner eigenen Dummheit, die der blinde Johannes vergebens bekämpft hatte. Die überheblichen Stallbauten gähnten im knapp fertigen Rohbau. Die neue, massive Klinkerscheune war zwar unter Dach, die inneren Anlagen aber noch

nicht einmal begonnen worden. Denn der Maurermeister forderte nun die fällig gewordene Teilrate in Goldmark. Doch für die Rentenmarkbeträge, die zusammenzukratzen waren, mußten Düngemittel, Halfter, Geschirre, sogar noch Saatgut beschafft werden. Da begannen die protzigen Gutsmaschinen zu verrosten wie Alteisen. Und dem Johannes ging der Bruno, trotz seiner Ratlosigkeit, aus dem Wege wie dem leibhaftig mahnenden Gewissen.

Um so unerträglicher war für den blinden Hinkeldey der Zwang geworden, nur stillsitzen zu müssen und immer nur unnütz vorhanden zu sein, während die Frau und der Freund täglich sorgenbeladener im Joch zogen. In seiner verbitterten Einsamkeit empfand er nicht nur die Entfremdung mit Bruno besonders hart, sondern auch die Ungewißheit, was zwischen Katrin und dem Freunde wirklich vorging. Seine angespannt auf jede Lebensäußerung der Vorgänge draußen lauschenden Nerven fühlten sehr bald heraus, daß zwischen Bruno und seiner Frau auch Disharmonien die Beziehungen störten. Sollte er sich darüber freuen? Soviel er auch lauschte, sogar belauschte, sein Verstand vermochte dafür keine Auslegungen zu finden. Das Nachtgesicht war immer wieder vor seinem Auge, und seit der Auseinandersetzung mit Bruno war dem Eindringen der eifersüchtigen Regungen in sein Bewußtsein nicht mehr so leicht zu wehren.

So kam es aber, daß der in vielfachem Leid fast verzweifelnde Blinde sich aus der nur noch vergrößerten

Einsamkeit heraus nach einem verstehenden Menschen sehnte und sich mehr und immer mehr in seinen Gedanken und Lebensbeziehungen wieder mit Katrin beschäftigte. Wenn er jetzt verbittert an Elisabeth dachte, verglich er sie unwillkürlich mit Katrin. Und an der Vermessenheit der Elisabeth, den zurückgekehrten Ehemann aus ihrem Leben wie einen Toten auszuschalten, daran empfand er drückend seine eigene Schuld gegen Katrin. Wie hatte sie ihn einst mit selbstverständlicher Treue bei seiner Rückkehr aufgenommen! Und er hatte dagegen in einem ähnlichen Hochmut, wie Elisabeth ihn, die Katrin von sich gestoßen.

Irgendwoher kam ihm die Hoffnung zugeflogen, wenn er jetzt an Katrin wiedergutmachte, vielleicht würde ihn solche Sühne doch noch mit Weib und Kind versöhnen und sie alle tief und fest in dem Heimatsboden verwurzeln lassen. Wie heiße Lebenslust stieg aus dieser Hoffnung sein heimliches Verlangen nach Liebe und Gutsein hoch, und wie man sich wohl dem Säfteursprung allen Lebens mit ganzer Hingabe zu opfern bereitet, so suchte der blinde Hinkeldey ein zweites Mal sich der Katrin näher zu bringen.

Diesmal griff er mitten hinein in lohebrennende Weiberfeindschaft. Dieser Brand ist schlimmer, als jedes Feuer in der Welt, und solche Weiberfeindschaft zu allem fähig. Katrin wich dem Johannes nicht etwa aus. O gar nicht, im Gegenteil, sie spürte sofort mit weiblichem Instinkt, was in ihm vorging. Sofort wußte sie, hier ergab sich für sie eine Gelegenheit zu einer

herrlichen Rache. Unter halbem Gewähren stieß sie ihn dennoch immer wieder zurück; indem sie ihn zuerst leicht irritierte, konnte Johannes nicht die Warnung begreifen, die sie ihm ein anderes Mal ins Gesicht höhnte: „Bliew nur wor du büst! Kömm mi nur nich tau nah!"

Oder ein anderes Mal: „Wat schall denn nur dat Getu? Büst doch hier nich Bock in Schafstall!"

Wohl preßten sich des Blinden Hände zur Faust, denn die geschlechtlichen Absichten, die sie ihm sofort ins Gesicht warf, würde er mit seiner zum Gutmachen eingestellten Zartheit nie hervorzukehren gewagt haben. Aber anstatt gewarnt zu sein, lächelte er hinterher nur in sich hinein wie ein weltweiser Frauenkenner, der über die Abstraktheit des weiblichen Wesens, besonders wenn Eva aus guten Gründen beleidigt und böse ist, Bescheid weiß. So ganz auf Wiedergutmachen eingestellt, zu dem immer ein Büßen und Erdulden, wenn nicht gar Erniedrigtwerden gehört, war er in seiner blinden, wehrlosen Leidensnot gar nicht mehr fähig, sich als Mann auf die wahre Natur des beleidigten Weibes besinnen zu können.

So glaubte er, von ihrem mutwilligen Verhalten irritiert, ganz anders, also ganz anders in seinem Werben vorgehen zu müssen. Darum tat der Mann, was er früher in der natürlichen Schamhaftigkeit nie vollbracht haben würde. Zu den ersten Schlafensstunden einer lauen Frühsommernacht überwand er sich und schlich tastend, leise, leise, hinüber in das Zimmer mit den

beiden Bettalkoven. So fremd ihm gerade dieser Raum in all den vergangenen Jahren geblieben, er fand sich doch zurecht. Leise, leise schlich er, bis er wußte, dies ist ihr Bett. Er war bereit zum Büßen, zum gegenseitigen Verzeihen, zum Geben und Nehmen. Schließlich war er ja ihr Ehemann, und die ganze Angelegenheit sein inneres Eherecht. Nach dem Verzeihen würde er, wenn vielleicht auch nicht mehr so ihr Herr, wie es hätte sein müssen, aber doch wohl wieder Herr sein im Haus und Hof und in der Heimat. Behutsam und zärtlich unter solchen Gedanken setzte er sich auf den ertasteten Rand ihres Bettalkovens nieder.

Hörte er da nicht Tappen wie von leisen, nackten Sohlen?

Aber hörte er denn nicht das Schleichen von zwei Paar nackten Sohlen?

Oder waren es Nachtgeräusche, was ihn umschlich auf leisen nackten Sohlen?

War es nicht gar ein ganzer Wirbel nackter Sohlen, der ihn leise narrte?

Was reißt in seiner Brust? Woher kommt dieser wütende Schmerz? Eifersucht?

Mit Kraftüberwindung meistert er sich, hält den Atem völlig ein. Nichts vernimmt er. Nur Stille füllt den Raum.

Da greift er langsam, behutsam, aber entschlossen in ihr Bett hinein.

Doch das Bett ist leer. Und der Bettraum ist noch körperwarm. Er fühlt im Nu, wild zerwühlt ist das

ganze Bett. Die Hand reißt er zurück, als sei sie ihm verbrannt. Hoch springt der Mann unter der Wut, die aus ihm drängt. Er schießt herum, denn er hat etwas gehört, das wie ein unterdrücktes Kichern klang. Jetzt tappen nackte Füße. Es schleichen irgendwo zwei, vier Füße, Wirbel nackter Sohlen ist irgendwo um ihn herum.

Mit einem Sprung ist der Blinde bei der Tür, den Weg zu versteilen.

Nun dringt das Hohnlachen ohne Unterdrückung an sein Ohr. Girrend, gurrend, wie es aus weißem Kehlbogen eines triumphierenden Weibchens trilliert. Der Blinde rast drauf zu. Für ihn gibt es keine Blindheit. Seine hingreifenden Arme aber umfangen nur Luft, leere Luft, Hohnlachen. Nein, er wurde gerade noch bei den Armen zurückgestoßen. Kreischen reißt auf. Tappen nackter Sohlen wirbelt, girrendes Hohnlachen umschwirrt ihn. Da brüllt er aus blutgepeitschtem Zorn: „Herkommen!“ Und tappt mit ausgestreckten Armen im Raume leer herum. „Wag' das nicht, es so mit mir zu treiben, wag' das nicht! Weil ich blind bin———“

Aus der gänzlich entgegengesetzten Zimmerecke wird er von amüsierter Verächtlichkeit einer hellen Frauenstimme angerufen: „Büst woll nich richtig in Kopp? Glöwst denn wirklich, du blinnen Bock, ik werd up ens stille hollen, wenn du nur anspringst? Denk gor nich dran! Oder wat wißt sonst hier? Wat schall dat sonst, dat ik hier nachts nich vor dir siker bün?“

Beschämt, mit Blutschlag bis im Halse, würgt der

Blinde, ausgreifende Arme ihr zugedehnt: „Katrin! Du weißt, was mir gehört, — gehört . . .“

Tremolo lacht, schwillt wie Flut, drin der Blinde zu ersticken fürchtet: „Ik gehör di? Wie kömmst up dissen Unsinn? Mi kriechst du nich, för son as du bün ik labendig nich mer tau häben! Ik nich! Immer nochmal ik nich! Un immer nochmal ik nich!“

Er brüllt wie ein getretenes Tier: „Bist meine Frau! Bist meine Frau!“

„Dat ik nich krepier vor Lachen! Lach doch sülben, du undankbaren Narr! Din Fru schalt ik woll wesen sün, du awer geih nur tau annern Wifsbillern, wenns wat wißt, geih tau ner annern, ik bün nicht mehr as din Fru dor! Mi kriechst nich mehr, un immer noch mal, mi kriechst nich!“

Arme, wie Keulen geschwungen, langten noch in diese Worte hinein, um über blindes Unvermögen hinauszukommen. Girrende Stimme lockt, der armselige Mensch immer hinterher, oft plötzlich wie ein Kreisel um sich selber langend, danach wieder im Raume umhergetrieben, stolpernd, taumelnd, um wie ein elend mißbrauchter Clown atemlos stehen zu bleiben. Mitten im Raume steht der blinde Riese, wie erwachend über seine eigene Scham, wobei ihm plötzlich die erhoben gewesenen Arme langsam herunterbrechen. In dem Augenblick schreit sie ihm zu:

„Ekel häb ik vor di, Ekel! Nix anneres as Ekel! Un wenn du mi nur dat geringst andun dätst, schrei ik um Hilfe! Dat gante Dorp schall tausammenlöpen! Schall

ik also in de Nacht schrein um Hilfe jegen di, schall ik?“ Allerschrecklichste Gemeinheit über ihn ergießend, brüllt sie wirklich gellendes Gelächter: „Tau Hilfe! Tau Hilfe! Ik bün von verrückt geworrenen Kirl öwerfalln!“

Und lacht dazu und lacht.

Der große, blinde Mensch beugt die Schultern, als knicke er zusammen. Sie ist fortgehuscht. Er hört Gurren, Tappen, nackte Sohlen, alles wirbelt um ihn.

Den Leib niedergebogen, den Kopf tief geneigt, schiebt sich Hinkeldey zur Wand. Irgendwo ist klaffend eine Tür. Der Blinde rafft sich zusammen, um nicht hin auf die Flurfliesen zu schlagen. Er torkelt einen Weg, kommt irgendwie dort hinein, wo er auf sein Bett niedersinken kann. Aber selbst hier reißt ihn noch einmal das Geräusch vom Tappen nackter Sohlen hoch. Doch verkriecht er sich in völlige Wehrlosigkeit. Er will nichts hören, nichts mehr hören.

Diese ohnmächtige Nacht ist die tiefste Erniedrigung im Leben des Johannes Hinkeldey.

*

In der nächsten Zeit hat der Blinde in all seiner Überflüssigkeit und Einsamkeit sich noch mit der ihm widerfahrenen Schmach auseinanderzusetzen.

Doch was aus allen Zermarterungen blieb, waren nur haltlose Zweifel gegen das Weib dort drüben und gegen den Freund. Denn ob er auch tagelang mit überspannten Sinnen auf der Lauer lag, ob er Nächte durchwachte, er konnte keine Bestätigung dafür greifen, was

ihn zerfraß, er fand keinen Beweis für Verrat oder Untreue. Wenn er nur Tappen und Schleichen von nackten Sohlen wieder gehört haben würde! Wenn er doch nur ein einziges Mal Gewisper heimlichen Liebesgeflüsters vernommen hätte! Dann würde er in Verzweiflung und Zerrissenheit bereit sein, irgendein Ende zu machen. Er wollte die Verbundenen schon trennen, sie strafen, er würde irgend etwas ersinnen, wie er sie, oder vielleicht alle drei auslöschen könnte!

Aber selbst auf diesem von der Natur offen gelassenen letzten Ausweg aus allem Unglück griff der blinde Mann nur ins Nichts. Hilflos stand er vor der Spur der primitivsten Rachsucht, denn er hörte nichts des nachts, als tiefen Atem gewissensreiner Ruhe. Wenn er aus den Qualen dieser nächtlichen Lauer hochfuhr, aus seinem Bette schlich, sich hinübertappte zum Bette, darinnen Bruno schlief, wenn er dann, jedesmal von neuem bis in den tiefsten Herzschlag beschämt, den Freund im ruhigen Schlafe, vertrauend wie das unschuldigste Kindergemüt atmen hörte, wurde er schließlich an allen seinen eigenen Zweifeln irr. Bis Johannes in den letzten Nächten merkte, daß auch Bruno sich wach erhielt. Doch an der ganzen Art dieses Wachbleibens erkennt der Blinde, daß einzig sein Benehmen den Jüngeren erschreckt haben muß, so daß jener ihn zu ergründen trachtet. In dieser Scham überkommt es Johannes, durch eine rückhaltlose Aussprache Klarheit zu erzwingen, mochte hinterher der letzte dünne Faden reißen, der letzte Menschenhalt ihm verloren gehen.

Gedämpfte Worte schickt er durch den nachtstillen Raum: „Bruno, ich frage dich auf Ehre und Gewissen, sage mir, was um mich vorgeht!“

Drüben krachte das Bett, mit solchem Ruck mußte sich Thein hochgesetzt haben. Zuerst blieb eine Antwort aus. Bis es nach geraumer Weile zurückkam: „Ich weiß nicht, was du meinst. Was soll vorgehen?“

Auf jeden Fall hörten die Nervenfühler des Blinden sofort, daß auch das Gewissen oder zumindest das Gemüt des Bruno beladen sein mußte. Oder wich der Freund ihm nur aus?

„Bruno, ist etwas zwischen Katrin und dir? Dann sage es mir jetzt offen!“

Kein Zögern, nein, doch aus zagender Ferne kamen die erschrockenen Worte: „Aber was meinst du denn nur?“

Irrte sich Johannes wirklich? Dann wollte er dem Freunde kein Unrecht tun! Dennoch lauerte der Arme hinter seiner hervorgequälten Frage: „Was weiß die Frau? Gegen mich, was weiß sie?“

Die Antwort, die leise und langsam überlegend, Wort um Wort herüberkam, das waren wohl Entschuldigungen, aber aus einer Schuld, mit der man den andern bezichtigt:

„Es ist ganz natürlich, daß sie dasjenige gegen dich weiß, was durch dein eigenes Verhalten ihr verdächtig geworden ist . . .“ Pause. Danach mit größerer Sicherheit: „Vielleicht hat sie schon manches gegen dich gewußt, ehe du das Verhängnis noch selber aufdecktest!

Damit wird auch das frühere Verhalten der Katrin gegen dich zu erklären sein!"

Durch die nächtliche Kammer wimmert das unterdrückte Stöhnen des Johannes. Bruno aber fährt mit beruhigender Eindringlichkeit fort: „Das ist doch nur gut so! Menschenskind, Besseres kann dir ja gar nicht passieren! Durch ihre Hinterhältigkeit bist du ja gerade vor ihr geschützt, brauchst dir keine Sorgen darüber machen, was sie nun wirklich weiß oder nicht weiß!"

Man hört die Stille der Nacht wie aus Herzpulsen schlagen. Danach sagt Thein, als verzeihe er dem Freunde lächelnd den Verdacht: „Machen wir bei dieser Gelegenheit gleich reinen Tisch zwischen uns. Du willst doch etwas ganz anderes aus mir heraushorchen, Johannes! Ich aber habe gar nicht nötig, es vor dir zu leugnen, daß ich für Katrin allerlei Empfindungen übrig hatte. Warum sollte ich das vor dir verbergen, da früher in unserem inneren Verhältnis nicht die geringste Ursache vorlag, dich zu hintergehen. Aber jetzt — — —"

„Jetzt?" Hinkeldey neigte sich weit über seinen Bettrand, doch zitterte er.

„Wo sich alles verändert hat!"

„Was ist zwischen euch, ehrlich, wie steht ihr euch?"

„Ich weiche der Katrin aus, wo ich nur kann!"

„Du — — — weichst — — — ihr aus — — —?"

„Merk dir das, alter Junge, zwischen Katrin und mir ist ein Trennungsstrich gezogen, darüber wird sie unsere Freundschaft nicht mehr stören!"

Damit warf sich Bruno zur Seite, rief verärgert: „Und nun will ich endlich schlafen!“

Johannes barg das Gesicht unter der Bettdecke, nur um mit seinem schwer stöhnenden Atem den Schlaf des Jüngeren nicht zu belästigen. Wie eine Erlösung aus Zerrissenheit und Irrewandern hatte der gute Freund ihm soeben das Geschenk dargebracht, er hielt zu ihm, er hatte als Mensch zu ihm zurückgefunden, Johannes war nicht mehr einsam! Zwei sehende Freundesaugen blieben mit seinem blinden Leben verknüpft, schützten ihn weiterhin, sogar auch gegen diese Frau, gegen diese Frau! Das war Balsam, das war wie der erste Sieg über das Dunkel jener entsetzlichen Vergangenheit, das war Eingang zu neuer Zukunftshoffnung!

Seit dieser nächtlichen Aussprache merkten die feinen Nervenfühler des Johannes, wirklich, wirklich, der Bruno wich Katrin aus! Die Tatsache stand fest. Doch hatte sie ganz anderen Ursprung, als Bruno dem blinden Manne glauben machte, worüber er sich natürlich auch selbst belog.

Es war seit jener Nacht, als Katrin ihre haßvolle Rache über den wehrlosen Hinkeldey ausgegossen, damals erst hatte sie den Einsatz dazu, der Bruno war, selber verspielt. Thein war ja ein Schwächling, der sich ganz vergebens unter ihrer Liebe wand, bei aller steigenden Überdrüssigkeit und Beschwerlichkeit des Verhältnisses sich ihrem Sinnesverlangen dennoch nicht zu entziehen vermochte. Aber so erbärmlich feig und schwankend er war, sobald er nur einen äußeren Anhalt gefun-

den, um mit moralisierendem Selbstbelügen sich aus der Affäre ziehen zu können, sofort war er auch der das Verhalten seines Nächsten mit großartiger Überheblichkeit verurteilende Momentmensch. In jener Nacht der wüsten Weiberrache hatte Bruno wirklich drüben bei Katrin gelegen. Er war der Zeuge geworden urwüchsiger Weibesbosheit über einen wehrlosen Mann, mit welchem Triumph die Katrin doch gerade dem Bruno nur ihre große Bereitschaft zur Liebe für ihn beweisen wollte. Aber in solcher maßlosen Erniedrigung des Blinden hatte sie nicht nur den einen Mann geschändet, nein, auch in Bruno das Entsetzen vor ihr aufgerüttelt und sein Mannestum nun erst vollends zurückgestoßen. Würde diese Frau ihn nicht morgen ebenso mißhandeln, wenn sie aus irgendwelchen geheimen Gründen es für gut befinden sollte, sich wieder an den krummen Schneider Kruse wegzuwerfen? Wenn ihm von dieser Frau so viele Gefahren drohten, von denen er nie wissen konnte, wie sie enden würden, dann fand er den Mut, Schluß mit ihr zu machen. Die empfangenen Guttaten ihrer Liebe hatte er nicht nur vergessen, nein, er verleugnete sie als ihre hinterhältigen Absichten. Ihre Untat an Johannes aber war ihm das Mittel zum Zweck, sich selbst in seinem Verhalten Absolution zu erteilen. Seitdem also war er wieder ein anständiger Kerl!

Der Katrin gab er seine Gründe aufrichtig nach seiner Art zu verstehen, indem er sie mit geschwollener Überheblichkeit verwirrte, mit hochstehender Moral duckte, mit Verachtung mißhandelte. Unter dem Druck

der Liebe und Liebesangst stand sie scheu und wohl auch verständnislos beiseite; erst als sie begriff, daß es tatsächlich aus war zwischen Bruno und ihr, daß der Blinde der Stärkere in dem seltsamen Spiel gewesen war, da begann Katrin ihr Leben mit den zwei Männern auf dem Hinkeldeyhofe in einer neuen Konstellationsmöglichkeit zu erwägen. Thein hatte dabei sofort das unangenehme Gefühl, daß er zwischen zwei Puffer geraten war, ohne den geringsten Nutzen für sich selber bei dem ganzen Gefahreneinsatz zu erreichen. Er fragte sich deswegen auch zum erstenmal, wozu er sich überhaupt auf diese ganz abseitige Lebensbahn habe schieben lassen, also was er eigentlich noch immer hier auf dem Hofe des blinden Hinkeldey suchte?

Der Ernteertrag war in diesem ersten Bauernjahr seit der Stabilisierung der Mark ganz kümmerlich ausgefallen. Es war keine Mißernte, nur die Folge der inflationistischen Mißwirtschaft. Das vermehrte die Schuldlasten, Not und Sorgen schlugen fast über den Köpfen zusammen. Jeder Mangel an Kredit, auch eine Wirtschaftsfolge aus der Inflation, ließ die ländliche Verarmung katastrophalen Umfang annehmen. Wie sollten die Bauern ohne Kredithilfe zu einem Neuaufbau ihrer Landwirtschaft gelangen? Wie sollten sie an neue Viehaufzucht herangehen, da die Bestände der Kleinbauern nach den verzweifelten Notschlachtungen der Inflationsjahre so gut wie vernichtet waren?

Auf dem Hinkeldeyhofe ging diese Not um wie

überall, und Thein fühlte sich in der Arbeit, in der ganzen Wirtschaft wie abgewürgt unter der Geldknappheit. Wozu eigentlich sank er hier mit hinunter in Elend und Unglück, wo doch nur Undank und schließlich noch Vorwürfe das Ende vom Liede sein würden? Was der Ernteerlös hier erbracht hatte, war sofort wieder für Schulden, Schulden, Schulden aus dem Hause geflossen. Kein Ziegel an den Bauten war mehr weitergekommen. Alle schönen Maschinen lagen, mit Teerpappen zugedeckt, als wertloses Gerümpel im Wege. Dazu kamen ganz neue Steuergesetzgebungen. Die erfaßten nicht nur die abgestoßenen Hypotheken, sondern gerade auch jene sogenannten Sachwertgewinne. Als Vermögenszuwachs wurde mit hohen Goldsteuern belegt, was als sinnlose Anschaffungen in Wirklichkeit Verluste geworden waren, die den Ruin nur zu beschleunigen drohten. Wie sollte man aus der kaum noch lebensfähigen Wirtschaft diese Steuern dazu aufbringen?

Tag für Tag schlug sich Thein mit diesen Dingen auf dem Hinkeldeyhofe herum. Wofür machte er seine kümmerlichen, erniedrigenden Bettelgänge in die Stadt, wo er als ein hochangesehener Kerl gegolten hatte? Am besten gelangen ihm die Zahlungsaufschiebungen noch immer bei den Steuerbehörden. Hier pochte er auf die schuldige Rücksichtnahme gegen einen Kriegsblinden, um die angedrohten Pfändungsmaßnahmen zu verhüten. Es gärte überall unter den früher wie die bedachtsame Ruhe selbst gewesenen Kleinbauern. Radikal eingestellte Agitatoren extremer Politik schürten

und hetzten, viele Landwirte traten neugegründeten Bünden bei, die das Schlagwort der Selbsthilfe auf ihr Panier geschrieben hatten. Das nutzte Bruno sehr wohl, und die Behörden hüteten sich, durch ein Vorgehen gegen einen Kriegsblinden die Unruhe im Landvolke noch zu vergrößern. Aber die Kaufleute in den Städten, die Lieferanten der Bauern, drängten um so unerbittlicher auf Bezahlung der aufgelaufenen Schulden. Für jede Verzögerung berechneten sie hohen Zinsverlust. Gewiß benötigten sie selber bei der Knappheit der Goldmark ihre Gelder; aber sie verweigerten nur die so notwendigen neuen Kredite, welche den Bauern über ihre Schwierigkeiten hinweghelfen würden, weil ihnen dabei die Finanzämter auf den Zahn fühlen konnten, woher denn jene Warensubstanzen kämen. Die Landleute entblößten sich bis zum letzten, um die Mittel zu beschaffen, durch eine neue Ernte die alten Schulden zu decken und die Existenz zu erhalten. Dem Gerichtsvollzieher verfiel manches letzte Stück Vieh, und danach noch mancher Hof, obwohl die meisten Bauern selber Margarine fraßen, um sogar diejenige Butter zu Markte zu tragen, die man früher selber verzehrt hätte. Und ganz genau so würgte man sich auf dem Hinkeldeyhofe langsam, aber sicher am letzten Rest der Eigensubstanz zu Tode.

Johannes Hinkeldey aber mußte währenddes nutzlos am Fenster seiner Wohnstube sitzen. Er hatte tiefe Furchen um den Mund bekommen, Furchen auf der Stirn. Seine Schultern waren gebeugt, als verfielen die

Kräfte in dem riesengroßen Körper. Die einen Leute im Dorfe meinten, das käme von den Sorgen. Andere aber flüsterten, daß in der Ehe des Hinkeldey wohl nicht alles stimmte, man höre ja genug darüber munkeln.

Wohl war dem Johannes nach der Aussprache mit dem Freunde eine äußere Ruhe zurückgekommen. Aber in dem Ausgestoßensein von der Nützlichkeit des Daseins wurde die ungeheuerliche Einsamkeit um ihn noch mehr zur Ursache, daß er das Leid seiner Seele nie beruhigte, sondern selber immer von neuem aufriß. Er war wirklich wie in ein Gefängnis gesperrt. Oder ist nicht der in Einzelhaft gesperrte Verbrecher gar noch besser dran? Kann er doch die Spinne sehen, die über ihm den Faden ihres Daseinswillens webt, und kann er aus diesem sichtbaren Freiheitsleben Trost schöpfen und die Spinne lieben. Aber der in Einsamkeit gestoßene Blinde?

Als sich Johannes mit heimlichen Selbstmordplänen abquält, überkommt ihn plötzlich, vielleicht aus Angst vor dem Tode oder letztem Drang zum Leben, der allerursprünglichste Gedanke zur Überwindung seiner Zwecklosigkeit. So naheliegend, daß er über sich selbst erschreckt. So unbegreiflich will es ihm nun erscheinen, daß er bis zu diesem Tage sich nicht seiner Vaterpflichten an seinem Kinde entsann. Was war er doch für ein überhebliches Geschöpf! Im erbärmlichen Wichtignehmen nur der Dinge um seine Person wäre er beinahe erstickt, so daß er Selbstmord plante, während in diesem Hause, nicht nur unter gleichem Dach, sondern

Tür neben seiner Tür, sein eigenes Kind dem Leben entgegenwuchs. Hier war ja sein Schöpfungszweck, aus ihm selbst geworden, mit unbefleckten Augen im reinen Lichte, das ihn nicht allein brauchen konnte, nein, auf den Vater in natürlicher Entwicklung wartete! Und er wollte seinem Leben ein Ende machen? War denn nicht sein Daseinszweck so lange noch unerfüllt, als er in der Zukunft seines Kindes ihm und sich einen Lebenssinn nach seiner Geistesart schaffen konnte, nein, mußte? Zum Entsetzen beschämend war sein Egoismus, mit Selbstmord sich davonmachen zu wollen, dabei des eigenen Kindes vollständig zu vergessen! Dazu noch hörte er die Kinderstimme stets bis zu sich herüberkrähen, auch wußte er, daß sein kleines Menschlein schon begonnen, sich die eigene Welt zu erobern. Johannes preßte bei diesen Erkenntnissen die Lippen vor Scham aufeinander. Denn er hatte bisher noch nie etwas dagegen getan, seinem Kinde kein Fremder zu sein. Duldsam unter wehrloser Blindheit hatte er den Willen der Kindesmutter wirken lassen, hatte ihren Haß mit seinen Mitteln vergolten, wobei das Kind aber aus seinem Lebenskreise ferngehalten blieb. Ja, der Knabe schrie vor Entsetzen, sobald die Gestalt des blinden Riesen zufällig über seinen Kindesweg getastet kam, des Mannes, der doch sein Vater war. Erschüttert schwur sich Johannes heute, sein Kind sollte ihn nicht umsonst vor Selbstmord bewahrt haben!

Die ganze Ungeheuerlichkeit im Verhalten der Katrin wurde aufgedeckt, als sich jetzt der Vater dem Kinde

zu nähern begann. Seit der Geburt des kleinen Johannes hatte Katrin das ganze Hauswesen so eingestellt, daß die Welt des Kindes nicht die geringsten Berührungspunkte mit dem Vorhandensein des Vaters bekam. Das war durch die außergewöhnlichen Umstände gar nicht schwer durchzuführen gewesen, diese Anordnungen waren so gebräuchlich im Bauernhause geworden, daß nicht nur die Mägde, welche das Kind betreuten, sondern auch Thein sie als eine vom blinden Hausherrn gewünschte und selbstverständlich gewordene Regelung ansahen. Die Mägde aber lachten darüber und taten es der Bäuerin nach, wenn sie den blinden Bauern als Kinderschreck ausbeutete, wie es ja bei allen Kindern im Dorfe üblich geworden war. Der blinde Vater war das Böse, das Schreckgespenst, der Spökenkieker, natürlich hier nur zu dem heimlichen, entsetzlichen Endzweck, das natürliche Gefühl im Kinde zum Vater niemals aufkommen zu lassen.

In dem Blinden kochte ein unbändiger Zorn gegen diese heimtückische Unnatur einer Mutter. Aber auch solche heilige Wut würde wieder wehrlos wie Geraschel welken Laubes unter dem Hohn der Katrin erstickt worden sein, wenn nicht Thein unerwartet in diesen furchtbaren Ehekonflikt eingegriffen hätte. Er nahm nicht etwa mit Worten Partei des Blinden, nein, er zerrte das Kind einfach von der Mutter fort, er selber trug das schreiende Büblein auf seinen Armen hinüber in das Wohnzimmer zum blinden Vater. Das verzweifelte Wutgeschrei der Katrin brachte er mit ebenso heftigen,

als schroffen und treffenden Worten zum Schweigen. Unter Drohungen warf er ihr seine Verachtung hin, weil einzig ihr niedriger Charakter jedes friedliche Zusammenleben im Hause unmöglich machte. Und Katrin duckte sich unter seinen Drohworten, schwieg und zog sich wie geschlagen zurück.

Seitdem wachte Bruno darüber, als sei dies seine Aufgabe, daß der Kleine nirgends wo anders mehr spielte, als im Zimmer des blinden Vaters. Bald vom frühen Morgen bis zum Abend. Thein selber schuf sich immer mehr freie Zeit, um durch Spielen und Lenken und Gutsein das Kind an den Vater zu gewöhnen, was überraschend schnell gelang. Es war, als suchte auch Bruno etwas an dem Blinden gutzumachen. So wurde Johannes wirklich seines kleinen Jungen geduldiger Lehrer und Spielgefährte, und das früher so stille Zimmer war nun gefüllt von Kinderjauchzen und glücklichem Lachen. Aber aus diesem Vorfall nutzte Thein noch oft die Gelegenheit, um der Katrin seine empörte Verachtung zu bezeigen, ihr an ihrem Verhalten zu beweisen, wodurch sie sich bei ihm, als einem anständigen Kerl, um jede Sympathie gebracht habe.

Katrin aber war wie umgewandelt. Wagte sie gegen Bruno kein einziges Wort, so steigerte sie, wie um ihn zu immer neuen Auseinandersetzungen mit ihr zu reizen, ihre bisher versteckte Feindschaft gegen den Blinden zu ganz offen betriebener Quälerei. Heute war diese, morgen jene gewohnte Ordnung im Hause umgestellt. Bald waren Gerätschaften auf dem Hofe achtlos im Wege

abgeladen worden, dann wieder standen in Scheune und Ställen die gewohnten Dinge so verändert, daß der Blinde seine Wegsicherheit verlieren mußte. Wenn Thein sie mit knirschender Verachtung zur Rede stellte, schwieg sie mit geduckter Scheu, doch in ihren Augen und in den Mundwinkeln lächelte sie mit bösem Zug. Bruno hatte oft das Empfinden, sie wollte ihn zu so besinnungsloser Wut reizen, daß er mit Händen oder Fäusten auf sie einschlüge. Aber er wird sich hüten! Er spürt, sie lauert, um ihn unter Schlägen mit ihrer sinnlichen Liebestollheit anzufallen!

Aller Haß und elementare Ausbrüche konnten nicht mehr verhindern, daß der kleine Bube in der Welt des Vaters aufging und sich einlebte und auflebte. Dadurch begann auch in Johannes rasch die Lebensfreudigkeit zu wachsen. Es erstarkte sein Wille, er begann selber Anordnungen im Hause zu treffen, er wurde wachsam und entschlossen, damit die Frau drüben nicht wieder zerstören konnte, was sein kluger Verstand in dem Kinderseelchen pflanzte und aufblühen sah.

Aber die wirtschaftliche Not stieg gerade in diesen Tagen derart, daß Bruno Thein fast jede Lust verlor, hier auf verlorenem Posten noch länger auszuharren. Jetzt legte er sich schon darüber Rechenschaft ab, daß er dieses Kämpfen und Sorgen, dieses völlig zwecklose Einsetzen seiner Person und seines Ansehens genau genommen doch für Menschen tat, die ihn überhaupt nichts angingen. Gewiß war Freundschaft ein sehr schönes Ideal, aber wie kam er dazu, aus Treue hier immer nur

Opfer zu bringen, ohne geringste Aussichten, jemals eine Gegenzahlung empfangen zu können? Und je weiter der Hof des blinden Hinkeldey herunter kam, denn den Augenblick konnte man fast schon voraussehen, wo alles Mühen zum Durchhalten vergebens gewesen sein würde, um so unerträglicher wurde ihm der Gedanke der völligen Zwecklosigkeit seines großartigen Freundschaftsopfers. Also wozu belud er sich immer weiter mit diesen fremden Sorgen, die doch nur mit Vorwürfen und Undank zu enden drohten?

Bruno Thein wollte heute in die Stadt. Zunächst nach Marne, um nochmals zu versuchen, mit dem Maurermeister zu einem Übereinkommen zu gelangen. Wenn nur wenigstens die als ganz großartige, moderne Schweinemastanlage geplanten Stallbauten fertiggestellt wurden, dann wäre man auf diesem Wege in der Lage, zu einem Wiederaufbau der Wirtschaft zu kommen. Die Kleinbauern hatten begriffen, daß Schweinezucht in Großmast eine der besten, dazu auch am schnellsten durchführbaren Rentabilitäten verbürgte. Da nun für Neubauten Barzahlung in noch so geringen Abschnitten vorerst von keinem Bauern zu erwarten war, hatte der Maurermeister auch vom Hinkeldey Hypotheken als Gegenwert gefordert, die zur unbedingten Sicherstellung der Bausumme an erster Stelle katastert werden sollten. Dasselbe aber beanspruchte das Finanzamt für die auf mehrere Tausend Mark aufgelaufenen verschiedenen Steuersummen. Zwischen diesen beiden Gläubigern wollte Thein noch einmal einen Ausgleich zu fin-

den versuchen, damit ihnen nicht der letzte Lebensfaden abgeschnitten wurde. Außerdem konnte Bruno bei der Gelegenheit gleich in Husum mit dem Viehhändler Simon wegen der Bedingungen verhandeln, unter denen er ihnen die Schweine zur Mast anliefern würde.

„Glaubst du, daß Simon uns noch weiter kreditiert?" fragte besorgt der blinde Bauer.

„Der Jude muß!" fuhr Thein gereizt auf: „Außerdem denkt der noch wirtschaftlicher als die ganze übrige Krämerbande!"

„Wir schulden ihm aber noch die Rechnung der vorjährigen Düngemittel!"

„Ich schlage den Kerl tot, wenn er ein schiefes Maul deswegen macht! Im Ernst, wir müssen auch besseres Milchvieh in den Stall kriegen. Der Jude wird schon einsehen, wenn er uns hilft, kommen wir am schnellsten zur Abtragung der Schulden, verweigert er mir sein Vieh, kann's letzten Endes sein eigener Schaden werden!"

In dieser Auseinandersetzung tappte das Kind zwischen den Knien der beiden Männer umher. Seine Lebensjuchzer stiegen wie bunte Bälle. Auf einmal sagte der Blinde, indem er seinem Kleinen über das Haar strich: „Nimm Katrin mit in die Stadt..."

„Ich soll — —?" In unverhüllt schroffer Abwehr fuhr Thein hoch: „Wozu? Soll sie mir etwa bei den Verhandlungen helfen?"

Dem Kinde immerfort über das Haar streichelnd, immerfort, als verberge er sich hinter dieser Zärtlichkeit

zu seinem Knaben, sagte der Blinde beinahe bittend: „Sieh mal, der Simon hat ihr in den Kriegsjahren viel geholfen — — — Vielleicht hat sie doch Einfluß auf Männer — — — Nimm Katrin mit — — —“

In dieses zerrissene Gerede fielen des anderen gereizte Worte: „Manchmal bist du unbegreiflich! Der Jude ist viel zu reell, um mir über sein zu wollen . . . Du hast überhaupt in letzter Zeit versucht, mir Katrin aufzuhalsen! Was soll das? Ich verbitte mir das. Ich fahre allein zur Stadt!“

Wobei er seine drohend forschenden Blicke nicht vom Gesicht des Blinden ließ. Hatte der Mann ohne Augen vielleicht auch schon wieder die geheimsten Gedanken aus Bruno herausgelesen? Wußte der Blinde um des Freundes heimlichen Beschluß, möglichst rasch noch vor dem Zusammenbruch hier fortzukommen? Wollte ihn Johannes halten, indem er ihn wieder mit der Frau zusammenkuppelte?

„Ich fahre allein zur Stadt!“

Diese Worte lagen noch im Raum, noch waren des blinden Mannes Hände nicht in resigniertem Schweigen ganz vom Köpfchen des Kindes gesunken, weil er nun wieder den Teufeleien der Katrin ausgesetzt sein würde, wenn Bruno aus dem Hause war, da öffnete sich die Tür von der Wohnstube zum Flur draußen.

„Hier is en Bref.“

Katrin war mit ihren leisen, doch so federnd bewußten Schritten halb über die Türschwelle gekommen, reichte Bruno mit ausgestrecktem Arm die eingegangene

Post: „Düssen Schin schall he onnerschriewen. De Postminschers wartet dorup. Werd seker wedder wat Gescheits brüngen, düssen Bref . . ."

Bruno nahm auch den Einschreibezettel. Mit unbeholfenem Nachtasten unterschrieb Johannes, wohin der Freund ihm die Hand hielt. Derartige Einschreibebriefe bedeuteten in dieser Zeit durchaus nichts Absonderliches mehr auf den Bauernhöfen. Das waren Mahnungen in Steuersachen, Amtsvorladungen, Drohungen in Schuldprozessen. Bruno reichte schweigend den unterschriebenen Zettel der Katrin zurück. Sie drehte damit gleich ab. Doch in der Tür wendet sie sich zurück, nur mit halber Biegung in den Hüften, macht die Augenlider schmal, sagt mit weich schwingendem Lachen: „Denn will ik mi ok ferrig maken. Wi fahrn doch beden tausammen inne Stadt."

Die Tür schnappt schon hinter ihr ins Schloß.

Bruno war das Blut in die Schläfen geschossen. Die Frau hatte sie also wieder belauscht! Dennoch würde er sie nicht mit auf die Stadtfahrt nehmen, schon um ihr seine Verachtung für ihre Art zu bezeigen. Noch keinen Tag hatte ihr heimliches Nachstellen aufgehört, ihn zu beunruhigen. Jeden Tag noch mußte er vor ihr auf der Hut sein, und diese Fahrt würde sonst nichts werden als eine Flut von Vorwürfen, Bedrängnisse, Wehren, und bestimmt nur ein halbes Fertigwerden mit den übernommenen unangenehmen Pflichten. Ach, wie er dieses Leben hier satt hatte, Not, Undank, Opfer! Nur bald hier raus, in ein anständiges Leben hinein!

Den Einschreibebrief hatte Bruno währenddes geöffnet.

Jetzt springt er plötzlich mit hastigen Schritten zur Tür. Lesend bleibt er wieder im Raum stehen, um danach ganz zur Tür zu stürzen, hinauszulauschen auf den Flur, ob etwa Katrin spionierte. Katrin war nicht sichtbar. Von fieberhafter Erregung ist Thein angefüllt, als er, die Augen im Brief, jetzt zurück zu Johannes eilt: „Menschenskind, der Brief ist vom Doktor von Berg! Ein Angebot! Laß mich nur erst mal auslesen! Himmeldonnerwetter, ja wirklich, ein fabelhaftes Angebot von den Leuten dort auf Tannenhof! Gleich, gleich, ich lese dir gleich vor . . ."

Das Kind spielt, unbekümmert ob der Aufregung, die zwischen den Männern hastet. Mit beiden Händchen hascht klein Johannes nach Aprilsonne, Jubelschreie ausstoßend, weil der Goldflimmer sich nicht festhalten lassen will. Thein aber las mit gedämpfter Stimme den seltsamen Brief vor:

Doktor von Berg machte ein Anerbieten. Kein Festgebot, wie er ausdrücklich unterschieden wissen wollte. Weil ihm aber die Sorgen der holsteinischen Landwirte bekannt seien, halte er es für seine Pflicht, sich dem Johannes zur Verfügung zu stellen. Er erbiete sich, dem Johannes Hinkeldey einzig für eine Klarstellung der Besitzverhältnisse auf Tannenhof, dergestalt, daß alle juristischen Besitzesbefugnisse auf Frau Elisabeth von Berg übertragen wurden, eine nicht zurückzahlbare Entschädigung von fünfzigtausend Mark bar zu leisten. Diese

Summe sollte in zwei Raten zu je fünfundzwanzigtausend Reichsmark getilgt werden, deren erste Auszahlung sofort erfolgen könnte, die zweite Rate aber erst innerhalb einer noch festzusetzenden Frist, in welcher dem Herrn von Berg die Aufbringung der Geldsumme möglich sein würde. Doch, wie schon gesagt, sollte damit keinerlei Kauf abgegolten sein. Vielmehr sollten Johannes und desgleichen seine direkten Angehörigen im Rechtssinne der Altenteiler oder Ausgedinge ein noch näher vorzuschlagendes Wohnrecht, und in eben dem Sinne Unterhaltsrecht auf Tannenhof behalten. Nach dem Ableben der beiden Vertragsteile aber würden dann die Kinder des Johannes Hinkeldey zusammen mit den Kindern, welche Frau Elisabeth von Berg hinterlassen könnte, gemeinsame Nacherben werden, nicht nur des Tannenhofes im Umfang des ehemaligen Erbsitzes der Hinkeldey, sondern auch der gesamten Neuanlagen, der Meierei und des Vorwerkes, wie der Gutsbesitz eben durch das Vermögen des Doktor von Berg mit den Jahren noch vergrößert werden mochte.

Das ganze Anerbieten war zweifellos von dem Wunsche diktiert, einen noblen Ausgleich zwischen Recht und Unrecht zu finden. Allerdings konnte man auch gerade in diesem Moment der nahen Errettung aus der äußersten Not um so verbitterter den Kontrast zwischen dem Ruin der ums karge Tagdasein ringenden Kleinbauern und den gesicherten Gewinnen der Großgrundbesitzer empfinden. Oder es war der Ausbruch einer aufgespeicherten persönlichen Enttäuschung, als

Bruno Thein wie in losgelöster Plage plötzlich den Brief vor Johannes auf den Tisch warf: „Den Herrschaften regt sich also das schlechte Gewissen! Nun wollen sie mit ihrem Geld doch noch das Unrecht an uns zu Recht umbiegen!“

Johannes hob den Kopf. Hatte er den Jüngeren nicht schon einmal in ähnlicher unlogischen Verstiegenheit seine persönliche Enttäuschung austoben gehört?

„Uns? Uns? Du tust ja, als wenn dir hier irgendein neues Unrecht zugefügt werden soll?“

Mitten in hellen Freudenüberschwang des Kindes fährt Bruno hinein: „Habe ich nicht etwa auch hier meine Jahre nutzlos geopfert? Habe ich nicht gelitten, mindestens genau so wie du? Wer hat denn hier geschuftet und gesorgt, wer? An uns allen, auch an meinem Leben hat sich das Verhängnis gerächt, so daß der verfluchte Betrug an uns allen durch Geld nicht wieder gutgemacht werden kann!“

Johannes saß vorgebeugt lauschend. Er sagte noch immer kein Wort.

Thein unterbrach die Bloßstellung seiner egoistischen Gedanken mit einer Handbewegung: „Ja ja, was weißt du von mir. Aber laß gut sein, Schuld gegen Schuld. Wir sind ja quitt!“

Auf einmal fällt er um; nun ist er der strenge Gerechte gegen sich und den Freund: „Gegen Katrin bleiben wir beide Betrüger, auch wenn du das annimmst!“

Langsam, mit zitternden Händen greift der Blinde über die Tischplatte, bekommt das Schreiben zu fassen,

faltet es knitternd, steckt es in die innere Rocktasche. In diesen Bewegungen muß solche Anklage liegen, daß Bruno verwirrt wieder in eine andere Tonart umfällt; nun ist er der treue Freund auf Gedeih und Verderb: „Johannes, mißversteh mich nicht, ich denke nicht an mich. Aber wenn wir mit dem Geld des Doktor von Berg den Hof hier aus aller Not 'rausbringen, und er bietet ja eine mächtige Summe, fragt es sich doch immer, wie wir auf die Dauer mit Katrin fertig werden. Das ist ein wunder Punkt, und wenn ich hier weiter mitmachen soll, Junge, Junge, über die Frau müssen wir uns klar werden!"

Johannes sagte, ohne den gesenkten Kopf zu ihm zu heben: „Also ist doch zwischen dir und Katrin etwas gewesen?"

„Willst du etwa an meiner Wahrhaftigkeit zweifeln?"

„Mit dem Betrug, das habe ich dir schon einmal gesagt, glaube ich allein fertig zu werden. Aber du brauchst ja nicht weiter mitzumachen. Und wenn ich nun zu diesem Angebot des Doktors mein Nein sage, hörst du, so sage ich Nein, um mich gegen Gefahren zu schützen, die mir in meiner blinden Wehrlosigkeit ebenso von Katrin zu drohen scheinen, als auch aus deiner ewigen Wankelmütigkeit!"

„Bruno Thein hat noch immer seinem Kameraden die Treue gehalten!" fuhr der Jüngere mit gewölbtem Pathos auf.

Johannes machte keine Bewegung. Er sprach weiter vor sich hin: „Wozu also soll ich mein Erstgeburtsrecht

riskieren? Für dich? Für Katrin? Für mich? Bitte, gib mir da den zwingenden Grund. Du selbst sagtest ja, wir würden auch trotz des Linsengerichts die Wurzellosen bleiben!"

Bruno stand schweigend da. Wollte ihn Johannes in dem Augenblick opfern, wo die Möglichkeit gegeben war, nicht allein aus aller Not herauszukommen, sondern mit sehr reichen Mitteln einen schuldenfreien Hofbesitz weiter auszubauen? Das war doch unmöglich! Freiwillig würde er jetzt solchem Undank nicht weichen! Jetzt also hieß es für ihn, unbeirrt bis zur alleräußersten Konsequenz zu bleiben, aber auch in Treue zu Johannes durchzuhalten.

Festen Schrittes ging er hinaus, um erst einmal jede weitere Debatte abzuschneiden. Dieser Fall war nicht über das Knie zu brechen!

Da hörte man nach wenigen Augenblicken vom Hofe draußen die helle Stimme der Katrin dem aus der Tür tretenden Bruno spöttisch zurufen: „Häbt ji den Männerkram endlich ferrig? Denn man tau, wi fohrn inne Stadt!"

Thein gab ihr keine Antwort.

Wie durch leere Luft sehend, ging er über den Hof, wo nahe der Scheune der Wagen bereits eingespannt wartete. Thein hakte die Zugleine des Pferdes an den Deichselbogen. Er blickte sich nicht einmal nach ihr um. Als aber Katrin auf den Wagen steigen will, steht er dazwischen, schiebt sie mit der Hand fort: „Ich fahre allein!"

Augen in Augen stehen sie. Sie war bleich geworden. Aber trotz der Demütigung, die vom Gesinde, das auf dem Hof werkte, bemerkt worden sein mußte, bat sie leise: „Lat mi mitfohrn. Ik möt endlich klor weten, woran ik mit di bün. So as dat nu is, könn wi dat nich mehr lang weiterdrieven!“

Er hörte wohl die unterdrückte Drohung. Wütend biß er zurück: „So wie alles jetzt ist, dahin hast du alles selbst getrieben! So hast du erst mit deinen Geheimnissen gegen Johannes nur Haß gesät, so hast du auch zwischen uns alles zerstört!“

„Dat is nich wohr!“ Wie unter striemenden Peitschenhieben hatte sie bei seinen Beschuldigungen die Augenlider halb geschlossen, nur das schmale Funkeln spiegelte zwischen ihren Wimperbogen wie Fassetten. Dann sagte sie leise, aber beharrlich und fast stolz bewußt: „Di häb ik lev. Dorin is nix von Schold.“

Er durchschnitt diese Großartigkeit ihrer schlichten Worte mit wegwerfender Handbewegung, warf sich in die Brust: „Du irrst dich wieder mal! Solange du die Frau meines Freundes bist, darf zwischen uns von Liebe keine Rede mehr sein! So sind wir! Merke dir das gefälligst!“

Er kletterte schon auf den Kutschbock. Die Leine hielt er riesig straff. Das Pferd zog forsch an. Mit scharfer Biegung lenkte Thein den Wagen durch die Hofeinfahrt, und nun sauste er die Landstraße hin, ohne sich umzublicken.

„Dat will ik mi woll merken!“ hatte Katrin starr

hinter ihm her geantwortet. Er hatte das sicher noch gehört.

„Dat will ik mi woll merken!“ sagte sie ein zweitesmal vor sich hin, während sie sich schon über den Hof zum Haus zurückwandte.

Und immer wieder flüsterte sie: „Dat will ik mi woll merken . . .“

In der Wohnstube drinnen saß der blinde Hinkeldey noch genau so in Gedanken versunken, wie ihn der Freund verlassen hatte. Nur das Kind rankte jetzt vergeblich an den Knien des Vaters herum, ohne ganz hoch in die Welt hineinzufliegen. Darum setzte sich das kleine Kerlchen schließlich auf den Fußboden nieder, mit groß verwunderten Augen stille den Vater ansehend.

Johannes grübelte über den Inhalt des Briefes nach. Akzeptierte er das Anerbieten des Herrn von Berg, dessen gebotene Summe den Hof hier mit einem Schlage sanieren würde und sie alle aus der Not zur äußeren Sorglosigkeit befreien konnte, wer garantierte ihm aber, daß hier niemals wieder die tragische Kette des Schicksals zerrissen wurde? Drohte nicht wirklich Gefahr von der Katrin? Oder aus der ewigen Wankelmütigkeit des Bruno? War nicht Johannes noch immer wie seit dem ersten Tage seiner Heimkehr wehrlos und willenlos jedem fremden bösen oder guten Willen ausgeliefert? War es nicht gar ein Linsengericht, dafür er sein Heimatsrecht dort am Tannenhof verkaufte?

„Für wen? — Für welche Zukunft?“

In Gedanken sprach der Blinde dies laut vor sich hin,

wohl durch die Stille aus sich herausgelockt. Mit der Faust hin und wieder nachdrücklich auf die Stuhllehne schlagend, redete er: „Das einzige, was sich verlohnte, — eine ganz neue, feste Zukunft mit dem Gelde aufrichten! Hier einfach ein Ende machen! Hier war von Anbeginn alles Lüge, Betrug und ohne Segen . . . Mög' sich die Frau hier glücklich machen, und wenn der schwache Kerl will, mit ihr zusammen selig oder unselig werden!"

Der Kleine hatte sich längst in die Kissen, die am Erdboden lagen, gekuschelt, am Daumen genuckelt und war eingeschlafen. Schlaf ist doch der schönste Zeitvertreib. Johannes aber sprach jetzt unwillkürlich zu dem kleinen Wesen hin, weil dies für ihn der einzige Mensch war, um den es sich verlohnte, eine ganz neue, feste Zukunft aufzubauen: „Also wir bauen hier einfach ab, mein Jungchen, wir beide! Für uns zweie wird sich schon ein Stück ehrliche Heimat finden, wo uns kein fremder Mensch und kein fremder Wille entwurzeln darf! Was meinst, Söhnchen? Mögen die beiden anderen auch hier unsere Erben werden, wir bauen ab, wir finden eine neue Heimat!"

„Dat is min Kind!"

Keifender Schrei schnitt durch die Luft: „Dat is min Kind!"

Das war eine schrecklich unerwartete Antwort auf das Selbstgespräch. Dazu hörte Johannes Schritte durch das Zimmer fliegen, danach das Kind schleifend hochgerissen wurde. Nun schrie ihm die Stimme der Katrin

im gellenden Aufruhr so nahe ins Gesicht, daß er ihren warmen Atem spürte: „Wo de Hof runnerkömm is, wo man balde von Hus un Land un dem Vieh verdriewen werd, dor wißt maken dat de heimlich wechkömmst? Wor wißt hinverduften? Minst etwa, ik wet dat nich, du heimlichen Spökenkieker du!“

„Bist du denn nicht mit nach Marne?“

Nur diese sinnlose Frage wußte er in seiner Überraschung vorzubringen.

„Aber wenn du von Hof runner wißt, ik holl di nich! Geih nur fort, wennst enen annern Heimat findst, dat wär schon längst dat Best wesen! Wat saukst ok hier, du onnützen Minsch! Awer dat mötst allfalls weten, wat ok Utanannersetzung twischen uns kömmt, dat Kind kriechst nich! Dat is min Kind, un min Kind bliewt bei mi!“

Und nun spie sie ihm in hektischem Ausbruch die große Wahrheit ins Antlitz: „Wat ok twischen uns kömmt, dat schallst weten, minen Kind de Heimat tau bewohrn, dorför war mi kenen Bedrög tau grot! Un ik will dorför sorgen, dat minen Kind in sinen Heimat bliewt! Dorför wär mi ken Verbreken tau swer, so wohr ik sin Modder bün!“

Damit wandte sie sich in Hast fort. Die Tür schlug hinter ihr zu. Das Kind in ihren Armen schrie jämmerlich. Sie redete in übersprudelnder Zärtlichkeit drauf ein.

Der blinde Johannes Hinkeldey blieb wie gedemütigt von Schuldbewußtsein zurück. Bei allem brutalen Haß, die Frau war dennoch größer als er, zumindest in

der Wahrhaftigkeit ihrer Mutterliebe. In dieser Mutterliebe trug sie bewußt den Fluch der begangenen Schuld. Sie aber heiligte ihren Betrug durch die Liebe als wie die Natürlichkeit gottgewollter Lösung. Und alles Verhängnis wollte sie erleiden für eine schönere Zukunft des Kindes. Ja, es war wirklich ihr Kind! Ebenso unnatürlich war seine Absicht gewesen, nicht allein der Mutter das Kind nehmen zu wollen, sondern auch dem Kinde die Heimat!

Am Abend saß Johannes wieder in der Wohnstube am Tisch unter der Lampe, und Bruno Thein berichtete ihm über das Resultat seines Tages. Das Finanzamt wäre mit etlichen Wenn und Aber bereit, durch Überlassung des hypothekarischen Vorranges an den Maurermeister die Fertigstellung der Stallbauten zu ermöglichen. Danach aber hätten sich beim Viehhändler Simon neue Schwierigkeiten aufgetürmt. Gleich vorweg habe der alte Simon gesagt, er wünsche gar keine Einzelheiten zu hören, beim Hinkeldey stünde es nur genau so, wie in der ganzen holsteinischen Landwirtschaft. Gewiß wolle er die Milchkühe anliefern, auch die Zuchtsauen, und einen wunderbaren Deckeber habe er auch zum Verkauf. Aber wie es denn mit der Zahlung stünde? Die vereinigten Viehhändlerverbände hätten ihre Mitglieder unter Strafandrohung des Ausschlusses und des Lieferungsboykotts verpflichtet, nur gegen goldsichere Unterlagen den Landwirten Vieh anzutreiben. Diese Abwehr richte sich gegen die schutzzöllnerische Gesetzgebung der Großagrarier in der Regierung. Die

reichgewordenen Großgrundherren wollten jede Vieheinfuhr unterbinden, um die Handelspreise diktieren zu können. Wenn das den ruinierten Kleinbauern schädigte, müßten diese sich an ihre agrarischen Vertretungen wenden, damit die Viehhändler wieder mit Auslandskrediten für Zucht und Schlachtung billige Tiere ins Land bekämen. So sei es eine Notmaßnahme, um den eigenen Stand zu schützen, und es täte ihm leid, wenn er ohne goldsichere Verpfändungen kein Stück Vieh auf den Hinkeldeyhof antreiben könnte.

Das war trostlos. Im ganzen Lande schrie man nach Aufbau, Aufbau, und jeder Stärkere wollte die Lasten des Aufbaus den Schultern der Schwächeren aufbürden.

Thein legte beide Fäuste vor sich auf den Tisch, als zwänge er dadurch besser Wort um Wort, das er nun zu sagen hatte: „Also Johannes, ohne Geld stehen wir einfach vor dem Ende. Du aber hast jetzt die Möglichkeit, den Hof zu retten. Nimm das Angebot des Doktors an!"

Johannes hielt den Kopf geradeaus, als er fragte: „Für wen retten?"

Bruno schlug leicht mit den Faustknöcheln auf den Tisch: „Für dich! Wen denn sonst?"

Und nach kurzer Pause: „Für dich arbeitet der Hof. Du, dein Name, und der Hinkeldeyhof sind noch immer ein Ganzes. Solange du selbst bei der Stange bleibst, ist alles gut."

„Und die Lügen? Und Betrug? Und Verbrechen? Und Katrin?"

Bruno sah lange auf den Blinden, wobei ihm endlich

das Verständnis für das furchtbare Leid in diesem Manne aufstieg. Wohl mochte der Blinde der Stärkere sein, aber in seiner Wehrlosigkeit hatten ihn Fremde in ihre Schuld verstrickt. Langsam schob er seine beiden Hände vor, bis sie bei denen des Blinden lagen. Und nun war er wirklich der gute Kamerad, auf dessen Treue man bauen kann: „Wer eigentlich soll anklagen? Katrin? Nun, die wird es nicht wagen, den Mund aufzutun, denn sie ist am meisten belastet! Du bist hier hineinverpflanzt durch höhere Fügung, wehrlos, durch keinen Betrug. Sie hat dich zur Ehe gezwungen um des Kindes willen. Stets hast du gehandelt, wie du mußtest, ohne andere Wahl. Katrin allein hat sich hinter das Geheimnis ihrer Lügen schuldvoll verkrochen, das weiß ich! Ich kenne ihre Schuld! Ich stehe zu dir, ich bin dein Zeuge!“

Jetzt hob der Blinde den Kopf, als Bruno sagte: „Weißt du, Johannes, es ist doch eigentlich ekelhaft, wir reden immerwährend von uns. Müßte nicht sogar zwischen Katrin und dir noch alles gut werden, wenn du dem Kinde eine schöne Heimat sicherst?“

Da legte auch der blinde Hinkeldey seine beiden Hände fest um die des Kameraden: „Du sagst das, — du?“

Bruno sah um sich. Dann war es, als schüttele er mit einem Ruck irgendeinen letzten Rest von sich ab: „Nein, Johannes, es ist ein Irrtum von mir gewesen, ich liebte Katrin gar nicht. Vielleicht können wir Jungen, die wir durch den Krieg mit allen Wurzeln aus unserem besten

Selbst herausgerissen wurden, auch nicht mehr lieben? Hast du denn nicht auch das Gefühl, wir alte Frontsoldaten sind durch den Fluch des Tötens enterbt von allem Guten? ..."

„Laß nur, laß nur ..." Nun streichelte der Blinde tröstend seinem alten Kameraden die Hände.

„Und, Johannes, sollte noch einmal zwischen Katrin und mir etwas passieren, dann komme ich zu dir. Darauf verlasse dich! Und ich werde dir die volle Wahrheit sagen. Wenn wir dann überzeugt sind, daß ich als anständiger Kerl nicht länger hier bleiben darf, an dem Tage, Johannes, dann werde ich von dir gehen. Also, mein lieber alter Kamerad, wie ist es, schaffen wir dem Kinde eine neue Heimat, deinem Kinde?"

Da setzte sich der Blinde im Sessel aufrecht. In die innere Rocktasche griff er. Papier knitterte in seinen Händen. Sauber glättete er den Brief auf der Tischplatte. Einen Bleistift hielt er in der Hand: „Bitte achte auf mein Schreiben. Wo ist freier Raum? Hier ...?"

Unterhalb des Angebots des Herrn Doktor von Berg schrieb der blinde Hinkeldey mit mühseliger Hand, daß er die Bedingungen des Vorschlages annehme. Und er bat, seinen Freund, den ehemaligen Leutnant Bruno Thein, als seinen Bevollmächtigten anzusehen, von dem Elisabeth genügend wisse, um ihm zu vertrauen, und der alle Formalitäten in Johannes' Namen erledigen werde.

VIII

Zu einer Zeit, da die Holsteiner Bauern sich kaum noch zu retten wußten vor geldlichen Sorgen, jeglicher Betriebsaufbau infolge ihrer wirtschaftlichen Notlage unmöglich geworden war, wunderte man sich allenthalben, daß einzig bei dem blinden Hinkeldeyhannes alles Unglück durch irgendeine Hilfe abgewendet zu sein schien. Während rings im Lande ein Murren umging, die zu Bünden zusammengeschlossenen Landleute nicht nur Drohungen ausstießen, sondern sich bewaffnet zusammenrotteten und schwere Gewalt anwendeten gegen Landratsämter, Steuerkassen und sogar Gerichtsbehörden, war der Hinkeldeyhof frei geworden von Pfändungen, von Schulden, Sorgen. Nein, nicht nur dies! Hier schwelender Aufruhr infolge hochgetriebener Verzweiflung, Verschleudern von Scholle und Weidenbesitz, dort begann der blinde Bauer das für ihn günstig gelegene Land hinzuzukaufen, die Rentabilität seines Besitzes durch geschickte Abrundung von Weidenerwerb zu steigern und danach die Viehzahl ganz beträchtlich zu vermehren.

Was war das für ein seltsames Wunder, dessen Glück den Blinden segnete?

Als könnte man kein Geheimnis hüten, es dringt dennoch durch Mauern und Ritzen zu den Ohren der Neidischen, so hieß es zuerst im Dorfe, der Hinkeldey habe geerbt. Dagegen wollten schon andere wissen, die Kat-

rin habe geerbt; irgendein alter Bauernkerl auf Insel Fehmarn, mit dem sie sich wohl früher einmal in Unzüchten eingelassen, hätte ihr viele harte Friedenstaler vermacht. Bis schließlich der Schneider Kruse abwinkte, denn er glaubte alles besser zu wissen. Nämlich der Leutnant Thein sei mehrere Tage fort gewesen, da er eine reiche Erbschaft in Hamburg kassiert habe. Und weil Mißgunst und Neid bei eigener Not nur um so tollere Sprünge kapriolen, war es bald feststehende Tatsache, Leutnant Thein habe in Amerika einen furchtbar reichen Onkel beerbt, und gleich war es ein ganzer Berg von Golddollar, die dem Freunde des glücklichen Hinkeldeybauern in den Schoß gefallen seien.

Danach kam noch viel üblerer Klatsch im Dorf herum. Besonders der Schneider Kruse machte sich mit wispernder Spitzmäuligkeit wichtig. Er habe längst gewußt, daß im Hause des Hinkeldey ein ganz unchristliches Wesen herrschte. Der Blinde hätte nicht nur seinen Hof an den Leutnant verkauft, sondern auch seine Frau, die Katrin. Und beide wüßten sehr wohl, daß der Hinkeldeyhannes gar nicht der Hinkeldeyhannes sei. — Man war ja nun natürlich im Dorf nicht dumm, weswegen man zu solchem Schneiderklatsch nur lachte, aber man gab dem Kruse nicht mehr eines über das Schandmaul. So ungerecht macht eben Neid.

Vom Gesinde des Hinkeldeyhofes hörte man auch, daß am Schneidergeschwätz nicht ein wahres Wort sei. Wenigstens was die Bäuerin beträfe, die Katrin. Die war im Gegenteil mucksmäusestill geworden, sie trug

den Kopf nicht mehr wie früher hoch und herrisch im Hause herum. Und gar um den Leutnant schliche sie, als habe sie vor dem höchstens eine bannige Furcht. Und der Leutnant? Je nun, der tat, als sähe er die Katrin überhaupt nicht!

Traf man den Leutnant Thein, wenn er durchs Dorf ging, zog man allmählich vor ihm die Mütze vom Kopf, was man sonstens nur noch vor dem Herrn Pastor tat. Aber wenn solch ein Mensch viele tausend Golddollar seinem blinden Freunde eingebracht hatte, konnte man nie wissen, ob man nicht selbst ein Stück Land oder Weide an den Hinkeldeyhof verkaufen würde. Hatte doch der blinde Hannes schon den ganzen Roggenschlag, der hinter der Chaussee nach Marne lag und zum Gemeindeareal gehörte, gegen bares Geld erworben. Und dann hatte der blinde Hinkeldey die schöne Weidekoppel gekauft, die zum Anwesen des Grenzkrugwirtes gehörte. Ein prächtiger Wiesenschlag, der die Gräserei des blinden Bauern fast verdoppelte. Der Gastwirt hatte vor Sorgen und Schulden nicht mehr aus noch ein gewußt, also würde Hinkeldey, da er von der Not auf dem Grenzkrug wie jedermann im Dorf genau unterrichtet gewesen, die ganze Koppel auch zu bedeutend gedrücktem Preise bekommen haben. Aber nein, das tat der Hannes gar nicht, um keine Mark hatte er gefeilscht. Der Leutnant griff danach in die Tasche und zahlte den vollen Preis bar auf den Tisch! Und der Wirt war dankbar, der tippte am Abend dem Kruse, weil der wieder seine Märchen auspacken wollte, recht unsanft

an die Stirn, so daß der Schneider sein Maul zuklappte. Aber deswegen brauchte der Kruse auch nicht ganz unrecht haben, denn wenn dem blinden Hinkeldey das viele Geld gar nicht selber gehörte, konnte er sich leicht mit flotter Bezahlung lieb Kind im Dorfe machen, ja ja, ja ja . . .

Wie dem auch sein mochte, an der Tatsache war nicht zu rütteln, siebenunddreißig Stück Großvieh grasten auf der fetten Weidekoppel des Hinkeldeyhofes. Und Schweine? Der Jude Simon aus Husum trieb ja selbst vier Zuchtsauen an. Sogar mit einem eigenen Eber protzten die auf dem Hof. Dazu wurde dort gebaut wie auf einem großen Gut; die neuen Stallungen muß man gesehen haben! Monteure aus Husum legten Überlandkabel. Die elektrischen Maschinen, die der Leutnant früher schon angeschafft, waren in Gang gebracht worden. Wahrhaftig, der blinde Hinkeldeyhannes war nun einmal ein auserwählter Glückspilz!

Aber nun glaube man nicht, weil alle äußeren Sorgen vom Hofe des blinden Bauern vertrieben, herrschte dort eitel Lachen und Singen. Im Gegenteil, nicht die geringste Freude schien den Arbeitslärm zu durchhellen. War auch der ganze Betrieb wie überfließend und berstend vom Schaffen, glich dieses doch nur einem harten Schuften, fast überheblichem Anspannen drängender Kräfte, wortlos, freudlos und wie gehetzt, ganz nach dem Vorbild des Gelderwerbs der neumodischen Zeit. Überall natürlich vorneweg der Freund des Bauern, der Bruno Thein. Herrisch überwachte der von früh bis

abends jegliche Arbeit und Anordnung. Wo nötig, rackerte der Mann sogar selber, als gälte es wirklich, seine eigene Scholle hochzubringen. Aber wer jetzt mit dem Leutnant ein Wort sprach, wunderte sich mit Bedauern, daß der junge Mensch nicht mehr lachte, kein Scherzwort mehr wie früher auf den Lippen hatte.

So gänzlich verändert ging auch die Frau des blinden Bauern umher. Arbeitsam war sie ja schon immer gewesen, aber jetzt trieb sie eine unfreudige Verbissenheit, überall dabei zu sein, wo Frauenhände anzupacken hatten. Dabei suchten ihre Augen unter einem scheuen Lauern ewig umherzuforschen, als müßte sie die tausend Neuerungen, die als bäuerlicher Reichtum über den Hof gekommen, feindselig bewachen. Katrin war ja nicht dumm, sie konnte sich ja ohne weiteres denken, auch wenn die beiden Männer kaum ein Wort zu ihr sprachen, woher diese großartige Wandlung über das Anwesen gekommen. Doch in ihrem haßvollen Verhalten gegen ihren blinden Ehemann änderte sich nichts. Es schien, als wenn sie ewig sprungbereit auf der Lauer läge, und nur selbst nicht wüßte, welchen von beiden Männern sie anfallen sollte mit Haß oder Liebe oder Rache.

Zum Juni war es. Die goldene Sonnenschale lastete mit Glut über allem Prunk des duftenden Glanzes. Katrin hatte, wie sie es auch in früheren Jahren getan, beim ersten Heuschnitt geholfen. Diesmal war es in dem neuen Kleeschlag, den der Blinde mit Lupinen und Raps hatte durchsäen lassen, der tatsächlich ein prachtvolles Winterfutter für die Viehhaltung ergab. Katrin

mußte vor sich selber eingestehen, was auch der Blinde im neuen Betriebe anordnete, gedieh musterhaft. Ebenso bitter aber konstatierte Katrin dabei, daß gerade durch diese Kenntnisse der Bruno sich noch enger seinem blinden Freunde anschloß, wodurch die zwei sogar auch noch auf gemeinsamen Wegen auf Feld und Weide beisammen blieben. Und das Kind, ihr Kind, ging allemal als Drittes mit diesen Männern. Grausame Ironie!

Katrin mußte als Hausfrau frühzeitiger als das Gesinde vom Felde draußen ins Dorf zurück, hatte sie doch für die recht stattlich gewordene Zahl hungriger Mäuler im Hause vorzusorgen. Ihren Holzrechen über der Schulter, ging sie durch den Sommerglanz, hielt sich vor dem glühenden Sonnenbrand ganz im schmalen Schatten der Weidenknicks. Nie mehr war etwas anderes im Gedankengang der Frau, als die verbissene Sucht, aus dem ihr völlig entwundenen Schicksalslauf dennoch ihr eigenes Lebensanrecht zu erzwingen. In ihr riß und zerrte ihre Natur, um aus der freudlosen Unzufriedenheit herauszukommen. Gegen den blinden Johannes fühlte sie dabei weniger Haß, als gegen Bruno, der ihre Liebe verschmähte, die immer noch ihr Leben so beherrschte, daß sie an ihm ihren eigenen Willen bis über ihr Kind verloren hatte. Wenn sie doch irgendwie aus dieser Liebe herausfände, sei es selbst im Leid!

In der grellen Sonnenglut boten die schmalen Schattenstreifen der Knickwälle, welche die Roggenfelder von der wie ein heißes Band hinzitternden Landstraße trennten, die einzige geringe Kühle. Auf diesem gleichen

schmalen Wegrande der Weidenknicks kam ein Mensch entgegen. Katrin sah eigentlich nur auf, weil die Gestalt beim unerwarteten Auftauchen eine Bewegung machte, als wollte sie die Begegnung mit ihr vermeiden, nach drüben auf die Landstraße gelangen. Doch waren die Weidenknicks von dichtestem Schlehdorn durchwachsen. Katrin war rasch heran. Und blieb selbst plötzlich stehen. Der Begegnende war Bruno.

Zuerst überzog ein Lächeln ihr Gesicht. Doch rasch war das Glückhafte darinnen verdorben von einem häßlichen Zug um Augen und Mund. So war auch der Spott, den sie ihm entgegenwarf, wobei sie Schritt zögernd nach Schritt ihm nähersetzte: „Spillst Komödie? ... Oder häst Angst, mi unner vier Augen tau begejnen? Dat werd woll sin, Angst ... Mit din Gewissen tausch ik ok nich ..."

Er blieb reglos stehen. Jetzt mußte sie eigentlich auf dem schmalen Knickweg enge Leib an Leib bei ihm vorbei. Oder sie hätte seitlich ins Korn treten können, um rasch vorüberzugelangen. Sie dagegen blieb ihm so nahe stehen, daß er sich nicht rühren konnte, und so blickte sie ihm Auge in Auge: „Mi paßt dat mal um so better. Ik häb up dissen Moment lang noog warten, um tau fragen, ob denn wirklich twischen uns allent ut schallen sün?"

„Es ist aus."

Mehr sagte Thein nicht. Wie er das so unerbittlich hinsagte, merkte die Frau eigentlich erst richtig, wie sehr er sich verändert hatte. Da senkte sie mit tiefem Atmen

die Wimpern, rang die Worte hervor: „Unmöglich! Lieve is nie ut! Oder du häst mi gant gemein beswinnelt mit dem wat du von Lieve tau mi redet häst ... Unmöglich! Twischen uns steiht nor dissen blinne Minsch." Als rüttele sie mit diesen Worten an seiner Unerbittlichkeit, unterdrückte sie kaum ihren Aufschrei: „Wat wi beden hadden, dat möt doch dusentmal fester sün, as wat de Blinne dir un ok mir wert sin kann!"

Er veränderte keine Muskel im schmal gewordenen Gesicht: „Ich möchte nicht zu wiederholen brauchen, was ich dir einmal im Frühjahr gesagt habe."

Da hoben sich wieder ihre Augenbogen, daß der Zorn draus ihn fast versengte: „Dat häb ik mi woll merkt!" Und sie hob den ganzen Körper: „Wenn en Fru di warraftig liev häd, kann se dissen Worte nich vorgäten!" Nun hob sie sich auf den Zehen ihm noch näher zu: „Ik seg di, dat is noch lang nich twischen uns ut. Erst kömmt noch en Entweder or dat Oder!"

„Verstehe ich nicht!"

„Weil düssen nutzlosen Blinne twischen uns steiht, zwingst du mi, Schluß mit dem tau maken, Schluß!"

„Oder du verbrennst dir die Finger!"

Sie öffnete die Augen ganz, wie im fassungslosen Staunen, als sähe sie erst jetzt schlackenfrei seinen Kern. Diese enttäuschte Härte prägte ihre Worte: „Jedden Minsch brukt sin Lieve. Weil du mit dinen Lieve mi beswinnelt häst, un wenn nu dorut en Unglück kömmt, na denn weitst du ja Bescheid ..."

Damit sank sie wieder zurück, ging geduckt an ihm vorbei. Ging dahin auf dem Schattenrand des Knickwalls, wie jede Bauernfrau geht, die einen schweren Lebenspacken zu Ende schleppen muß.

Bruno aber hatte genau empfunden, daß von dieser Frau ein harter Wille ausging, vor dem er wachsam bleiben mußte. Hatte er sie mit seiner Liebe wirklich belogen? War seine Art Liebe zu ihr oder zur Hilde Möbius wirklich eine Schuld gewesen? Was konnte er dafür, daß bei ihm die Höhe der Gefühle immer rasch wieder überstiegen war, wenn der praktische Lebenszweck in dem Verhältnis verloren ging? War es seine Schuld, wenn der Lebenseinsatz bei ihm in Kameradschaftstreue sich stärker bewährte, als im Halt an Weibern? Nun, in der Pflicht zum blinden Freunde hatte er sich geschworen, mit den wilden Sinnen dieser Frau fertig zu werden, sie sollte nicht noch einmal Unglück über Mann, Kind, Haus und auch über ihn bringen können!

Eigentlich gab es für Bruno Thein in der auf ihm lastenden Arbeitsfülle wenig Ruhepunkte, daß er sich lange mit solchen Gedanken abgeben konnte. Juli und August brachten ununterbrochen neue Arbeitssteigerungen auf den Hof. Die Motoren waren in Betrieb gesetzt, die Maschinen in Gang gebracht worden, die ganze Ernte mußte nach neuen Methoden umgestellt werden, was alles eine fortwährende Bewachung erforderte. Denn wenn Bruno auch in wirklich harmonischer Zusammenarbeit mit Johannes disponierte, jede praktische Ausführung und Verantwortung ruhte doch auf seinen

Schultern. Der zweite Heuschnitt wurde mit Sensenmaschinen umgelegt. Das Gras wurde maschinell gewendet, der Sonne hingebreitet wie auf einer riesigen Herdplatte. Es ging alles so schnell, die Zeitersparnis mußte berechnet und zu weiteren Dispositionen ausgenutzt werden. Die Maschinen schnitten Korn, bündelten gleich die Hocken, die Leute mußten eingelernt werden, sie so aufzustellen, daß hinterher die Maschinen die Stoppelfelder umbrechen konnten. Danach wurde gejätet, geeggt, und im Nu waren die Bodenreihen mit Futterschößlingen besetzt. Statt der Pferde schleppten Fordtraktoren die Erntefrüchte in den Hof, wo im neuen Scheunenanbau die Dreschmaschine ihr rationalisiert berechnetes Arbeitssystem verrichten sollte.

Während Thein inmitten dieser Arbeitsbewältigung kaum Zeit hatte, noch an Katrin zu denken, oder höchstens wenn sie ihm bei der Arbeit über den Weg kam, pochte doch seit einiger Zeit eine leise Unruhe in ihm. Diese Anzeichen beachtete er zuerst nicht einmal. Bis diese innere Bedrückung in ihm deutlicher wurde. Immer öfter und öfter merkte er nämlich um sich herum ein schielendes Forschen, auch ein heimliches Geflüster gegen sich bei den Leuten im Dorf. Bis er unerwartet, wie wohl vergiftete Pfeile aus dem Dunkel schwirren, einige Bemerkungen belauschte. Zwar war es unsinniger, ganz haltloser Klatsch, was er vernahm, obgleich die Schwätzer bei seinem Anblick verstummten und auseinanderfuhren, und er sich auch unter kopfschüttelndem Lächeln ganz gleichgültig verhielt. Dennoch kam ihm der Vorfall

keine Sekunde mehr aus dem Sinn, irgendeine bedrükkende Furcht preßte ihm auf der Brust, so daß er nun immer mehr die Ohren spitzte. Plötzlich erkannte er, daß aus Gezischel und Getuschel irgendeine Heimtücke am Werke war, die gegen den Frieden auf dem Hinkeldeyhofe wühlte. Es mußten Schwätzereien in Umlauf gesetzt worden sein, denen eigentlich Hand und Fuß fehlten, mit ganz raffiniertem Geschick und durchtriebener Vorsicht verbreitete Verleumdungen, nur deswegen unfaßbar in sich zusammenfallend, weil die wirklich belastenden Tatsachen aus den inneren Verhältnissen dabei unbekannt geblieben waren. Ahnung mehr als greifbare Beweise ließen Thein sofort den geheimen Ursprung dieser gemeinen Anzettelungen gegen ihn ebenso wie gegen Johannes erkennen. Das war Katrin in Verfolgung einer für ganz unmöglich gehaltenen, geradezu törichten Rache. Dabei war diese lauernde Abscheulichkeit immer bemüht, ja nicht zu viel zu verraten, niemanden wirklich hineinzureißen, aber doch aus vergiftetem Haß soviel in Umlauf zu bringen, daß dem Bruno ein Entsetzen ankommen mußte.

Bis er an einem Tage, so zu Ende des Septembers, auch die greifbare Bestätigung für seinen Verdacht bekam. Er wollte zur Geest, auf die Kartoffeläcker hinaus. Er ging gleich den hinteren Dorfweg entlang, wo man bei den letzten Katenhäusern vorbei auf die Chaussee einbiegt, als ihm ein Lachen in den Rücken springt, ein aus Überraschung hervorgestoßenes, zwiefaches Lachen. Er dreht sich um, sieht drüben beim Gartenzaun des

Grenzkrugs Katrin stehen. Und neben ihr, frech aufreizend hingespreizt, den Schneider Kruse. Katrin hat, bei allem Trotz, ein verlegenes Wesen. Dagegen der krumme Schneider will mit extra großem Mut zeigen, daß er Thein nicht fürchte, sondern gefährliche Dinge gegen ihn weiß. Deswegen sagt er berechnend laut zu Katrin: „Ob du nu gestehst or nich, dat up euern Hof wat nich stimmt, weit ik schon längst. Aber du mit ein Ja or ein Ne, du kannst de gante Harrlichkeit von dem Hinkeldeyhannes up den Mist kippen un sin Beschötzer dortau! Un dat wär nur gaud, wenn den twe Männern ihr Hochmut verkürzt werd!"

Katrin wand sich, sagte halb abgebogen, sagte sogar trotzig frech: „Wat ik daun möt, or ik daun kann, dat weit ik sülben ohne din Sniderverstand — — —"

Bruno war mit eingezogenen Schultern schrittweis auf die beiden Menschen losgegangen. Er hatte rote Flammen vor den Augen. Wie er da herankam, ging plötzlich der Kruse ab, gerade noch so rasch, daß es nicht ganz aussah, als flüchte er Hals über Kopf. Aber in der Nähe des Grenzkrugs hielt er nochmals an, schrie durch die hohl gewölbten Handflächen zurück: „Du büst man ok nur en undankbaren Wifstück! Ik häv di vor dem Blinnen warnt. Awer din Lütnant makt es woll better as unsereint, du undankbaren Wifstück!"

Hätte er nun nicht die Beine geworfen, Thein wäre mit diesem Lästermaul eine böse Quittung auf Auge und Zahn durchgegangen. In ihm kochte solche Wut, er stand erst sekundenlang reglos vor Katrin. Dann hatte

er Mühe zu dem gedämpften Ton: „Bitte komm ... Wir gehen zusammen ... Hinaus aufs Feld ... Komm."

Tatsächlich ging sie mit ihm. Sie folgte widerspruchslos. Dabei war sie so bleich geworden, daß man an ihren Schläfen blaue Adern sah. Beide fühlten das gleiche, jetzt mußte eine Entscheidung kommen, die Dinge waren überspannt auf Biegen oder Brechen.

Als sie so weit draußen auf der Landstraße waren, daß sie kein dritter Mensch hören konnte, brach Bruno los. Er warf ihr die ganze Fülle ihres gemeinen Verhaltens vor. Heute brachte er es fertig, ihr vor Augen zu führen, daß sie es gewesen, die durch ihr Verhalten die Liebe in ihm ertötet; er malte ihr auch die Folgen, die sie aus einem weiteren ehebrecherischen Verhältnis über den armen Johannes hatte bringen wollen, genau aus; er bewies ihr, daß diese Untreue niemals zu ihm paßte. Schließlich schrie er verkannt und beleidigt, verabscheuend und verzweifelt: „Du willst mich lieb haben? Und du forderst, daß ich dich lieb habe?"

Sie sagte kein Wort. Je verzweifelter er ausbrach, um so scheuer duckte sie sich neben ihm zusammen. Sie machte nicht den geringsten Versuch, sich zu entschuldigen oder die Gemeinheit ihrer Handlungsweise nur abzuschwächen. Er erschöpfte sich: „Nein, du bist keine Frau, die unsereins lieb haben kann! Das hast du nur zu genau bewiesen! Du bist ein Weib, das unserseins verachten muß! Du hast dich nicht als Weib gezeigt, das man liebt, nein, als Biest! Als Biest!"

Da endlich nickt sie und hat ein ganz weh verkniffe-

nes Lächeln in den Mundwinkeln: „En Best bün ik woll worren. Awer du hest mi dortau makt."

Er steht da, als breche er betroffen zusammen. Sie sagt so medusenhaft einfach: „Gewiß, dissen Blinnen is unschollig, ach, dat weit ik sülben. Awer wat ik ok Schold gejen den Blinnen häben mag, du häst mehr Schold an ihm, weil du schollig worren büst an mir!"

Mit einem Ruck lagen seine Hände bei ihr, krampfte er seine Finger in ihre runden Schultern: „Das sollst du nicht sagen!"

Als flute aus ihr endlich ihr Kummer, überschrie sie ihn: „Wenn ik uns allen int Unglück driev, is dat dinen Schold! Weil ik di liev häb un nich glöwen kann, dat du mit dinen Lieve mi beswinneln därfst, dorwegen is dat dinen Schold, du büst dat Best, du Best!"

Wie sie ihm diese Vorwürfe zurückgab, daß er den Folgen seiner haltlosen Art in die hüllenlose Wahrheit stierte, überkam ihn Wut, Scham, Verzweiflung über sich selbst, er mußte irgend etwas zerbrechen. Noch während die Frau unter seinen Händen zusammensank, überflutete ihn ihr ausströmender Kummer: „Merkst immer noch nich, dat du allent in Hännen hältst, um dat Unglück noch tau verhöden? Wat du von Liebe tau mi sproken häst, ik kann nich vorgäten, dat dissen Blinne twischen uns steiht, or du häst mit din Art ons alle beswinnelt! Merkst immer noch nich, dat nur du noch allent in Hännen hältst — — —?"

Sie hätte ein beglückt erfülltes Gesicht mit hinübergenommen, wenn er jetzt in feuerflammendem Zorne sie

erwürgte. So tief war ihre Liebe in diesen Menschen versenkt, der Tod von seiner Hand würde ihr ganz natürlich erschienen sein. Zusammengebrochen lag sie schon am Rand des Weidenknicks, unter herbstlichen Früchtedolden hohen Schierlings und verwelktem Kraut braunen Fingerhuts. Der Mann aber, dessen Fäuste an ihren Schultern rissen, war durch sein verpfuschtes Mannestum so von seiner eigenen Schwächlichkeit durchwühlt, daß mehr und mehr nichts als nur die feige Angst in ihm übrig blieb, nicht selber mehr mit seinem Leben fertig werden zu können. Da lag er auf einmal neben ihr im Grase. Auf seine Knie reißt er sie, nimmt sie in seine Arme, seine hastigen Hände streicheln ihr Gesicht, seine Finger durchsträhnen ihr Haar, und nun küßt er sie plötzlich. Er küßt sie und bettelt und bittet.

Die Frau liegt reglos, steif, schweigend. Am liebsten wäre sie versunken, denn sie glaubt nicht, kann nicht glauben, daß dies wirklich, wahrhaftig im Leben ist. Er küßt ihre Augen, in fliegender Angst jagen seine Küsse über ihren Mund, seine Hände rütteln immer wilder an ihrem Leibe, dabei bettelt er um ihre Vernunft, ihr Gutsein, ihre Verzeihung. Immer noch liegt sie fassungslos still, immer nur still. Darum greift er in jäher Verzweiflung zu dem einzigen ihm noch gebliebenen Mittel, das Schicksal zu beschwören, er nimmt die Frau, selbst aufgepeitscht von hitziger Nähe, Angst, Wut, Gier, Entsetzen, oder auch Ekel, gibt der Frau, was sie Liebe nennt. Hier am Wegrand der einsamen Landstraße, zwischen Knick und umgebrochenen Erdschol-

len ist er über ihrem Leib, ihr rasendes Verlangen zu sättigen.

Was danach folgte, war das gerade Gegenteil von Liebe. Was nun im Hause des blinden Bauern Hinkeldey sich heimlich abzuspielen begann, war nichts als haßvoller Geschlechterkampf. An jedem Morgen, wenn Bruno Thein aus dem Zimmer mit den beiden Bettalkoven schlich, fühlte er sich immer mehr erniedrigt und besudelt, weil er durch nichts als Verrat, Hurerei, Ehebruch solchen zerstörungswütigen Haß einer Frau beschwören mußte. Das wußte er jetzt, Katrin wäre, ohne seinen verlogenen Liebesdienst, an Johannes und auch ihm zum bösen Schicksal geworden. Selbst im Geben und hinter jedem zärtlichen Wort sah er aus ihren dunklen Blicken ihre Zerstörungsbereitschaft lauern. Diesmal ging Katrin nicht mehr mit einem demütigen Verlieren in ihrer Liebe auf, sondern inmitten wilder und wüstester Sättigung ihres Verlangens war noch ihre herrische Bewachung zu spüren, wie eine Drohung gegen den Geliebten, sich nicht aus ihren Fängen herauszuwagen.

Aber der Kampf ging durchaus nicht zwischen einem sieghaften Weibe und einem hörigen Manne. Was Katrin in Bruno zerbrochen hatte, war seine Achtung vor sich selber. Sie hatte ihm die Möglichkeit entwunden, inmitten eines endlich gefundenen, bescheidenen Lebenszwecks vor sich selber ein anständiger Kerl zu bleiben. Je mehr sie ihm vom letzten Rest eines bescheidenen Ehrgeizes nach kleinbürgerlicher Daseinsverankerung vernichtete, um so wütender wühlte sein knirschender

Widerwille gegen dieses jetzige Leben; und ihre Liebesraserei war es, die das Beste in der Natur dieses haltlos schwankenden, wurzellosen Charakters aufrührte, nämlich seine Sehnsucht nach Licht, Luft, Freiheit. Niemals konnte dieser Lebenssöldner in der Hörigkeit eines Weibes untergehen!

Thein empfand diese Erniedrigung zur Hurerei so außerhalb aller Pflichten zur Treue am Freunde stehend, daß es nur noch eine Frage des Mutes war, einen Ausweg zum Davonmachen zu finden. Aber diesmal war die Ausrede rasch zu Händen, sie lag ihm schon zu nahe! Denn was gingen ihn die zwei wildfremden Menschen hier überhaupt an? Wozu ließ er sich als Wildfremder eigentlich zwischen das mißratene Schicksal dieser Eheleute einklemmen? Was gingen ihn die unglücklichen Verhältnisse aus Invalidität des Mannes und tyrannischer Bosheit des Weibes an, wenn sie sich gegenseitig durchaus vernichten wollten? Wozu schuftete er als dummer Sündenbock für einen fragwürdigen Erfolg, wozu ließ er sich für Undankbarkeit und Zwecklosigkeit zur Arbeit mißbrauchen und unbelohnt immer nur zur Arbeit ausquetschen? Mochten die beiden fremden Menschen doch sehen, wie sie mit ihren verpfuschten Dingen selber fertig wurden! Er hatte hier mehr als Freundespflicht und Menschenschuldigkeit getan, nun war es höchste Zeit, einmal an sein eigenes Vorwärtskommen zu denken! Raus hier endlich aus kaltherzigem Eigennutz, Schluß mit der falschen Freundschaft, weg aus der verfluchten Zwecklosigkeit!

So setzte sich Thein an einem Oktobertage, an dem schon steife Winde kühl aus Osten wehten, an den Tisch unter der Lampe im Wohnzimmer und schrieb einen Brief an die Siedlungskolonie in Königsberg. Er meldete sich für die Übernahme einer Soldatensiedlung im kurländischen Bruch.

Seit dem Beginn des Novembers fiel dann der übliche Regen. Dieser ewige Herbstregen hier droben an der Wasserkante mit steif eingedrehten Nordnordwestwinden ist das erste Anzeichen für die üblichen Herbststürme. In jedem Jahre jagen diese Novemberstürme von der Nordsee her mit tiefem Druck über das holsteinische Flachland. Selten ist es anders, als daß diese Stürme zu orkanartigen Fluten anwachsen, die Bewohner wochenlang unter dynamischen Druck der Angst halten, daß die hohen Deiche gegen das Meer unter dem Anprall der schweren Wellen brechen könnten. Tief jagen die Wolken tagaus und tagein, fegen über naßbraune Erde, um in Nebelfetzen zwischen kahl gereckten Baumkronen zu verschwinden. Unter striemendem Regen wird das Taglicht kaum richtig hell, durch Wolkenmauern dringt höchstens ein neblicht fahles Gelb, um schon zum frühen Nachmittag als weißlicher Nebel gen Himmel zu schlingen, ihn zu umarmen, Himmel und Erde zu mengen. Dann kann im Dorf kein Mensch fünf Schritt weit sehen. Das ist der November.

Und so über Nacht stöhnen und heulen plötzlich königliche Sturmgewalten. Der Nordwest springt an, fauchend beißt er sich fest an Bäumen, rüttelt mit Griff-

zähnen an den Häusern, fegt heidi im Kreise am Erdboden herum. Danach tanzen die Äste zusammen mit Ziegel und Dachsparren einen unwiderstehlichen Reigen, dem kein Mensch in die Quere kommen mag, alles was nicht nietfest gewesen, balgt sich in den Lüften mit dem wilden Gesellen. Das also ist der steife Nordwest. Und in jedem Bauernhause, sogar mitten in der Nacht, wird nochmals bis unter den Dächern nachgesehen, ob auch jede Luke dichtgezurrt ist. Sonst kann es passieren, daß der himmlische Fluch hier hineinpfeift und unter trommelndem Lärmgebrause das halbe Dachgeschoß dem Nachbarn auf den Kopf wirft. Aber gemach! Das ist erst der Anfang! Jetzt sind die Tage da, wo Schnee mit Regen striemt, wer keinen Schritt vor die Tür zu setzen braucht, hübsch im warmen Zimmer bleibt. Selbst die Kinder rücken beim Ofen zusammen, lassen ihre Spiele, lauschen auf das Sturmlied draußen. Alle Menschen sinnieren darüber nach, was eigentlich das Leben für eine kleine Sinnlosigkeit sein mag, wenn solche Sturmesgewalt draußen Land und Wiesen und Vieh und Mensch zu ersäufen vermöchte, sobald nur eine einzige Stelle am Deiche bricht . . .

Jetzt hieß es plötzlich im Dorf, der Deich würde die Sturmflut nicht aushalten. Oben, wo bei der Krugkoppelweide, die jetzt zum Hinkeldeyhofe gehörte, die Küste ihre neugierige Nase weit ins Meer vorstreckt, wodurch bei Flut hier immer schon eine besonders starke Brandung anrollte, hier waren allerdings verschiedene unterspülte Stellen in den Deich hineingefressen. Auf

einmal taten die Bauern allesamt so, als hätten sie diese lausige Geschichte nicht schon etliche Jahre einreißen gesehen. Im Gemeindevorstand schlug darum jedes Mitglied mit der Faust auf den Tisch, weil die Regierung den Deich immer noch nicht habe ausbessern lassen. Der Gemeindevorsteher schob die Schuld auf den Deichvogt in Büsum. Einstimmig schimpfte der ganze Dorfrat auf die Regierung in Schleswig, die nichts täte, als Steuern einzutreiben! Nur der Pastor Aßmussen bemühte sich, den erregten Bauerngemütern auch jetzt Gerechtigkeit zu predigen. Denn die Regierung hatte durch den Deichvogt Kenntnis vom Zustand der Stelle erhalten und erst vor wenigen Wochen die Deichprüfungskommission zur Besichtigung der Gefahr gesandt. Waren nicht die Herren in Regenflauschmänteln und Gummigaloschen stundenlang mit wichtigen Kennermienen an der Bruchstelle umhergeklettert? Hatte nicht der Deichvogt die Dringlichkeit der Ausbesserungsarbeiten betont? Hatte nicht der Herr Oberregierungsdeichbaumeister auf die Sparsamkeitserlasse des Ministeriums hingewiesen? Waren nicht die Sachverständigen zu dem Endurteil gekommen, daß durchaus keine Gefahr eines Deichbruchs vorliege? Nun also! Es drohte demnach keine direkte Gefahr. Diese amtliche Entscheidung war maßgebend, es drohte einfach keine Gefahr eines Deichbruchs!

Immerhin kam man als Resultat der Sitzung im Gemeindevorstand überein, daß der Gemeindediener abwechselnd mit dem Gemeindearbeiter und dem Totengräber den Deich bewachen sollten. Sodann wurde

jeder Hof an die Umlage erinnert, die er bei anhaltendem Sturmwetter bereitzustellen verpflichtet war, damit notfalls die Bauern selber mittelst Sandfuhren, Sandsäcken, Pfählen, Buschwerk, Weidengeflecht, Strohmist und Rammhölzern eine Bruchstelle abblocken konnten. Im übrigen würde man abwarten, war doch nach amtlicher Sachkenntnis irgendwelche direkte Gefahr nicht vorhanden.

An solchem Spätnachmittag, während fahlgelber Sturmregen den Tag zur frühen Neige peitschte, war für Bruno Thein die Stunde seines Entschlusses gekommen. Er hatte nämlich von der Siedlungskommission die Bedingungen erhalten, unter denen er entweder Land zur eigenen Urbarmachung und alle notwendige Hilfe bekommen konnte, aber auch als Käufer zugelassen werden sollte für einige fertige, vierjährige und sogar fünfjährige Siedlungen. Bei der Aufnahme neuer Genossen kam es der Kommission weit weniger auf Erhalt einer ansehnlichen Kaufsumme an, als landwirtschaftlich wie organisatorisch und in moderner Praxis durchgeschulte Kräfte heranzuziehen. Man gab ihm offen zu und stellte diese Offenheit seinen ernsten Erwägungen anheim, daß die meilenweite Mooreinsamkeit hinter Eydtkuhnen gebildete Intelligenzen selten lange auf den Siedlungen festgehalten habe, so daß dieses staatlich sonst vorteilhaft gestützte Projekt hauptsächlich am Mangel ausdauernder und wirtschaftlich fähiger Köpfe krankte. Thein erkannte sofort, hier endlich war für ihn die Gelegenheit gekommen, seine erworbenen Fähigkeiten zu richtigem

Lohn einzusetzen. Er durfte einfach nicht zögern, er mußte nach Ostpreußen! Und er wollte ja fort, endlich weg hier um jeden Preis! Mochte hinter ihm geschehen, was da wolle, kein zweitesmal im Leben bot sich ihm solche glückliche Gelegenheit zum freien, selbständigen Schaffen und Vorwärtskommen! Als letzten Liebesdienst, den er dem blinden Kameraden zu leisten sich verpflichtet fühlte, wollte er nicht bei Nacht und Nebel ausrücken, sondern sich mit ihm offen aussprechen und dann noch dafür sorgen, daß die Wirtschaftsfäden in die Hände des blinden Johannes übergingen. Wie er es dem blinden Freunde einst geschworen, zuvor wollte er ihm die restlos volle Wahrheit eingestehen, weswegen er nicht länger hier auf dem Hofe bleiben durfte. Noch war auch Katrin beruhigt, ihre bösen Absichten schliefen. In den Wochen bis zu seinem Fortgehen, entweder so um Weihnachten herum, spätestens aber zur Lichtmeß, Anfang Februar, mußte Hinkeldey dann selber Mittel und Wege finden, um mit der Frau fertig zu werden.

Während der Sturmwind draußen die Hausmauern ansprang, daß es durch den Raum wie ein Erbeben lief, die Menschen unwillkürlich noch die Nacken bogen, brachte Bruno zum zweitenmal dem Johannes seine Beichte vor. Diesmal aber legte er nicht die Tatsachen hin, um freigesprochen zu werden, sondern er enthüllte schonungslos alle Zusammenhänge, die ihn aus dem Unglück des blinden Freundes selber zum Opfer hatten werden lassen. Wie Thein für fremdes Schicksal gekämpft, mit Verstrickungen gerungen, Verführungen an-

heimgefallen war, wie er sich gewehrt und losgerungen hatte, und wie es dennoch bis zum heutigen Tage geworden war. Der Jüngere hatte jetzt gar kein Interesse mehr, sich selbst zu schonen, aber er wollte auch nicht schlechter dastehen, als wie es den Anschein haben konnte. Und diese restlose Aufrichtigkeit war wie eine Erlösung, eine Säuberung, eine endliche Befreiung!

Johannes saß da, als biege ihn der Sturm tiefer und tiefer. Und er murmelte nur immer die zwei zusammengepreßten Worte: „Also doch . . . Also doch . . ."

War es das Unwetter draußen, oder die tosende Erregung in der Brust der Männer, was ihre Stimmen immer lauter werden ließ? Aber nein, der unglückliche Johannes hatte ja noch kein anderes Wort gefunden, als nur dieses „Also doch . . ." Bruno war es wohl, dessen Rede so laut geworden, als müßte er den Sturm übertönen. Als verkünde er seinen eigenen Freispruch, rief er endlich: „Und nun ist es entschieden, ich kann nicht mehr anders, als fortgehen, um vor mir selber wieder als anständiger Kerl dazustehen!"

Johannes würgte nur: „Also doch . . . Also doch . . ."

„Ja, ich bin hier zu viel! Dafür kann ich aber ebensowenig als du! Wenn ich nun weggehe, damit zwinge ich dich endlich auch, dich nicht mehr von dieser Frau treiben und nach ihrem Willen dein Leben kneten und dich kujonieren und treten zu lassen! Du kannst jetzt noch den verfahrenen Karren deines Schicksals herausreißen, wenn du gegen Katrin mit dem starren Recht

kämpfst und ihre Schuld voll Lüge und Eigennutz als drohende Waffe gegen sie selbst benutzt!"

„Ach hör' auf!"

Der Blinde war vom Stuhle hochgesprungen, beide Hände gegen Bruno gestreckt: „Du hast es diesmal nicht nötig, dich hinter falschen Pässen zu verkriechen! Ich mache dir keine Vorwürfe, aber ich darf auch gegen Katrin keine erheben! Im Grunde genommen ist das ganze Leben infolge des Krieges von allen Seiten ein einziger Schwindel geworden, der neuen Zeit sind die unwägbaren Werte der Sittlichkeit zerfetzt worden unter den Umwälzungen draußen und drinnen! Du und ich und wir alle sind zu weit aus den Fugen gewohnter Ordnung geworfen, und die noch in den bürgerlichen Geleisen sich festklammern, das sind meistens die größten Schwindler! Katrin also ist auch nur Opfer, genau wie du und ich!"

Bruno lachte in einem so zornigen Ausbruch, wie man ihn sonst nie gekannt: „Meinst du, mit solchem Ballast von Moral kommst du nur einen Schritt weiter gegen die Frau? Es gibt im Grunde anständige Menschen, und es gibt grundschlechte Kreaturen, basta! Gegen die Frau handeln, gegen sie handeln! Als ich herkam, schienst du dies besser erkannt zu haben, als heute, wo dir das Messer an die Kehle gesetzt wird!"

„Gegen sie handeln — — —" Traurige Mutlosigkeit würgte aus diesen Worten.

„Noch bin ich ja hier!" Thein rüttelte den blinden Hinkeldey auf: „Gegen sie zu handeln, erwarte ich

Deine Vorschläge! Gegen sie zu handeln, rechne immer auf mich!"

Wieder saß der blinde Hinkeldey mit gebeugtem Rücken auf seinem Stuhl, das schwarzumbundene Antlitz tief zum Boden gesenkt, das Kinn mit beiden Händen umpreßt. So sagte er wie aus einer letzten Verzweiflung: „Gegen Katrin handeln hieße eigentlich nur noch, mir und dem Kleinen Ruhe verschaffen, eine neue, sichere Heimat fern von der Frau . . ."

Bruno schlägt sich mehrmals vor die Stirn: „Menschenskind, Johannes, was ist das für ein glücklicher Zusammenhang? Wenn ich, gerade ich, dir und dem Jungen endlich Ruhe und eine neue Heimat schaffen könnte, Johannes, alter Junge, dann hätte ich ja heute wirklich gut gehandelt! Johannes, was meinst du, wollen wir gute Kameraden nicht zusammenbleiben . . .?"

Der Blinde hob den Kopf in Wehmut: „Gute Kameraden — — —?"

„Weil ich mich doch droben in Ostpreußen ansiedeln kann," sprudelte Bruno hervor: „was meinst du, wenn ich doch gleich eine fertige Siedlung übernehme?"

Diese gute Hoffnung goß sich über den Blinden aus, riß ihn hoch: „Bruno! Bruno! Wirklich? Du willst? Gott sei Dank, daß noch Geld auf der Sparkasse liegen blieb! Siehst du, Bruno, ich habe mich dagegen gewehrt, daß wir nicht gleich alles hier in den verfluchten Boden hineinstampften! Bruno, das Geld nimm schnellstens, alles nimmst du, was noch auf der Kasse liegt! Und du kaufst eine fertige Siedlung — — —"

„Daß ich mich nicht längst schon zu dieser Lösung aufgerafft!"

„Und nicht zu klein, die Siedlung, wir bekommen ja noch etliches Geld für unser Linsengericht!"

„Johannes, jetzt nicht so gesprochen, jetzt nicht so!"

„Ja, ja, ich weiß, nun wird vielleicht in meinem Leben auch noch Ruhe, die stille, leise Ruhe für einen unnützen Blinden . . ." Auf einmal preßte Johannes beide Hände vor die Gesichtsbinde, sagte tonlos, jedes Wort wie eine verzweifelte Bitte: „Ich hatt' einen Kameraden . . ."

In der wehen Stille, die diesen Worten folgte, lauschten die beiden Männer unwillkürlich auf das Sturmesheulen draußen überm Land, das mit eigentümlichem Rasen gegen die Hauswände anwuchtete. Oder hatten sie auf die wehe Stille jener Worte nicht das Gelächter eines versteckten Koboldes gehört, das unheimlich leise aus irgendwelchen Ritzen hereindrang? Unwillkürlich hob Johannes wieder den Kopf, sagte fest, als müßte er dieses hämische Pfeifen übertönen: „Mit Katrin setze ich mich schon auseinander. Was ich getan, kann ich verantworten. Und dennoch soll sie zufrieden sein. Mehr soll ihr werden, als sie jemals rechtlich erwarten konnte!"

Bruno hatte das gleiche Empfinden, den folgenschweren Entschluß beeilen zu müssen: „Laß uns also keine Zeit mehr verlieren, Johannes! So rasch wie möglich weg hier von der Frau!"

Als schrille schon wieder durch Sturmesfauchen das durch alle Ritzen dringende Wutgelächter herein, fuhren beide Männer zusammen. Unwillkürlich noch lauter übertrumpfte der blinde Hinkeldey: „Keinen Tag mehr verlieren, richtig! Morgen schon fährst du, Bruno! Einverstanden?"

„Ja, Johannes! Morgen mit dem ersten Frühzug fahre ich!"

Da war die Tür offen. Die Tür zum Flur war eisig weit offen. Wie ein Irrlicht nirgends zu sein scheint und dennoch erschreckend allgegenwärtig ist, stand Katrin in der Stube zwischen den Männern. Sekundenlang schien sie im kreisenden Zorn hierhin zu flattern, bog dorthin. Stand dennoch derb auf beiden Füßen, stampfte gegen den Blinden, loderte ihm zu: „Bruno blievt hier! De blievt bei mi! Du awer geih endlich sülben! Nimm all din Geld, mak dat du runnerkömmst von Hof hier! Dat aber seg ik, in den Momank, wo Bruno geiht, in den Momank sorg ik dorför, dat du hinkömmst, wo du hingehörst!"

„Was du eigentlich sagst!" Mit schweren Kiefern mahlte der Blinde die wenigen Worte in verhaltener Abwehr.

„Wat du endlich hörn mötst!" unterbrach ihn keifernder Triumph: „Ik weit längst öwergenug! Kannst du den Swinnel aflögen? Dat du dornach noch immer up den Hof büst, dank dem dor, dank dem, din gauden Kamerad!"

Hektisch lachend lagen ihre Arme schon um den

Hals des Jüngeren: „Bliw hier! Geih nich fort! Du gehörst tau mi!“

„Nein! Ich gehe! Und mit mir geht Johannes, wenn er zu mir hält!“

Der Blinde jauchzte schluchzend: „Ich hatt' einen Kameraden, ja! Und wir wollen nun endlich auch einmal wieder unser eigenes Leben leben, wir alte Kameraden!“

„Lat di von Vadderland betohln, wat du glöwst an Glück fordern tau können, awer nich von mi! Ik häv fört Vadderland an solch unnützen Blinnen genug gedahn un gelitten!“ Wieder trennte sie wogend die zwei Männer: „Bruno, nu geiht dat, de Blinne or ik! Düssen unnütz zerschossen blinnen Kirl, or ik?“

Wutbebend, die Fäuste gegen seine eigene Brust gestemmt, schrie Bruno: „Ich halte zu Johannes!“

Schrie jauchzend der Blinde: „Das sind wir! Wir alte Kameraden von draußen!“ Und er stampfte überlegen gegen die Frau, als rechne er mit dem anderen Lebenselement ab: „Ihr habt Verrat an uns getrieben, immer nur habt ihr uns bestohlen und verdrängt, ihr Tausendfältige! Und so hast du gelogen und gerafft und Ehebruch getrieben! Ich darf nicht richten, nein, nein, nein! Aber das Kind gehört deswegen zu mir!“

Gellend hineingeschrien, gehöhnt, gelächtert: „Du büst en Bedröger! Bedröger an mi, an min Kind! Wem der Hof gehört, dat west du sülben! Aber wie dem ok sün mag, up alle Fälle min Kind tau mi, min Kind!“

„Nein, zu mir gehört das Kind! Hüte dich, darum kämpfen wir!“

Seine Worte wurden von ihr schrill zerkreischt: „Dem Bedröger ken Hof, ken Ehe, ken Treue, ken Kind, — Gefängnis, Gefängnis, Gefängnis, Gefängnis — — —“

Diesen tobenden Menschenaufruhr durchdrang endlich doch der Sturm. Er mußte zum Orkan angewachsen sein. Aber noch andere Laute übertönten das Entsetzen, Menschenstimmen drangen ins Zimmer, Rufe, Menschenrufe: „Helpen kömm! Ji möt all helpen kömm! De Deik brickt! De Deik brickt!“

Und der Lärm von draußen wuchs, er drang vom Hofe, Türen schlugen knallend gegen Sturmwind. Rennende Schritte stampften, Gestalten standen in der offenen Stubentür, angstverzerrte Gesichter füllten den eisigen Flur: „De Deik brickt! All Mann möt helpen kömm! De Deik, Herrgott in hogen Heven . . .“

Brutal ernüchternd, wie die besinnende Gegenwart, stand ein Knecht vorweg im Zimmer, seine einzelne Stimme riß allen verbiesterten Haß der Menschen hier endlich ganz auseinander: „Buer Hinkeldey, wi möten all runner an Deik! Herr Lütnant, twe Gespann häben wi schon anschirrt. Schalln wi Rammholz upladen? Or erst Wieden un Perdmist?“

Stimmen fetzten grell von draußen immer zwischenhinein: „Gott in hogen Heven! De Deik! Wie werrn all ersuppen! De Deik!“

Thein drängte schon mit den Leuten wieder hinaus: „Stroh und Weiden auf jeden Fall zuerst! Die geschäl-

ten Rammhölzer müssen mit der zweiten Fuhre geholt werden! Säcke und Spaten aber mitnehmen! Die liegen unten im Schuppen!" Schon hörte man ihn draußen über den Hof kommandieren: „Die Wagen hier vorn bei der Einfahrt beladen! Wollt ihr gleich im Dreck feststecken?"

Regen schlug in hingepeitschten Streifen am Boden. Nässe von oben und Nässe unten wurde durch Sturmböen zu blasigen Kreisen über die Kopfsteine getrieben. Vom Himmel niederschlagender Regen riß an den Augen, die knapp offen gehalten werden konnten. Jeder Mensch war im Nu gegen den Guß klatschnaß, wo der Wind aus den Kleidern wieder hinauspfiff aber eisig sturmgetrocknet. Man schwitzte und zitterte im Gleichmaß.

Mit Erschrecken erkannte Bruno neben dem vordersten Wagen den blinden Johannes stehen. Er vermochte aber nicht, den Blinden ins Haus zurückzuweisen. Statt dessen half er ihm mit nicht bewußter Behutsamkeit auf die Darre des Leiterwagens, deckte ihn noch so gut wie möglich mit Säcken gegen Regen und Sturm zu. Thein selber nahm die Leinen der zwei starken Gäule. Breite Pferdeschenkel lagen straff angebäumt. Zwei Knechte drehten in den Radspeichen. Schritt um Schritt schob der schwere Wagen voran, hinein in die dunkele Dorfstraße, hinunter in die Feldwege. Schritt für Schritt gegen den Widerstand des bissigen Orkans ankämpfend, durch Schlamm, der zum Morast wurde, manche tief zerfahrene Schlaglöcher der Radspuren nur Ruck um

Ruck überwindend. Wüste Flüche unterstützten die Gäule, dazu immer wieder letzter Einsatz aus Männermuskeln. Vor Hinkeldey, hinter ihm, aus verwischtem Dunkel der Sturmnacht zerfetzt antreibende Stimmen, überall vorwärts drängende Kräfte zur Hilfe zum geborstenen Deich.

Fluch und Gebrüll überschrie das Windorgeln. Der Sturmpfiff spritzte aus versumpften Pfützen Dreck in die Gesichter. Endlich war nur noch das letzte Wegstück der zur Deichhöhe hinanführenden Steigung zu überwinden. Wagen reihten sich neben Wagen, Bauern und Knechte und immer mehr Manngestalten standen schaffend reihan. Sie kippten, nach im Nachtdunkel doppelt mühseligem Anfahren der richtigen Stelle des Deichbruchs, den ganzen Wageninhalt zum Deichhang hinunter. Sand, Dung, Stroh. Die weißen Flocken der Uferbrandung tanzten schon bedrohlich nahe mit Gezisch über den Steinwall des Vorgeländes. Mann neben Mann säumte den Deichbruch in fast vierzig Meter Breite ein. Sandsäcke wurden gestemmt, Rammhölzer dazwischengetrieben, Buschwerk drüber geflochten, und wieder eine neue Schnur Sand, Stroh, Dung. Mann neben Mann mühte sich in schwarzer Nacht und Sturm, die verfluchte Einsenkung der Deichlücke zu füllen, ehe mit der neuen Flut die Gefahr stieg.

Oben auf der Deichhöhe, rechts wie links, sammelten sich Gestalten. Ihre Silhouetten schienen bald wie große, schwarze Flederwische, bald wie silberne Statuen. Das waren aber die Frauen aus dem Dorfe. Sie

hatten meist schwere Röcke aus alten Truhen hervorgeholt und diese Röcke über die Köpfe geschlagen. Das war seit alten Zeiten der Schutz gegen Sturmgepeitsche und Flutwellen. Die Weiber droben warfen riesenhafte Holzstöße zusammen, die sie von den Wagen schleppten. Nun wurden die Holzhaufen angezündet. Plötzlich war die spukhafte Dunkelheit der Sturmnacht abgewürgt, oder zu noch unheimlicherem Gespensterspuk erhöht.

Unten waren die ersten dreißig, vierzig, fünfzig Meter Dammsenkung abgeschnürt. Da kam haushoch eine grüne Flutwoge angeritten. Sie stand über den Köpfen, die sich tief duckten; die Wasserwand walzte nieder, daß die Männer sich festhielten, um nicht fortgerissen zu werden, sich ausschüttelten, die salzigen Wasser ausspuckten. Und danach war eine gewaltige Lücke in das getane Arbeitswerk gerissen. Das Heulen des Sturmes stieg mit der Flut wie Gedröhn aus gigantischem Blasebalg. Kein Mensch konnte dem Nachbarn noch Verständigung zubrüllen. Die Nordsee kippte in einer jeden Mitleids entkleideten Urfehde grünschwarze Wogenmeere von den Watten über das untere Deichgelände, daß man vor heransteilenden Wasserwänden sich kaum noch zu retten vermochte. Aber die Männer standen mit ihren Leibern im gebrochenen Wall, Bauern, die ihre Heimat verteidigten. In Salzfluten, die Augen und Gesicht zerfraßen, schleppten sie Sandsäcke. Von eisiger Nässe die Rücken kaum noch gerade zu biegen, rammten sie Pfähle. Mann neben Mann flochten Wei-

dengestränge, und kamen die grünen Flutenreiter aus weiß schäumender Höhe herniedergestoßen, hielten sich Mann um Mann mit den Händen zur Kette.

Es verlöschten die Holzbrände droben. Neue Holzstöße lohten wieder zu Flammenschein. Die Männer fluchten in grimmiger Verzweiflung, als könnten nur Teufelsworte den grimmigen Feind, den blanken Hannes, beschwören. Es war wie in einem wilden Ritual heidnischer Opfertänze. Und es wurde immer drängendere Not am Mann.

Die angeforderte Reichswehrhilfe, Pioniere aus Rendsburg, konnte unmöglich vor Mitternacht eintreffen. Sogar Pastor Aßmussen arbeitete in Sturm und Regen, Brandungsbrecher über den Leib, Weidenstriemen in den Händen, arbeitete neben Bauer und Knecht. Oder neben den jüngsten Pfarrkindern, die er erst im letzten Frühjahr vor dem Tische des Herrn eingesegnet hatte, und die nun fluchten wie sie das Vaterunser beten gelernt. Hier wog jeder Ansporn, jede Schaufel. Immer öfter mußte Pastor Aßmussen das schmerzende Kreuz biegen, Wasser aus den Schaftschuhen treten, oder sich nur sekundenlang inmitten der Leibesgefahr wieder auf sich selbst besinnen. Da sieht er droben, ganz weit vorn am Deichrand, abgesondert von den Weibern, den blinden Bauern Hinkeldey stehen. Mit wehenden Haaren steht der Mann in Sturm und Nässe, steinern unbeweglich, als könnte er das Unheil beschwören.

Im selben Augenblick fällt dem Pastor etwas ein: „Hallo, Hinkeldey!“ Der Pastor muß dies zwischen

hohlgewölbten Händen die knappen zwei Meter hinaufbrüllen: „Wo ist denn Ihr Freund? Nein, das geht nicht, daß der jetzt Holzfuhren macht! Soll'n die Weiber auf den Wagen sitzen! Einspringen soll der Mann hier! Netter Freund, uns in der Gefahr schuften zu lassen!"

Es sieht aus, als suche der Blinde erregt die Gegend um sich her ab. Dabei stiert er nur in rote Flammenzungen des nächsten Holzbrandes. Er wirkt unheimlich in dieser stieren Wehrlosigkeit seines Suchens. Auf einmal brüllt der Blinde mit hohlgehaltenen Händen zurück, wie einen Aufschrei, den nachher viele Leute sich entsinnen gehört zu haben: „Mein Freund kommt an seinen Platz, dafür stehe ich!"

Der Pastor schuftet schon weiter, zwischen Bauer und Knecht. Mann neben Mann hält im fluchend verzweifelten Ringen den Landwall gegen Deichbruch und Urfehde des blanken Hannes, des wilden Nordmeeres.

Hinkeldey aber hat gleich jemand gefunden, der ihn ins Dorf zurück mitnehmen will. Eine Frau ist dies. Die Frau will in dieser Sturmnacht doch lieber zurück zu ihren kleinen Kindern. Es ist nun nicht leicht, durch Stockfinsterheit einen blinden Menschen zu führen. Über verschlammte Feldwege, die wie Lehmsümpfe an den Sohlen kleben, vorbei an Strauchrändern, die wehe ins Gesicht schlagen, neben kotspritzenden Wagen, oftmals erbarmungslos durch Pfützen. Die Frau ist wohl geduldig; sie wird aber unwirsch, weil der Blinde zu oft den Schritt zögert, jedesmal nämlich, wenn ein Wagen durch heulende Böen heranknarrt. Und jedesmal fragt

er sie von neuem, ob dieses eine Holzfuhre vom Hinkeldeyhofe sei? Nein, es ist stets ein fremdes Gespann. Die Frau muß ihn fortwährend drängen, damit man endlich ins Dorf kommt.

Als bei den ersten Häusern auch die Orientierung des blinden Bauern einsetzt, bittet er selber die gute Frau, ihn das letzte Stück Weg zu seinem Hofe ruhig allein gehen zu lassen. Die Frau war froh darüber. Sie hatte bisher nie geglaubt, wie wunderlich der blinde Hinkeldeyhannes wirklich geworden war. Darum eilte sie rasch weiter, war schon von der Nacht verschluckt.

Johannes tastete sich Schritt um Schritt seinen Weg. Aber je näher er sich seinem Anwesen weiß, um so zögernder geht er. In ihm ist kein geordneter Gedanke, er hat keinerlei Absicht, noch erwägt er einen Plan. Dennoch biegt er ab und geht, anstatt von der Dorfstraße her durch den Vorgarten direkt ins Haus zu treten, um den Hof herum. Er steht zögernd vor den zwei Stufen, die hier in den Flur führen. Ganz jäh erinnert er sich, hier hat er vor Jahren an der Hand der Katrin seine ersten Schritte in diese Heimat gesetzt.

Der Blinde schleicht auf die Diele. Er steht lauschend. Und hört, — ja, drinnen sind Stimmen aneinander geraten. Bald sind diese Stimmen vor Erregung kreischend und überlaut, bald bittend, sogar flehend, wie unter Schluchzen leise. Der blinde Mann tastet ohne Geräusch wie körperlos durch den Flur, drückt sich ganz eng zur Tür. Jedes Wort hört er, das im Zimmer gesprochen wird. Jedes Wort ist so zermahlend und zer-

malmend, sogar den Atem verhält er deswegen. Thein brüllt gerade, brüllt wie geschüttelt von Abscheu: „Mir willst du drohen, mich könntest du ebenso ins Gefängnis bringen?“

„Nur en Wort von mi, dat ihr beiden Bedröger seid, du un de Blinne seid erledigt!“

„Da soll ich aus Angst vor solcher Drohung vor dir zu Kreuze kriechen, ich, ich, ich . . .?“

„Wenn du bei mi bliwst, bewohrst du ja den Blinnen vor Gericht un Gefängnis un uns allen vor dem Öwrigen! Siehst du nich, dat ik dat ut Lieve tau?“

„Für solche Liebe, die mit Gefängnis droht, danke ich! Du bist nicht nur ein Biest, nein, ein Stück Satan!“

„En Fru in Lieve is slimmer as dusend Satanasse! Du häst allent in Hännen. Bei din Ne bün ik morren up Gericht un zeig den ganten Swinnel an. Un denn is de Blinne sowieso runner von Hofe, und din Reis nah de Siedlung is futsch un perdü, denn ihr siedelt beiden int Gefängnis! Nu öwerleg genau din Ja or Ne!“

Johannes drückte die Tür leise auf. In ihm war eine plötzliche Sicherheit, so wie sie früher, als er noch sehend gewesen, sein ganzes Wesen erfüllt haben mochte. Hoch aufrecht trat er in das Zimmer, das Jahre seiner Qualen erlebt hatte. Er hörte genau, wie die beiden Menschen im Schreck vor ihm zurückprallten. Ihn hatten sie nicht erwarten können. Seine Gegenwart machte sie fassungslos. Von seiner Entschlußkraft erhoben wie ein Sehender, stand er genau da, wo ihm der Freund ins Angesicht schauen mußte: „Du gehst zum Deich hinunter!

Bitte, Bruno, geh! Ich kann dort nicht helfen, aber es ist Not am Mann, deswegen mußt du hinunter!"

Er lauschte sekundenlang. Als kein Schritt hörbar wurde, nicht einmal der schwere, wirre Atem des Bruno nachließ, bekam die Stimme des Johannes eisernen Zwang: „Mit dieser Frau hast du nichts mehr zu reden! Hier werde ich allein fertig, sowohl für mich, als auch für dich, darauf hast du dich zu verlassen! Denn das hier ist mein Haus, noch ist es mein Hof! Du aber hast die Pflicht, dort unten einzuspringen! Oder willst du, daß ich mich doch deiner schämen muß?"

Da hört der Blinde, daß der Freund sich abwendet. Johannes lauscht genau, die Männerschritte ziehen davon über die Steinfliesen. Doch hört er auch die Bewegungen, wie die Frau hier drinnen aus ihrer Überraschung zu sich kommt und dem sich Entfernenden nachrennen will. Im Augenblick steht der Blinde zwischen Katrin und der Tür. Durch ihren eigenen Angriff gegen den großen Mann fliegt sie unter hartem Stoß weit ins Zimmer zurück. Er hört sie taumelnd sich aufraffen. Unterdessen hat der Blinde schon die Tür abgeschlossen, dreht den Schlüssel um, zieht ihn ab.

Vor dem Fenster steht Johannes in seiner vollen Breite, als habe er in den Mienen des Weibes gelesen, daß sie dort hinaussteigen wolle. Warum will sie nur fliehen? Ist sie doch vor den drohenden Auseinandersetzungen feige? Oder bedeutet diese Feigheit Unsicherheit ihrer eigenen Sache? Als sie sich aber gestellt sieht, kreischt sie im Angriff, tobend wie ein wildes Tier: „Du ver-

dammigten Spökenkieker häst im Slötelloch gesessen, denn weitst du ja ok, wat di nu blüht! Denn weitst du ja ok, wat du nu mötst! Runner also noch hüt hier von Hof, runner mit di von Hof! Den Hof häv ik geerbt! Den Hof häv ik geerbt von den richdigen Hinkeldeyhannes! Du Bedröger mitsamt din sauberen Fründ, ji häbt dessen Dot utnützt, du Bedröger häst von Testament gewußt, du un din sauberen Fründ ji häbt mi um den Hof bestehlen wolln!"

„Wo ist ein Testament?"

„Wo — — — wo — — — wo — — —?"

„Zeige das Testament, wenn du eines hast!"

Wie erschrockene Verlegenheit eines schlechten Gewissens kreischt ihr Hohn: „Wat kümmert dat di? Ik wer di grad vertellen, wo ik dat Testament häb!"

„Weil kein Testament vorhanden ist! Als du den Pastor wegen unserer Heirat zu mir schicktest, damals begann dein Spiel. Aber damals hattest du noch nicht hinter mir hergelauscht, sondern zwei Türen zwischen mir und deinem schlechten Tun zugeschlagen! Sonst wüßtest du längst, daß ein Testament vom anderen Hinkeldey nie existiert hat!"

„Oh — — — oh — — — oh — — —" Irgend etwas zerriß in der Stimme der Frau.

„Sondern bei deiner Habsucht hatte der andere Hinkeldey dich an seine Kette gelegt. Er mußte ja wissen, weswegen du vom Dithmarscher Kohlbauern ins frauenlose Haus hierher zu ihm gelaufen bist. Er hat dich

besser erkannt als ich! Darum wußte er dich mit ein bißchen Briefschreiben an den Pastor schon so festzubinden, daß sein Testament gar nicht den gleichen Nutzen für ihn hätte haben können, wenn er lebend zurückgekommen wäre. Denn der andere Hinkeldey, ja der kannte dich!"

„Oh — — — oh — — — oh — — —" Als wankte ein Mensch, als risse sich ein armselig niedergeschlagener Mensch wieder gewaltsam hoch: „Oh — — — oh — — — oh — — —" Dann war es wieder, als könnte der Mensch die furchtbare Vernichtung seines Glaubens durch Stampfen mit den Füßen auf den Boden umwenden, brüllte sie unter einem zerkreischenden Lachen: „Ne ne ne ne ne ne, mak mi nix vor —!"

„Der Hinkeldey aber fiel wirklich. Und weil er keine Leibeserben hinterließ, war der Hof an die Verwandtschaft gekommen. Das erkannte ich erst, als ich die zwei Tage fort von hier gewesen, drunten in meiner Heimat. Und der erbende Verwandte bin ich. Höre genau zu, der Vetter Johannes Hinkeldey auf Tannenhof bin ich! Diese Verwandtschaft ist nicht nur mein Unglück geworden, sondern auch deines! Oder gibt es noch einen Gott?"

„Oh — — — oh — — — oh — — —"

Aber als stünde neben dem Worte von Gott stets und ewiglich die Hölle, das Teuflische, zerplatzten diese jämmerlich betenden Laute in grellem Haß: „Dat häd ik doch ahnen möten! Dat häd ik doch weiten möten! Den niederträchtig doten Lumpenhund häd ik doch kenn

möten! Wo man nur Slechtes öwer den gehört, wi häd he Gaudes daun könn an mir, die nur sin Hur wesen war! Ik spei öwer ihn, ik spei up ihn noch in sinen Sarch!"

Und wieder ein Schluchzen, herzweh, tiefer Jammer aus Menschenbrust: „Oh — — oh — — oh — —"

Der Blinde aber rechnete unbarmherzig ab: „Du hattest von Anbeginn gewußt, daß zwischen dir und mir doch vieles anders war, als zwischen dir und dem andren Hinkeldey in den kurzen Tagen eurer Gemeinschaft! Stärker als ahnende Einfalt aber war in dir deine Habsucht! So hast du mich besessen gemacht, um deine eigenen Zweifel zu beseitigen, hast gegen mich deine Schwangerschaft ausgenutzt, um hier erst einmal als Bäuerin festzusitzen! Als aber die wirkliche Liebe endlich in dir aufbrach, deine Liebe zu meinem Kameraden, da wuchs die satanische Kraft aus dir, der Wille, mir alles zu stehlen, Menschen wie Besitz! Aber du hast verspielt! Du hast verspielt!"

„Oh — — — oh — — — oh — — —"

Wie war diese Stimme zerbrochen, vernichtet! Klein, wie eine demütige Magd, wimmerte sie: „Wat nu? Wat nu?"

„Zwischen uns ist selbstverständlich jede weitere Gemeinschaft unmöglich. Auch noch so äußerlicher Art!"

Als versagte ihr Atem: „Wat nu? Wat nu? Dann möt ik nu woll von Hof? Nun möt ik hier herunner?"

Aus dem Gewimmer quoll irr suchender Aufschrei: „Wo schall ik nu hen? Wo schall ik hen?"

„Still! Laß bloß jetzt das Gejammer! Ich gehe hier fort, ich selber. Natürlich zusammen mit Bruno. Das weißt du ja alles schon, wir bleiben hier nicht! Den Hof? Den Hof magst du behalten, mit dem Hof kannst du tun was du willst! Unsere Ehe aber wird geschieden, und ebenso selbstverständlich geht das Kind mit mir, mir!"

Ein Herausgurgeln, als sei ein Mensch vor dem Ersticken: „Min Kind — — — min Kind — — —"

Hinkeldey hieb mit unerbittlicher Hand durch die Luft: „Gefeilscht wird jetzt nicht mehr! Du wirst versorgt, du behältst den Hof, aber das Kind lass' ich dir nicht, das Kind geht mit mir!"

„Du weitst jo nich, — — — oh . . . du weitst jo nich — — —" Danach geschah es, daß diese Frau mit gefalteten Händen und auf ihren Knien zu ihm flehte. Mutterhände bettelten, als beteten sie zu einem steinernen Götzen, um sein Herz menschlich zu erweichen: „Lat mi min Kind! — — — Dat is min Kind! — — Nur min Kind is dat! — — — Dat is nur min Kind!"

„Darüber gibt es zwischen uns keine Auseinandersetzung! Ein Johannes Hinkeldey gehört zu seinem Vater, und willst du den Jungen nicht freiwillig hergeben — — —"

„Dat is min Kind! Du blinnen Minsch büst nich sin Vadder!"

Der in seinem ganzen Wesen so stolz erlöste Johannes Hinkeldey bog wie unter einem übergewaltigen

Faustgriff die Schultern zusammen. Als die Frau ihn sich unter dem Schicksalsdruck winden sah, hoffte ihre verzweifelte Muttersnot, den steinernen Götzen zu besiegen: „Ik häb di ja bedrögen, schon immer bedrögen, ja ik häb di von Anfang an bedrögen ... du blinnen Minsch, dat is nich din Kind, ik gesteh, hör nur, dat Kind is vom Kruse ... von dem schiechen Snider Kruse min Kind — — — min Kind ...“

*

Der Deich war gerettet. Die Pioniere waren auf Lastkraftwagen eingetroffen. Die Soldaten traten den übermüdeten Bauern zur Seite, ihrem vereinten Ringen gelang es, die Bruchstelle abzublocken, Land und Heimat der Bauern vor Wassersnot und noch Schlimmerem zu bewahren. Aber erst gegen Morgengrauen konnten sich die zerschlagenen, todmüden Leute aus dem Dorfe ablösen aus dem feuchten Kampfe der Nacht. Da sahen sie irgendein Etwas nahe beim Deich im weißwogenden Meere treiben. Es sah aus wie ein entwurzelter Baumstamm. Von der Brandung wurde die dunkele Masse immer wieder in die Nähe des Deichbruchs getrieben, von den rollenden Wellen wieder zurückgerissen, herangetrieben, hinweggespült.

Pastor Aßmussen war es, der plötzlich ausrief: „Da treibt ja ein Mensch!“

Die müden Bauern schüttelte Entsetzen. Sie zählten, sie forschten, aber keiner der ihren, keiner von den Helfern fehlte. Weil Sturm und Seegang sich nur wenig

beruhigt hatten, war es unmöglich, an den treibenden Körper zu gelangen.

Erst als sich am Morgen die Kunde davon im Dorfe herumsprach, war aus dem Nichts das Gerücht da, dem die Bestätigung folgte, daß der blinde Bauer Hinkeldey in der Nacht ertrunken sei.

H a n s H. H i n z e l m a n n

ist der Verfasser des in der gesamten Presse
vielbesprochenen Buches

Achtung!
Der Otto Puppe kommt!

Roman

Geheftet M. 3.50, Leinen M. 5.25

Ein origineller und erregender Roman ... Diese wilde Unterwelt unserer Zivilisation ist mit so viel künstlerischer Eindringlichkeit, so viel Lebenskenntnis, so kräftig und unbekümmert angepackt und gestaltet, daß man außer Atem weiterjagt. *Bruno Frank*

Ein Dichter schrieb diesen Roman; ein Dichter, der mit geradezu ungeheuer dramatischer Wucht zu schildern versteht, der uns gefangen nimmt vom ersten bis zum letzten Buchstaben ... Der leidenschaftliche Atem des Buches fesselt uns, das Tempo reißt uns mit. *Nordischer Rundfunk, Hamburg*

Dieses Buch sollte viel gelesen werden, obgleich es giftig und gefährlich ist. *Velhagen & Klasings Monatshefte*

Immer wieder begeistert uns das warme, rote Herz, das hinter den Dirnen und Gaunerlumpen leuchtet ... Ein heftiges Buch, das eruptiv einem Dichterherzen entsprang.
Schlesische Monatshefte

Erschienen im Verlag E. P. Tal & Co., Wien

Werke von Ernst Wiechert

dem Träger des Literaturpreises Europäischer Zeitschriften

Die kleine Passion

Roman eines Kindes

Broschiert M. 5.—, in Leinen M. 7.—

Dies Buch ist gedichtet in des Wortes edelster Bedeutung. Hier ist ein sehr eigener Gestalter voll Leben, voll Seele und voll Liebe am Werk. Er erzählt in wundersam leuchtender, dichterischer Sprache, die ohne Ekstase ist, aber voll herrlicher Kraft und intensiver Bildhaftigkeit. An diesem Buch vorüberzugehen, hieße ein Erlebnis verlieren. *Kasseler Tageblatt*

Schon nach einigen Seiten war ich freudig überrascht, ja erschrocken: endlich ein Dichter! Der sittliche Ernst der Stoffe, die wundervolle Leuchtkraft seiner Sprache und die knappe Beherrschung der Form rechtfertigen das höchste Lob.

Franz Spunda (Die schöne Literatur)

Der silberne Wagen

Novellen

In Leinen M. 5.50,
in Leder M. 12.—

Der Wald

Roman

In Leinen M. 5.—

Der Knecht Gottes Andreas Nyland

Roman

In Leinen M. 7.—, in Halbfranz M. 10.—

Der Totenwolf

Roman. 10.—15. Tausend

In Halbleinen M. 4.—

Die blauen Schwingen

Roman

In Halbleinen M. 4.—

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung · Berlin

Junge Dichter

Wilhelm Gerd Kunde

Susanne Gülden

Roman

Broschiert M. 5.—, in Leinen M. 6.50

Selten ward das Wachsen und Reifen eines Mädchens zur Frau so leuchtend und mit derart psychologischer Feinheit gezeichnet. Mit unendlich rührender Zartheit spürt der Dichter jeder Regung nach, spricht sie in empfindsam gestalteter Sprache aus und bringt uns den ganzen Gefühlskomplex eines jungen liebenden Menschen aufrüttelnd nahe. Man steht noch lange unter dem Eindruck dieses Schicksals, das ein Künstler niederschrieb.

Nordischer Rundfunk, Hamburg

★

Hjalmar Kutzleb

Die Söhne der Weißgerberin

Erzählung

Mit Federzeichnungen von A. Paul Weber. In Leinen M. 7.—

In Hjalmar Kutzlebs mit holzschnittartigen Zeichnungen A. Paul Webers köstlich ausgestattetem Roman „Die Söhne der Weißgerberin" entdeckt man einen meisterhaften Erzähler: er schildert derb und deutsch zugleich das Abenteuer-, Kriegs- und Landstraßenleben der Arnstädter Weißgerber quer durch Mitteldeutschland hin bis zum Tiroler Süden während des Dreißigjährigen Krieges mit einer saftigen, bildklaren Gestaltungsfestigkeit. Kutzleb gibt nicht — bei aller Echtheit im Detail, in der Stimmung — zuletzt einen historischen Roman, sondern ihm dient der Stoff zur Darstellung des ewigen Deutschtums! Darum ist sein Roman bedeutsam, trächtig und menschenerobernd. Mit solchem Buch prägt Kutzlebs Name sich in das Herz der Besten der Nation.

Die Horen

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung · Berlin

5.85
Bag
3.7.33
10.
a. 37

Printed in Germany